



EBERHARD DEUTSCHMANN
laufitzer holzbaukunst

2

Eberhard Deutschmann · Lausitzer Holzbaukunst

SCHRIFTENREIHE DES INSTITUTS FÜR SORBISCHE VOLKSFORSCHUNG

SPISY INSTITUTA ZA SERBSKI LUDOSPYT

11

LUDOWE NAKŁADNISTWO DOMOWINA . BUDYŠIN

TECHNISCHE HOCHSCHULE DRESDEN
LEHRSTUHL FÜR ENTWERFUNG VON HOCHBAUTEN
UND LEBENSLEHRE
PROF. DIPL.-ING. R. GÖPFERT

B. 1070

Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB)
<https://digital.slub-dresden.de/werkansicht/dlf/425394/1>

Eberhard Deutschmann

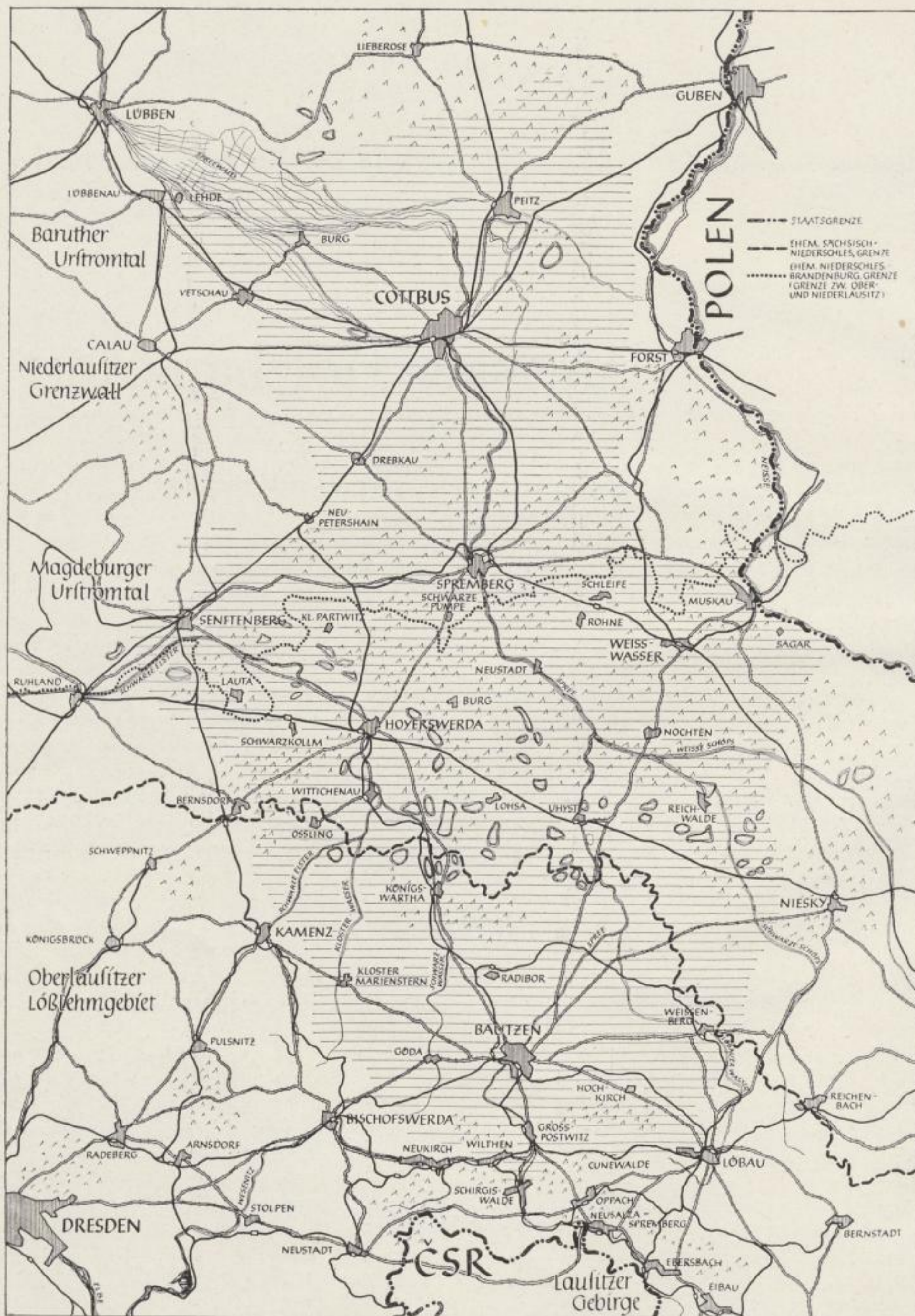


Lausitzer Holzbaukunst

unter besonderer Würdigung des sorbischen Anteils



VEB DOMOWINA-VERLAG · BAUTZEN 1959



≡ sorbisches Sprachgebiet nach Prof. Muka 1886

1830 09ga 0294 000 00 2



VORWORT

Die vorliegende Arbeit hat den Zweck, die historische Entwicklung der Lausitzer Hausformen im 18. und 19. Jahrhundert darzustellen.

Die Notwendigkeit einer derartigen Untersuchung ergab sich vor allem aus der Tatsache, daß die Zeugnisse ländlicher Baukunst vergangener Jahrhunderte durch die rasche Entwicklung der Technik schnell durch neue, zweckmäßigere, den höheren Lebensbedürfnissen entsprechende Konstruktionen ersetzt werden.

Da die Lausitz erst in jüngster Zeit industriell und verkehrsmäßig voll erschlossen wird, konnten sich hier viele alte Gewohnheiten und Bauweisen erhalten, die aus den benachbarten Gebieten schon längst verschwunden sind.

In dem altertümlichen Charakter der Lausitzer Blockhäuser spiegeln sich deutlich die bescheidenen, ja oft primitiven Lebensverhältnisse wider, die der Bevölkerung durch den kargen Boden und durch die drückende Last der Guts herrschaften aufgezwungen wurden. Diese ungünstigen Bedingungen verhinderten bis vor wenigen Jahrzehnten eine schnelle Entwicklung der Bautechnik und überlieferten uns somit noch viele Beispiele der alten volkstümlichen Bauweise.

Von den Hausformenlandschaften Deutschlands ist gerade die Lausitz als Untersuchungsfeld besonders geeignet, weil sie noch heute als Sammelpunkt verschiedenartiger Kulturströmungen aus Ost und West in Erscheinung tritt.

Dieser Raum zwischen Spreewald und Lausitzer Gebirge wurde noch vor knapp hundert Jahren durch die Gemeinsamkeit der sorbischen Sprache gekennzeichnet. Deshalb lassen sich die Einflüsse der sorbischen Wesensart auch an vielen Beispielen der materiellen Kultur erkennen. Andererseits sind auch Einflüsse der deutschen Siedlungs- und Kolonisationstätigkeit im Bergland und im Spreewald sowie Einflüsse der städtischen stilgebundenen Baukunst spürbar.

Das Studium der volkstümlichen Bauweisen soll nicht nur brauchbares Material für die Geschichtsforschung liefern, sondern auch Aufklärung über die Entwicklung der Bautechnik geben.

Es galt daher, nicht nur einen bestimmten Zustand der Hausformenlandschaft zu beschreiben, sondern vor allem Veränderungen und Entwicklungstendenzen wahrzunehmen, denn die Hausformen verändern sich ständig entsprechend den wachsenden Bedürfnissen der Menschen. Die Veränderung der Hausformen und Konstruktionen ist in erster Linie abhängig von der Entwicklung der Wirtschaft und Technik. Erst in zweiter Linie drückt die Mentalität der Bewohner durch Schmuck und Farbenfreude den Bauten ihren besonderen Stempel auf.

Da Aussagen im ethnischen Bereich sehr schwierig sind und leicht zu Spekulationen verleiten, wie das die mit rassistischen Tendenzen durchsetzte deutsche volkskundliche Literatur zwischen den beiden Weltkriegen deutlich zeigt, stellt sich die vorliegende Untersuchung das Ziel, möglichst viele Erscheinungen rationell zu begründen.

Durch Wahl geeigneter Untersuchungsmethoden, bei denen der Schwerpunkt auf der gründlichen technischen Bauaufnahme lag, gelang es, viele Probleme aus der Entwicklung der Bautechnik bzw. aus den ökonomischen Bedingungen her zu erklären.

An dieser Stelle spreche ich Herrn Professor Heinrich Rettig und Herrn Professor Eberhard Hempel meinen herzlichen Dank für die Förderung der Arbeit aus, die ich an der Technischen Hochschule Dresden abschließen konnte. Dem Direktor des Instituts für Sorbische Volksforschung in Bautzen, Herrn Dr. Paul Nowotny, danke ich für die Herausgabe der Arbeit und dem Direktor des Instituts für Denkmalspflege in Dresden, Herrn Dr. Hans Nadler, für Hilfe und Beratung bei der Aufmaßarbeit.

Eberhard Deutschmann

INHALT

VORWORT

EINLEITUNG

Geschichte und Methoden der Bauernhausforschung	9
Die Hausforschung in Deutschland und Österreich	9
Die Hausforschung in der Lausitz	15
Die Hausforschung in der Tschechoslowakei, in Polen und in der Sowjetunion	16
Die angewandte Untersuchungsmethode	17
Grenzen der Untersuchung	19
Räumliche Grenzen	19
Zeitliche Grenzen	20
Ergebnisse	20

LANDESKUNDLICHE EINFÜHRUNG

Landschaft und Klima	23
Die Entwicklung des Waldes	27
Boden und Wirtschaft	29
Besitzgröße und Besitzrecht	31
Die rechtliche Stellung der Oberlausitzer Bauern	31
Die Entwicklung des Häuslerstandes in der Oberlausitz	33
Die rechtliche Stellung der Kolonisten im Kreise Cottbus während der Siedlungsperiode Friedrichs II.	34
Die Entwicklung der ländlichen Besitzverhältnisse im 19. Jahrhundert	36

DIE HAUS- UND GEHÖFTFORMEN DER LAUSITZ

Die Gliederung der Hausformenlandschaften	39
Gliederung nach dem Erscheinungsbild der Baukörper	39
Gliederung hinsichtlich des Verhältnisses von Mensch zu Haustier	40
Gliederung der Lausitzer Haus- und Gehöftformen	41
Haus- und Gehöftformen des Spreewaldes	42
Die Entwicklung des Zwickhofes zum sekundären Wohnstallhaus	42
<i>Die Entwicklung des Gehöftes Burg-Kolonie Nr. 153. Die Entwicklung der Bautechnik. Die Entwicklung der Landwirtschaft</i>	
Die Entwicklung der Wohnstallhäuser vom Mittelstallbau zum Mitteltennbau	48
Die Mitteltennbauten der reinen Grünlandwirtschaft	52
Die Entstehung der Giebelkammern im Spreewald	52
Haus- und Gehöftformen der Lausitzer Heide	54
Haus- und Gehöftformen des Oberlausitzer Lößlehmgebietes	58
Haus- und Gehöftformen des Lausitzer Berglandes	63
Wirtschaftsgebäude	65
Der Speicher	65
Die Scheune	66
Die Ställe	70

DIE TYPISCHEN KONSTRUKTIONSMERKMALE DER LAUSITZER HOLZBAUTEN

Die Wand	73
Der Blockbau	73
Der Blockbau mit Giebelumgebinde	76
Das erdgeschossige Umgebinde	81
Das Umgebinde des zweigeschossigen Ständerbaus	82
Der Fachwerkbau	84
Die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Wandbautechniken	86
Das Dach	92
Gliederung und Kennzeichnung der Dachgerüste	92
Die Dachgerüste der Lausitz	100
<i>Verbreitung und Entwicklung. Beziehungen zwischen Grundrißgefüge und Dachgerüst. Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit der angewandten Dachkonstruktionen</i>	
Die Dachformen der Lausitz	104
Dachdeckung und Dachneigung	105
<i>Die verschiedenen Techniken der Stroheckung. Die Entwicklung der verschiedenen Deckweisen von Strohdächern. Die Dachneigung</i>	
Dachgauben	111
Die Dachtraufe	111
Giebel und Ortgang	112
Die Decke	113
Die Decken der Blockhäuser	113
Die Decken der zweigeschossigen Ständerbauten	113
Die Decken der erdgeschossigen Umgebinde	114
Der Deckenaufbau mit dem Fußboden	115
Die Feuerstätten	117
Kennzeichnung und Gliederung der Feuerstätten	117
Die Umgestaltung des Koch- und Backofens	119
Die Feuerstätten der Lausitz	121
<i>Das Ofenwerk. Die Ofengeräte und die Bereitung der Speisen. Vorgelege und „schwarze Küche“. Die Entwicklung des Lausitzer Ofenwerks</i>	
Die Einrichtung der Stube	130
Die Fenster	131
Türen und Tore	136

ARBEITS- UND BAUTECHNIK

Der Werkstoff	142
Die Werkzeuge	143
Der Werkvorgang	144
Der Abbund	144
Das Aufstellen	147
Die Bautechnik während der Kolonisation des Spreewalds	149

DENKMALPFLEGE

Wie können wir die alte Bausubstanz erhalten	151
Wie können wir die Lausitzer Bautraditionen bei unseren Neubauten pflegen	155

ANHANG

<i>Tafeln, Bildnachweis, Abkürzungen, Quellennachweis</i>	161
---	-----

EINLEITUNG

Geschichte und Methoden der Bauernhausforschung

Die Hausforschung in Deutschland und Österreich

Bis in das 19. Jahrhundert haben die volkstümlichen Bauweisen seitens der Kunstgeschichte und Technik kaum Beachtung gefunden. Erst die Romantik erweckte das Interesse an der Volkskunde und damit an der Form und Einrichtung des Bauernhauses. Die Bemühungen kamen von vornherein aus verschiedenen Richtungen. Erfreulicherweise sind die Arbeiten der Architekten an erster Stelle zu nennen. Sie haben gegenüber anderen Darstellungen den Vorteil, daß sie mittels technischer Bauaufnahmen und maßstäblicher Konstruktionszeichnungen zuverlässiges Material der Öffentlichkeit übergeben. So hat *Carl Schäfer* seit 1873 an der Berliner Technischen Hochschule sein Kolleg über die „Deutsche Holzbaukunst“ gehalten, in dem er die Entwicklung des mittelalterlichen Bürgerhauses in Deutschland zeigte. Er setzt die verschiedenen Konstruktionsweisen in Beziehung zu den deutschen Stämmen und unterscheidet einen sächsischen, fränkischen, alemannischen und keltischen Holzbaustil sowie Mischstile, denen er das Schwarzwälder und Tiroler Haus zuordnet. Darüber hinaus weist Schäfer z. B. am sächsischen Haus einen Einfluß der klassischen Stilepochen nach, der in der Gotik, Renaissance und dem Barock jeweils zu besonderen Formen geführt hat. Für die Schweiz haben die Arbeiten *E. Gladbachs* „Die Holzarchitektur der Schweiz“, 1868, gleiche Bedeutung erlangt.

Als Beginn der wissenschaftlichen Hausforschung kann das Jahr 1882 gelten, in dem zwei Arbeiten veröffentlicht werden. Zuerst erscheint: *August Meitzen* „Das deutsche Haus in seinen

volkstümlichen Formen“. Meitzen war Geometer und hat bei der Zusammenlegung der Fluren wichtiges siedlungsgeschichtliches Material gesammelt. Er bezeichnet die Einteilung der Äcker als die festeste Überlieferung aus den ältesten Zeiten und unterscheidet einen fränkischen, friesisch-sächsischen, schweizerischen und nordischen Haustyp. Seinen Untersuchungen liegt die erste Hausformenkarte bei. Auf ihr erstreckt sich das „fränkische Haus“ bis weit über die Weichsel nach Osten. Die von Meitzen als „fränkisch“ bezeichneten Merkmale, wie Trennung zwischen Wohnhaus und Stall, Kochofen, Schwarze Küche, Wandkamin, Torhaus mit Speicher, sind aber gerade im ostdeutsch-slawischen Raum heimisch und nicht etwa von den wenigen Kolonisten hergebracht worden.

Das „nordische Haus“ wird von Schweden über Posen, Galizien bis in die Balkanländer verfolgt, und die Giebelvorlaube, das getrennt errichtete Wohnhaus und die Gewohnheit, auf Bänken zu schlafen, werden als typische Merkmale dieser Bauweise gekennzeichnet. Die Ähnlichkeit mit der griechischen Tempelzella veranlaßt ihn zur Annahme, die ostgermanischen Heruler hätten auf ihren Wanderungen das griechische Haus nach Norden gebracht. Gestützt auf die Tatsache, daß in allen deutschen Volksrechten das Haus als fahrende Habe bezeichnet wird, spricht Meitzen den Germanen zur Zeit des Tacitus noch keine festen Wohnsitze zu.

Im gleichen Jahre veröffentlicht *Rudolf Henning* in den Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker sein Werk „Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung“. Diese Arbeit ist gründlicher als

die Meitzens. Henning unterscheidet eine fränkisch-oberdeutsche, sächsische, friesische, anglo-dänische, nordische und ostdeutsche Bauart. Er bemüht sich, die Bauweisen der verschiedenen deutschen Stämme aus einer altgermanischen Grundform abzuleiten, und steht damit im Gegensatz zu den Ansichten *Klenzes* und *Sempers*, die das oberdeutsche Bauernhaus aus der Antike entlehnen. Vor allem untersucht er die enge Verwandtschaft des altgriechischen mit dem nordischen und ostgermanischen Hause, für deren Hauptmerkmale er anführt: *prodomos*, *megaron*, *mychos* mit *mesodmen*, entsprechend dem nordischen Vorhallenhaus mit „Ramloftstube“.

Die Übereinstimmung in den Anfängen der arischen Architektur sei eine direkte Erbschaft aus der Zeit, wo die Nationen noch ungetrennt derselben Kultursphäre angehörten.¹

Henning findet Zusammenhänge zwischen Nord- und Osteuropa und teilweise auch den Alpenländern. Er stellt einige Hausmerkmale zusammen, die er von Nordjütland, Südnorwegen über Hinterpommern nach Polen verfolgt, und schließt daraus, daß früher auch Ostholstein, Mecklenburg und Vorpommern zu diesem Gebiet gehört haben mögen, in das erst später die niedersächsische Hausform Einzug gehalten habe. Die Entstehung dieses gewaltigen Haustypengebietes schreibt er den ostgermanischen Vandalen zu.

Rudolf Meringer rückt mit seinem Werk „Das deutsche Haus und sein Hausrat“, 1906, die Feuerstätte in den Mittelpunkt der Betrachtungen und unterscheidet ein niedersächsisches Herdhaus vom oberdeutschen Küchenstubenhaus (Zweifeuerhaus) mit der Ofenstube als Kernzelle der Wohnung. Den Ofen erklärt er aus antikem Einfluß. Meringer kommt zu der Erkenntnis: „Noch vor kurzer Zeit hoffte man, viele nationale Kulturen in Europa finden zu können. Dieser Traum hat sich keineswegs erfüllt. Das heutige Europa zeigt uns wenige, aber große Kulturkreise, und zwar solche, die von den Sprachen vollkommen unabhängig sind.“²

¹ „Die Identität des nordischen und des ostdeutschen Hauses ist eine so weitgehende, daß hier nicht mehr an Zufall gedacht werden kann, und sie erstreckt sich in vollem Umfange wenigstens noch auf das urgriechische Haus.“ (Henning) (26)

² Vgl. Geramb (17)

Sowohl Henning als auch Meringer erkennen richtig, daß sich die Hausformen nicht in stammlich gebundene Bezirke hineinzwängen lassen, sondern daß bestimmte Elemente des Hausbaus sich über Sprach- und Stammesgrenzen hinweg ausgebreitet haben. Die Ursache hierfür suchen sie aber nicht in der Zweckmäßigkeit und konstruktiven Überlegenheit der Einzelteile, sondern schreiben sie z. B. den Vandalen zu, deren Einfluß aber schon über ein Jahrtausend nicht mehr da ist.

Für den gesamten Ostalpenraum hat der österreichische Forscher, Oberst *Gustav Bancalari*, auf etwa 4500 km Fußwanderungen wertvolles Material gesammelt und 1893 in der Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins unter dem Titel „Die Hausbauforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen“ veröffentlicht. Bancalari erkennt, daß das räumliche Nebeneinander der gegenwärtigen Formen dem zeitlichen Nacheinander entsprechen kann. Als gestaltende Kräfte des Bauernhauses sieht er das „objektive Moment“ (Einfluß der Notwendigkeit) und das „subjektive Moment“ (Geschmack des betreffenden Volkes). Er unterscheidet ein:

Vorhallenhaus (nordisch),
Stallhallenhaus (sächsisch),
Flurhallenhaus (oberdeutsch).

Die Vorhalle erklärt er aus nordischem Ursprung und erweist im Gegensatz zu Henning ihre Zweckmäßigkeit auch im nordischen Raum damit, daß sie Schutz gegen Schneeverwehungen und Zugluft biete. Eine Entlehnung aus dem Süden sei unwahrscheinlich, da ausgerechnet in Hinterpommern, Litauen und Skandinavien die Vorhalle am häufigsten zu finden ist. Das polnische Bauernhaus wird als sekundäres Wohnstallhaus gekennzeichnet, das aus einem Vorhallenhaus hervorgegangen ist.

Als wichtigstes Merkmal des oberdeutschen Hauses wird der Flur, das „Haus“, auch Fletz oder Ern, erkannt, wo noch ein Herd oder Spuren desselben vorhanden sind.

Er verweist auf den plötzlichen, merkwürdigen Übergang vom kärntnerisch-steirischen Ringhofgebiet mit steilem Strohdach, in dem eine strenge Trennung zwischen Wohnung und Stall herrscht, zum Tiroler Einhaus mit flachem Dach. Der Begriff Alpenhaus sei deshalb nicht mehr haltbar. Große Bedeutung haben die Arbeiten *Karl Rhamms* erlangt, der in den Jahren 1908—1910

in den „Ethnographischen Beiträgen zur germanisch-slawischen Altertumskunde“ auf etwa 1600 Seiten einen hausbaukundlichen Überblick über Mittel-, Nord- und Osteuropa bringt. Mit außerordentlicher Gründlichkeit beobachtet er alle hausbaukundlichen Erscheinungen und sucht die Ursachen der Veränderungen zu erkennen. Auch Rhamm stellt die Beziehung zwischen Nord- und Osteuropa und den Alpenländern heraus.

Diese Zusammenhänge führt er, wie Henning, auf die Ostgermanen zurück. Seine Arbeiten haben vor allem zur Klärung der Begriffe und zur Bestimmung der wichtigsten hausbaukundlichen Merkmale beigetragen. Er bekämpft nicht nur die stammlichen Einengungen, wie fränkische Bauart, sondern auch irreführende Merkmale, wie das Ein- und Zweifeuerhaus Meringers, weil diese tatsächlich nur auf einen eng begrenzten Raum zutreffen. Dafür prägt er z. B. die Begriffe „Zwiehof“ für die getrennte Behausung von Mensch und Tier und „Doppelhaus“ für die Raumfolge: Ofenstube — kaltes Vorhaus — Kammer.

Um die Jahrhundertwende erwacht ein reges Interesse der Architekten und Ingenieure am Bauernhause. Dieser Bestrebung haben wir es zu verdanken, daß uns eine Fülle zuverlässiger und konstruktiv durchgearbeiteter Bauaufnahmen überliefert worden sind. Dennoch sind die sogenannten Bauernhauswerke nicht mehr als Materialsammlungen, denn es fehlen sowohl die klare Methodik als auch die gestalterische Einheit. Die einzelnen Beispiele sind ohne Zusammenhang dargeboten. Oft wurden interessante, altertümliche Häuser aufgemessen, aber typische Erscheinungen wurden übergangen. Die Häuser wurden als feststehende Typen gezeigt, ohne nach den Entwicklungsursachen zu forschen. Die genauen Ausmaße kamen dem Bestreben der damaligen Zeit entgegen, eine neovolkstümliche Bauweise zu fördern. Von den Ingenieur- und Architektenvereinen liegen folgende Veröffentlichungen vor:

Das Bauernhaus im Deutschen Reich und in seinen Grenzgebieten, 1906

Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten, 1906

Das Bauernhaus in der Schweiz, 1903

Das Bauernhaus in Kroatien, 1911

Das Bauernhaus in Ungarn, o. J.

Im engen Zusammenhang mit den Bauernhauswerken steht die umfassende Arbeit *Ostendorfs*, des Schülers Carl Schäfers: „Die Geschichte des Dachwerks“, 1908, in der anhand genauer Zeichnungen und zuverlässiger Jahreszahlen muster-gültige mittelalterliche Dachtragwerke beschrieben werden. Diese sorgfältige Arbeit ist heute noch grundlegend.

Die 1914 erscheinende Arbeit: *Schwab* „Die Dachformen des Bauernhauses in Deutschland und in der Schweiz“ bringt keine neuen Erkenntnisse und ist in ihren Hypothesen wenig überzeugend. Schwab will, vom Dachtragwerk ausgehend, die Entwicklungsgeschichte des Hauses aufhellen, indem er annimmt, das Sparrendach habe zur Dachhütte, das Pfettendach zur Wandhütte geführt. Seine Argumente versagen bei den steilen Rofendächern Süddeutschlands. Nach einer langen Ruhepause, bedingt durch den ersten Weltkrieg, veröffentlicht *Otto Kloeppel* im Jahre 1924 einen Bericht über die bäuerliche Haus-, Hof- und Siedlungsanlage des Weichsel-Nogat-Deltas. Der Wert dieser Arbeit liegt einerseits in der knappen, von technisch-konstruktivem Verständnis getragenen Darstellung, andererseits in der entwicklungsgeschichtlichen Tendenz. Der Autor beschränkt sich auf wenige Grundrisse und stellt für diese eine Entwicklungsreihe auf. Da es sich vorwiegend um Kolonistengehöfte des späten Mittelalters handelt, erhalten wir gute Vergleichsmöglichkeiten mit dem Kolonisationsgebiet der Lausitz und Schlesiens.

Von Bedeutung ist der Beitrag *Viktor v. Geramb*s „Die Kulturgeschichte der Rauchstuben“, 1924. In unermüdlicher Kleinarbeit hat Geramb über achthundert Rauchstuben aufgemessen und sie als deutsch-slawische Mischform gekennzeichnet, deren Hauptbestandteil die altslawische peč ist.³ Er hat weiterhin den Nachweis erbracht, daß der deutsche Ofen weder aus dem römischen hypocaustum noch aus dem langobardischen Kachelofen hervorgegangen ist, sondern in der

³ Rhamm hatte den ostgermanischen Stämmen, wie Herulern, Rugiern, Skiren, Ostgoten, die Überbringung des Back- und Kochofens, des Doppelhauses, des Zweistandstalls usw. in die Alpengebiete zugeschrieben. Geramb stellt hierzu fest, daß sich die Ausbreitung der Rauchstube mit dem slawisch besiedelten Gebiet der Ostalpen deckt. Gegen ostgermanische Herkunft spricht die ungleich geringere Kraft jener ostgermanischen Spuren gegenüber der durch drei Jahrhunderte starken slawischen Besiedlung.

slawischen peč seinen wahren Ursprung hat, die als Koch-, Heiz- und Badeofen dient.⁴ In Verbindung mit der Rauchstube weist er auf einige im Zusammenhang stehende typische Hausmerkmale hin, wie „Doppelhaus“, „Kalte Labn“, strenge Raumteilung in Ofenecke, Tischecke mit Ehrensitz, Schlafcke.⁵ Dem östlichen peč-Kulturkreis stellt Geramb einen westlichen Herd-Kulturkreis entgegen, der sich im Zuge der deutschen Kolonisation nach dem 10. Jahrhundert nach Osten ausgebreitet habe, um so durch Verbindung des Herdes mit dem Ofen die ostalpine Rauchstube zu schaffen. Geramb nimmt an, daß die Synthese peč-Herd überall dort auftritt, wo auf slawischem Gebiet deutsche Einflüsse geltend werden (so z. B. auch in Polen und der Tschechoslowakei). Dabei sollen die Slawen ihre Ofenstube lange vor der Entlehnung ihrer Bezeichnung — istuba — aus dem Deutschen gekannt haben. Irreführend sind hier die Begriffe wie peč-Kulturkreis usw., da wohl der Rauchofen einen großen geographischen Ausdehnungsbereich hat, aber keineswegs einer gemeinsamen Kultur angehört.

Otto Gruber, der Schüler Ostendorfs, veröffentlicht 1926 die Arbeit „Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser“. Er zeigt, daß die Konstruktionen des altoberschwäbischen und des Hotzenhauses mit ihren gewaltigen Firstsäulen und Pfettendächern zumindest in die Zeit der lex bajuvariorum zurückgehen, da sie ihren Gesetzesbestimmungen entsprechen.⁶ Für dieses Haus weist er ursprüngliche Einräumigkeit nach, die durch Bezeichnungen wie „Eingehäuse“ für die später eingebaute Stube bestätigt wird.

Das gestelzte Haus mit zwei selbständig abgebundenen Geschossen aus „Mann“-Gebinden mit

Bohlenfüllung und einer Dachkonstruktion, deren Sparren ohne Zusammenhang mit dem Dachgebälk angeordnet sind und auf Rahmschwellen aufgeklaubt werden, bezeichnet Gruber als das „alemannische“ schlechthin.

Als erster Forscher nach Rhamm bringt Bruno Schier eine vergleichende Darstellung der europäischen Hausformen, die er 1932 unter dem Titel „Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa“ veröffentlicht. Schier hat sich vor allem um die Verbesserung der methodischen Grundlagen der Hausforschung verdient gemacht. Er betrachtet das Haus nicht als starre Einheit, sondern als Überlieferungskomplex aus vielen Einzelteilen verschiedenster Herkunft und verschiedensten Alters, die sich auf Grund ihrer Zweckmäßigkeit durchgesetzt haben. Jeder dieser Teile hat seine eigene Geschichte und seinen eigenen geographischen Ausdehnungsbereich, der unabhängig von den Sprach- und Stammesgrenzen ist. Die Summe dieser Einzelkonstruktionen bildet demnach nichts Feststehendes, sondern die Elemente sind in ständiger Veränderung, im Vordringen oder Schwinden begriffen. Wichtig ist die Erkenntnis, daß die Hausformen keine stabilen Gebilde sind, wie Schier es überhaupt für unzweckmäßig hält, sogenannte Haustypen zu ermitteln, da Typen „wissenschaftlich abstrahierte Grundformen“ seien, die kaum jemals Gestalt angenommen hätten. Das Hauptfeld seiner Untersuchungen liegt im ostdeutsch-slawischen Grenzraum, weil hier das räumliche Nebeneinander der Hausformen weitgehend ihrem zeitlichen Nebeneinander entspricht.

Auf Grund zahlreicher Übereinstimmungen wird für Skandinavien, Osteuropa und die Alpenländer ein einheitlicher Kulturkreis nachgewiesen (kulturgeographische Richtung), dessen Träger Nordgermanen, Ostgermanen und Slawen gewesen sein sollen. Demgegenüber sollen die Westgermanen Nieder- und Mitteldeutschlands teilweise unter römischem Einfluß ein wesentlich verschiedenes Wohnwesen ausgebildet haben, das ob seiner technischen Höhe in stetem Vordringen nach Osten, Norden und Südosten begriffen ist.⁷

Als Merkmale des alpenländischen Hauses, die mit dem Wohnbau Osteuropas und Skandinaviens übereinstimmen, bezeichnet Schier:

⁴ „Das absolut Gemeinsame ist der sowohl im germanischen Norden als auch im finnischen Nordosten und vor allem im slawischen Osten auftretende Rauchofen, in dem gekocht wird, und der etwas wesentlich anderes ist als der deutsche Kachelofen. In reinster Form und größter Verbreitung in der slawischen peč und als solche unmittelbar bis vor die Tore unserer ostalpinen Rauchstube gedrungen.“

⁵ „Sowohl den Nordgermanen als auch slawischen Völkern sind der „Ehrensitz“ am Ecktisch, der Rauchofen, die Schlafbühne und die strenge Raumeinteilung gemeinsam.“

⁶ Gruber nimmt sogar an, daß dieses ebenerdige, quergeteilte Einhaus vorgermanisch, ja vielleicht das älteste Haus nördlich der Alpen sei.

⁷ These vom Kulturgefälle West — Ost

- I. 1. Beibehaltung des Pfettendaches,
2. Wirrstrohdach und Übergangsformen zum Schaubenstrohdach,
3. Sicherung des Strohdaches durch Randbretter und Latten;
- II. 4. Blockwerk mit Wettkopfbindung,
5. Drischbel (Hochschwelle),
6. Wölbdecke;
- III. 7. Giebellaube,
8. Wohnspeicherhaus,
9. Zwiehof;
- IV. 10. Grundform des Koch- und Wärmofens,
11. Rauch- und Lichtloch,
12. Kienspanhalter in Form eines Menschenkopfes;
- V. 13. Badestube zum Schwitzen,
14. Warmraum der Türnze;
- VI. 15. Hohe Schlafbühne,
16. Hängewiege;
- VII. 17. Umlaufstall,
18. Dörrhaus und Rauchboden,
19. Gadenwesen.

Als deutsche Kulturgüter, die in das Gebiet der West-, Ost- und Südslawen wandern, bezeichnet Schier:

- I. 1. Sparrendach,
2. Steilgiebel,
3. Schaubenstrohdach;
- II. 4. Blockbautechnik mit Abkanten der Stämme und Anwendung der Schwalbenschwanz- oder Hakenverblattung,
5. Fachwerk,
6. Vervollkommnung des Fensterbaues und Einführung der Glasscheiben;
- III. 7. Regelung der Hofanlage;
- IV. 8. Herd- und Heizofen;
- V. 9. Kachelofen als Seele der Wohnstube,
10. Wannenbad,
11. Stube als Kulturraum;
- VI. 12. Bewegliches Bett und Kufenwiege,
13. Einführung des Kulturhorizontes für Tisch und Sitzgeräte;
- VII. 14. Ständestall und Einrichtung des Misthaufens,
15. Heuberge und Scheune,
16. Rückentlehnung des technisch geläuterten Speichers.

Schier nimmt bereits vor der deutschen Kolonisation zwei Perioden germanisch-slawischer Lehns-

beziehungen an. Die erste Periode umfaßt die Zeit des altslawischen Zusammenlebens, in der die Slawen unter ostgermanischem Einfluß das Vorhallenhaus ausbilden, durch Übernahme eines selbständigen Stalles die Grundlage für das spätere Wohnspeicherhaus- und die Zwiehofanlage schaffen, den Schlaf- und Wohngaden verwenden lernen und überhaupt die altslawische *istuba*-Wohnung begründen. Die zweite Periode besteht in den westgermanisch-slawischen Beziehungen der vorkolonisatorischen Zeit; sie ist vor allem durch die Ausbildung der Blockbautechnik, durch die Übernahme des westgermanischen Sparrendaches und der westgermanischen Scheunenwirtschaft gekennzeichnet.

Ein Mangel der Schierschen Arbeit besteht darin, daß er die Verbreitung der einzelnen Elemente, losgelöst vom schöpferischen Menschen und von der historischen Entwicklung, im nicht abgegrenzten geographischen Raum betrachtet. Die Gliederung in Kulturkreise hat die nationalen Grenzen vollkommen verwischt und läßt letzten Endes ein verwirrendes Bild zurück, weil viele Erscheinungen eben nicht in die Grenzen der Kulturkreise hineingepreßt werden können, andererseits Beziehungen oft gewaltsam konstruiert werden. Die Methode leidet auch darunter, daß die Verbreitung der Elemente nur kartographisch erfaßt wird (Kulturgeographie), ohne zu berücksichtigen, wie verschiedenartig die Bedingungen innerhalb des Verbreitungsgebietes gewesen sind, die zur Entwicklung der Formen geführt haben. Sie geht von der wissenschaftlich durch nichts gerechtfertigten Vorstellung aus, daß in unkontrollierbarer vorgeschichtlicher Zeit fast alle Erscheinungen der materiellen Kultur dagewesen und dann gemeinsam z. B. von Ostgermanen, Nordgermanen und Slawen in ein riesiges Gebiet getragen worden seien, wo sie bis zum heutigen Tage bestünden. Sie läßt außer acht, daß in der dazwischen liegenden Zeitspanne große gesellschaftliche und ökonomische Umschichtungen stattgefunden haben.

Es ist offenkundig, daß die Verbreitung der einzelnen Konstruktionselemente nicht an sprachliche oder stammesartige Bezirke gebunden ist, da sich zweckmäßige Konstruktionen nach allen Richtungen hin ausbreiten. Diese Ausbreitung kann aber nicht einem Kulturgefälle zugeschrieben werden, das über Hunderte Kilometer hinweg wirksam ist, sondern ergibt sich daraus, daß die Bautechnik sich ebenfalls unabhängig von

den Stammesgrenzen entwickelt. Hierbei breiten sich zweckmäßige Konstruktionen aber nicht um jeden Preis aus, sondern nur dann, wenn Berührungspunkte vorhanden sind und wenn die Entwicklung der Technik eine Übernahme gestattet. So konnte das geglättete Strohdach erst dann Eingang finden, nachdem man das hierzu erforderliche Werkzeug, nämlich das Deckbrett, verwenden gelernt hatte.

Eine neue Konstruktion wird auch erst dann übernommen, wenn ihre Zweckmäßigkeit tatsächlich erwiesen ist. Schier bezeichnet den Fachwerkbau als ein Kulturgut, das von dem kulturell höherstehenden Westen zum kulturärmeren Osten wandert. Bautechnisch gesehen ist der Fachwerkbau in vieler Beziehung dem Blockbau überlegen, so ist er holzsparender, unterliegt geringeren Setzungen, läßt sich schneller aufstellen und ermöglicht größere Fenster- und Türöffnungen. Friedrich II. hatte für seine Kolonistendörfer Fachwerkbau vorgeschrieben. Er mußte sich aber bald eines Besseren belehren lassen. In Oberschlesien konnte sich der Fachwerkbau nicht durchsetzen, weil die Zimmerleute diese Bautechnik nicht beherrschten, und im Spreewald war diese Bauweise für den sumpfigen Untergrund nicht geeignet, weshalb sie bald wieder verschwand.

Trotz dieser einseitigen Betrachtungsweise hat Schier das gewaltige Material über den europäischen Hausbau erstmalig klar gegliedert und die wichtigen Konstruktionsmerkmale und ihre Abhängigkeit voneinander so verständlich dargestellt, daß sie für alle weiteren Forschungen eine wertvolle Grundlage bilden.

Hermann Phleps („Ost- und Westgermanische Baukultur“, 1934) nimmt für seine Siebenbürger Beispiele Einflüsse der ostgermanischen Gepiden in Anspruch. Er stellt die Zusammenhänge mit Skandinavien heraus, verschweigt aber die slawischen Berührungspunkte. Das in Siebenbürgen auftretende Ständerwerk mit Bohlenfüllungen kennzeichnet er in der Form des „westgermanischen Viergebundes“ als Kolonisationserscheinung.

Phleps stellt die Verbreitung der verschiedenen Konstruktionsteile in Europa kartenmäßig dar, schreibt aber den Elementen ohne ausreichende Begründung voreilig nationalen Charakter zu. So bezeichnet er z. B. den Torweg mit kleiner Nebentür als „Triumphbogen der Germanen“ und vermutet, daß diese Bauform zweimal nach

Siebenbürgen gelangte, einmal durch die ostgermanischen Gepiden während der Völkerwanderungszeit und zum zweiten Male durch die westgermanischen Franken im 12. Jahrhundert während der Kolonisation. Nun sind aber nach Aščepkovs⁸ Berichten gerade in Westsibirien diese Tore sehr verbreitet und besonders eindrucksvoll gestaltet. Die Bezeichnung „Triumphbogen der Germanen“ sollte daher besser vermieden werden.

Während Schier nur Kulturbewegungen für die Veränderung der Hausformenlandschaft gelten läßt, berücksichtigt Adolf Helbok⁹ auch die Umwelteinflüsse stärker und findet daher schon bessere Ansätze für die Beurteilung der Hausformen und ihrer Entwicklung. Als Leiter des „Atlas der deutschen Volkskunde“ forderte er, die Bauelemente (Baustoffe und Konstruktionsteile) in ihrer räumlichen Lagerung mit Boden und Klima zu vergleichen. So erscheint es jetzt nicht mehr sinnvoll, die Ausbreitung eines bestimmten Haustyps zu studieren, wie es Peßler noch 1906 mit dem niedersächsischen Hause getan hat.

Helbok gelingt der Nachweis, daß das „fränkische Gehöft“ seit der Jungsteinzeit in den Ackerbaugebieten der Rhein-Main-Gegend heimisch ist und daß die Menschen dieser Gegend bis heute an dieser Gehöftform festgehalten haben, weil sie sich als zweckmäßig erwies. Diese Anlagen finden sich seit der Jungsteinzeit überall dort, wo senkrecht klüftender Löß das Anlegen von Wohngruben ermöglichte. Da unsere heutigen „fränkischen Gehöfte“ vor allem in den Ackerbaugebieten der Lößlandschaft heimisch sind, sucht Helbok ihre unmittelbaren Vorgänger in diesen vorzeitlichen Wohngruben.

Daraus ergibt sich, daß Bezeichnungen wie „fränkisches Gehöft“ heute als ethnographische Einengung empfunden werden und, falls sie dennoch aus irgendeinem Grunde gebraucht werden, höchstens geographischen und formenkundlichen Charakter tragen sollten (wie z. B. der Begriff Hallstätter Kultur). Keinesfalls aber sollte man das „fränkische Gehöft“ mit Franken oder fränkischer Kolonisation in Verbindung bringen, wie das Mielke¹⁰ fälschlicherweise noch getan hat.

⁸ Aščepkov (2)

⁹ Helbok (23)

¹⁰ Mielke (44)

Helbok fordert auch eine stärkere Berücksichtigung der alten Territorialgrenzen. In diesem Zusammenhang weist er darauf hin, daß die Westgrenze des bayrischen Einhauses mit den Territorialgrenzen des Bistums Augsburg und der Fürstabtei Kempten in vornapoleonischer Zeit zusammenfällt.

Aus der Forderung Helboks: „Um den Anteil des Menschen zu bestimmen, muß man erst die Grenzen des Umwelteinflusses abstecken“, ergibt sich allerdings ein Widerspruch, weil man den Menschen von seiner Umwelt nicht trennen kann, denn das Leben des Menschen besteht ja gerade in der ständigen Auseinandersetzung mit der Natur. Auch die Baukultur ist lediglich ein Ausdruck dieser Auseinandersetzung. Das gleiche gilt für den Satz: „Wenn eine Kulturerrscheinung durch alle Perioden der Vorzeit bis in unsere Tage herein am selben Ort sich gleichbleibt, dann ist die Natur der sie gestaltende Faktor. Wenn Nationen, die auf ihrem Boden sesshaft bleiben, solche Erscheinungen aufweisen, dann sind sie bestenfalls Gewohnheiten, die ihnen die Natur aufgezwungen hat. In diesem Sinne sind sie nationale Eigentümlichkeiten.“ Denn der Mensch ist ja gar nicht bereit, bedingungslos anzunehmen, was die Natur ihm aufzwingt, sondern sucht sie ständig zu verändern. Wenn sich allerdings eine Einrichtung als zweckmäßig erwiesen hat, wie z. B. eine bestimmte Gehöftanlage, so ist der Mensch solange nicht an einer Änderung des Zustandes interessiert, wie seine Bedürfnisse in ausreichendem Maße befriedigt werden.

Gegen Helboks Auffassung polemisiert *Kulke* in seinem Werk „Vom deutschen Bauernhof“, 1938, folgendermaßen: „Gegen diese Formulierung kann nicht stark genug Stellung genommen werden. — Im Mittelpunkt unserer vom Volke ausgehenden Siedlungsbetrachtung kann nur der Mensch, der nordische Bauer, stehen, als deutscher Erbe einer nicht von der Natur, sondern von seinem Blutsanteil und seinem seelischen Gehalte bestimmten Lebensführung.“

Kulke hebt ganz richtig den Menschen als Mittelpunkt hervor, aber er widerspricht sich insofern, als er ja gar nicht mehr den handelnden Menschen sieht, sondern nur die nordischen Blutkörper, und kennzeichnet sich dadurch als Vertreter der Rassentheorie. *Franke* („Ostgermanische Holzbaukultur“, 1939) beschäftigt sich

mit den Hausformen des Lausitzer Gebirges und der Sudeten. Er will für den zweigeschossigen Ständerbau mit Blockstube ostgermanischen Ursprung nachweisen und schreibt, unter Berufung auf den Gesandtschaftsbericht des Priscus, schon den Goten ein geschweiftes Holzwerk in der Art des Umgebundes zu. Dieser Versuch mißlingt, da er als Architekt nicht über ausreichende volkscundliche und geschichtliche Kenntnisse verfügt, aber dennoch die rassisch-nordischen Gesichtspunkte der damaligen Zeit stark in den Vordergrund rückt. Das schmälert leider die sonst gute Arbeit, die viele ausgezeichnete Bauaufnahmen mit zuverlässigen Angaben enthält.

Die Hausforschung in der Lausitz

Im engeren Lausitzer Raum haben folgende Arbeiten Bedeutung erlangt:

Die erste und bisher einzige Monographie der sorbischen Bauten wurde 1889 von dem tschechischen Forscher *Adolf Černý* unter dem Titel: „Wobydlenje Łužiskich Serbow“ (Die Wohnungen der Lausitzer Sorben) im *Časopis Mačicy Serbskeje* veröffentlicht. Wenn auch *Černý* sich nur auf Wort- und Sachforschung beschränkt und wenig Bildmaterial beigibt, so ist seine Arbeit von bleibendem Wert, da er bereits damals einen großen Teil der typischen Hausmerkmale übersichtlich dargestellt hat. Der sächsische Landbauinspektor *K. Schmidt* gab 1897 gemeinsam mit Seyffert und Sponsel die Mappe „Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser“ heraus, in der besonders den sorbischen Gebieten große Aufmerksamkeit gewidmet ist. Vom gleichen Verfasser stammt der Beitrag über das Königreich Sachsen im Architektenwerk „Das Bauernhaus im Deutschen Reich“. *O. Gruner* veröffentlichte 1893 seine „Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Bauweise im Königreich Sachsen und Nordböhmen“ und 1901 in der „Sächsischen Volkskunde“, herausgegeben von A. Wuttke, den Beitrag „Haus und Hof im sächsischen Dorfe“. In Schlesien und Brandenburg tritt besonders *H. Lutsch* mit seinen „Wanderungen in Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise“, 1886, hervor. Im Architektenwerk verfaßt er die Beiträge über Schlesien und Thüringen. Über das Spreewaldhaus erschien 1886 eine Veröffentlichung in der Zeitschrift für

Ethnologie von W. v. Schulenburg. Anfang des 20. Jahrhunderts erschien Br. Schmidt „Das sächsische Bauernhaus und seine Dorfgenossen“. Der Beitrag von Kurt Sommer über Haus- und Hofformen in „Grundriß der sächsischen Volkskunde“, 1932, ist heute noch grundlegend, weil er sich klarer technischer Darstellungen bedient. 1932 legt Schnelle seine Arbeit „Verbreitung des Umgebendehauses in Sachsen und seinen Grenzgebieten“ vor, die leider nur als Manuskript vorhanden ist. In Schnelles Arbeit ist auch die Inventarisierung Wiechel enthalten.

In den letzten Jahren wurden in dem von Professor Hempel geleiteten Seminar für Geschichte der Baukunst an der Technischen Hochschule Dresden zwei Vorträge über den Lausitzer Holzbau gehalten, und zwar P. Wendt: „Ein Beitrag zum Umgebendehaus“ und H. Sommer: „Die Schrotholzkirche in Sprey“. Das Institut für Denkmalpflege in Dresden hat in Zusammenarbeit mit der Technischen Hochschule Dresden wertvolles Material zur Erforschung der Lausitzer Bauernhäuser gesammelt und durch zahlreiche Vorträge publiziert.

Die Hausforschung in der Tschechoslowakei, in Polen und in der Sowjetunion

Die erste zusammenfassende hausbaukundliche Betrachtung der slawischen Völker gibt der tschechische Forscher Lubor Niederle in seinen „Slovanské starožitnosti“ (Slawische Altertümer), 1911–1913. Seine Untersuchungen sind sowohl in sachlicher als auch in sprachlicher Richtung von außerordentlicher Gründlichkeit und Klarheit. Sie sind noch heute grundlegend und eine zuverlässige Quelle für den Hausbau der Ost- und Südslawen. Hervorzuheben ist sein Bemühen, die Entwicklung der Bauweisen auf historischer Grundlage darzustellen. In den letzten Jahren sind von den tschechischen Ethnographen, vor allem von E. Baláš, wertvolle Beiträge zur Erforschung der volkstümlichen Bauweisen der Tschechoslowakei in der Zeitschrift „Český Lid“ (Das tschechische Volk) veröffentlicht worden.

Von polnischer Seite hat K. Moszynski in seiner „Kultura ludowa Słowian“ (Slawische Volkskultur) einen zusammenfassenden Beitrag über den Hausbau Polens geliefert.

Von russischer Seite gibt D. K. Zelenin in „Russische (ostslawische) Volkskunde“, 1927, einen Überblick über die russischen Bauweisen.

Um die weitere Verbesserung der Methoden hat sich in den letzten Jahren die sowjetische Ethnographie bemüht, die vom Standpunkt des historischen Materialismus ausgeht, d. h., sie studiert Entstehen, Entwicklung und Vergehen aller Gegenstände und Erscheinungen in Abhängigkeit von konkreten historischen Bedingungen, die sich in Zusammenhang mit dem Herstellungsprozeß materieller Güter und der Entwicklung der Produktivkräfte herangebildet haben. Als bedeutendster Vertreter der sowjetischen Schule in der Ethnographie tritt P. Tolstov auf.¹¹ Nach ihm stellt die sowjetische Ethnographie einen Zweig der Geschichtswissenschaft dar, der sich mit den kulturellen Eigentümlichkeiten und der Lebensweise eines jeden Volkes in Abhängigkeit von seiner historischen Entwicklung befaßt und die Probleme der Herkunft und der kulturgeschichtlichen Beziehungen klärt, wobei ihre Aufgabe vor allem darin liegt, Gesetzmäßigkeiten der historischen Entwicklung zu erkennen.

Die sowjetische Wissenschaft sieht im Volke, gleich welcher Nationalität und Hautfarbe, den Gestalter der Geschichte und unterscheidet nicht zwischen Kultur- und Naturvölkern.

Sie steht im scharfen Gegensatz zu der „Kulturkreislehre“, weil diese antihistorisch und kosmopolitisch ist, und lehnt die a priori konstruierten Kulturkreise, losgelöst von der speziellen Kultur eines Volkes und dessen historischer Entwicklung, ab. Zwar wird die Existenz gewisser wirtschaftlich-kultureller Bezirke zugelassen. Wenn aber die Forschung einen solchen Bezirk aufdeckt, dann muß sie diesen als historische und dynamische Kategorie in Abhängigkeit von dem historischen Entwicklungsprozeß studieren. In den Fragen der Ethnogenese haben die bisherigen Forschungen wenig Ergebnisse gezeigt, weil entweder empirisch oder auf der Grundlage der heute veralteten indoeuropäischen Theorie vorgegangen wurde. Die sowjetische Methode geht davon aus, daß die ethnischen

¹¹ Die Angaben über die sowjetische Ethnographie sind der tschechischen Veröffentlichung: O. Nahodil, „Sovětský národopis a jeho pokroková úloha“ (Die sowjetische Volkskunde und ihre fortschrittliche Aufgabe), 1950 abgedruckt in Svět sovětu, entnommen.

Einheiten in der Periode der Urgesellschaft die „Stämme“ und die Stammesgruppen waren, in der Periode der Klassengesellschaft ist die ethnische Grundeinheit das „Volk“ und die „Nationalität“, in der Zeit der Liquidierung des Feudalismus und der Entwicklung des Kapitalismus entsteht die Nation. Die Nation ist keine Rassen- oder Stammesgemeinschaft, d. h., keine ethnische Kategorie, sondern eine „... historisch entstandene, stabile Gemeinschaft von Menschen, entstanden auf der Grundlage der Gemeinschaft der Sprache, des Territoriums, des Wirtschaftslebens und der sich in der Gemeinschaft der Kultur offenbarenden psych. Wesensart...“ (Stalin in „Marxismus und die nationale Frage“).

Auf hausbaulichem Gebiet ist vor allem die Arbeit Aščepkovs „Russkoje narodnoje zod-

čestvo v zapadnoj sibirij“, 1950, (Die russische nationale Baukunst in West-Sibirien) zu nennen, Aščepkov bringt zunächst eine historische Einleitung über die Besiedlung des Landes. Dann beschreibt er die Gehöft- und Grundrißanordnung, wobei er besonders die klimatischen und ökonomischen Verhältnisse berücksichtigt und Entwicklungsreihen bildet. Es folgt die Beschreibung der Einzelkonstruktionen, wie Fenster, Türen, Dächer und zuletzt das Schmuckwerk, wobei seine ausgezeichneten Farbstudien besonders hervorzuheben sind. Die Arbeit stellt die erste große Veröffentlichung über die russische Holzbauweise in Sibirien dar und gewinnt besonders durch die reizvolle Darstellung und die gründliche Behandlung der konstruktiven Fragen an Wert.

Die angewandte Untersuchungsmethode

Die langjährigen Erfahrungen auf dem Gebiete der Bauernhausforschung haben gezeigt, daß keine Spezialwissenschaft allein den gewaltigen Fragenkomplex bewältigen kann. Die Erkenntnisse aller Wissenschaften wie die der Geschichtsforschung in ihren verschiedenen Disziplinen, der Ökonomie, Ethnographie, Sprachwissenschaft, Architektur, Geographie und Klimatologie, müssen zusammenfließen, um ein vollständiges Bild über die Entwicklung der Hausformen zu geben.

Der Architekt ist natürlich geneigt, sich lediglich auf das Erfassen des Erscheinungsbildes der Hausformen zu beschränken, zumal sein Hauptinteresse darin liegt, den baulichen Charakter einer Landschaft darzustellen. Zu diesem Zweck wäre an sich gar keine eigentliche Bauernhausforschung notwendig, denn hierfür genügte bereits das Aufzeichnen verschiedener typischer Merkmale, wie Dachneigung, Dachdeckung, Giebel und Traufausbildung, Wandbaustoffe und deren Behandlung, Fenster und Türen, Schmuckwerk und Malerei.

Von Anfang an ist die Art der Gliederung und Bewältigung des Stoffes von großer Wichtigkeit. Die Geschichte der Bauernhausforschung lehrt,

daß man anfangs bemüht war, die volkstümlichen Bauformen in stammlich gebundene und geographisch eingeeengte Komplexe, wie z. B. das „niedersächsische Haus“, das „fränkische Gehöft“, das „ostdeutsche Haus“ usw., hineinzuzwängen. Besonders der Begriff des „fränkischen Gehöfts“, der bis heute noch nicht eindeutig definiert werden konnte, dem aber ungeachtet dessen der gewaltigste Ausdehnungsbereich in Europa zugesprochen wurde, ist oft mißbraucht worden. Helbok hat gezeigt, daß das sogenannte „fränkische Gehöft“ nicht etwa auf eine Vorliebe des fränkischen Stammes zurückgeht, sondern in Mitteldeutschland eine uralte Vergangenheit hat.

In der Erkenntnis dieser Tatsache verfiel man in das andere Extrem und löste das Haus in seine Einzelteile auf, um deren Verbreitung im europäischen Raum ohne Rücksicht auf die jeweilige Nation und deren geschichtliche Entwicklung zu studieren (Kulturgeographie). Man bediente sich dieses Hilfsmittels nicht nur zur Gliederung des Stoffes, sondern verband in einem Atemzuge damit völkische und rassische Spekulationen.

Es ist daher nicht richtig, die Hausformen nur

auf vergleichender Grundlage zu studieren. Zunächst müssen einmal alle gestaltenden Kräfte innerhalb der einzelnen historisch gewachsenen Bezirke untersucht werden, weil nur auf diese Weise genaue Ursachen für das Entstehen oder Verschwinden bestimmter Merkmale ermittelt werden können.

Besondere Verwirrung hat die auf rassischen Gesichtspunkten beruhende Berichterstattung zwischen den beiden Weltkriegen hervorgerufen, die bestrebt war, alle maßgeblichen technischen und kulturellen Errungenschaften den nordisch-germanischen Menschen zuzuschreiben. In diesem Zusammenhang waren die slawischen Völker meist dazu ausersehen, dieses hochstehende germanische Kulturgut zu übernehmen. Das Studium der Baukonstruktionen kann nur dann sinnvoll betrieben werden, wenn der Gesamtorganismus in seine Einzelteile zerlegt wird, d. h. durch eine gründliche Anatomie. Schier hat bereits darauf hingewiesen, daß es nicht möglich ist, nach sogenannten Typen zu forschen, denn Typen seien wissenschaftlich abstrahierte Grundformen.¹² Deshalb soll den Mischformen mehr Bedeutung zugemessen werden. Das ist aber ein Widerspruch, denn eine Mischform setzt ja andererseits das Vorhandensein von Typen voraus. In der volkstümlichen Bauweise kann man nicht von Typen sprechen — denn Typ ist etwas Stabiles, also gleichbedeutend mit Stillstand —, sondern nur von Hausformen, die sich entsprechend den technischen Möglichkeiten und den wachsenden Bedürfnissen ständig verändern, wobei natürlich einzelne Konstruktionselemente gleichbleiben können. Es ist daher ratsam, nur von typischen Elementen zu sprechen und deren Entwicklung zu zeigen.

Die Umgestaltung der einzelnen Konstruktionsmerkmale tritt bei den Lausitzer Bauten trotz ihres geringen Alters, das im Höchsthalle 150 bis 200 Jahre beträgt, klar hervor, weil sich gerade im 19. Jahrhundert die ökonomischen Verhältnisse rasch geändert haben.

Eine vergleichende Betrachtung der Konstruktionselemente wurde nur soweit betrieben, als sie zum Verständnis und zur Klärung beitragen konnte, ohne den Anspruch zu erheben, daß eine Verwandtschaft vorliegt, geschweige denn ein gemeinsamer Kulturkreis vorhanden ist. Bei der

Beschreibung der Feuerstätte wurden die Begriffe Herd- und peč-Kreis verwandt, weil sie in der bisherigen Literatur üblich sind und die Betrachtungen v. Gerambs über die ostalpinen Rauchstuben und die Arbeiten Schiers über die Entwicklung der tschechoslowakischen Feuerstätten gute methodische Hinweise für die Klassifizierung der Lausitzer Ofenformen geben. In vielen Fällen war es notwendig, erst einmal die Begriffe und Sachbezeichnungen zu klären, da die bisherige Literatur für die gleichen Dinge oftmals verschiedene Bezeichnungen gewählt hat.

Im Gegensatz zu empirischen Auffassungen, die bestimmte Erscheinungen als absolut voraussetzen und auf eine rationelle Begründung der Tatsachen verzichten, hat die dialektische Methode den Vorteil, daß sie alle Veränderungen der Hausformenlandschaft in Ursache und Wirkung und in Abhängigkeit von den menschlichen Produktivkräften und den wachsenden Lebensbedürfnissen des Menschen untersucht, wobei der Grad der technischen Entwicklung eine große Rolle spielt.

Während noch um 1800 die Hausformenlandschaft der Lausitz als eine lückenlose Kette verschiedener Holzbaukonstruktionen in Erscheinung trat, steht heute die Forschung mit zunehmendem Verfall der alten Bauweise und veränderter Lebensgewohnheit vor großen Schwierigkeiten. Oft ist in Ortschaften nur noch ein einziger Holzbau erhalten, der dann in jedem Falle als Untersuchungsobjekt dienen muß. Es wäre aber falsch, diese alten Reste ohne weiteres zu verallgemeinern, denn vielfach haben sich Sonderentwicklungen erhalten, die beträchtlich vom Typischen abweichen. Andererseits sind oftmals alttümliche Konstruktionsteile, wie Dachstühle und Feuerstätten, in Häusern verborgen, die schon massive Wände und Dachhaut haben und dadurch einen neuzeitlichen Eindruck erwecken.

Das Bauernhaus ist aber andererseits kein toter Gegenstand, der sich nur aus einer gewissen Anzahl verschiedener Elemente zusammensetzt, sondern ein lebendiger Organismus, der die kulturelle Kraft und technische Begabung der Bewohner widerspiegelt.

Die einzige zuverlässige Methode, den Organismus eines Bauernhauses zu erkennen, ist die genaue Bauaufnahme, weil sie jedes Einzelteil freilegt und besonders die Anschlußpunkte er-

¹² Schier (61), S. 2

faßt. Um die Übersicht zu wahren und die Arbeit zu vereinfachen, wurden bei den Aufmaßen nur die wichtigsten Maßverhältnisse ermittelt (vgl. hierzu die Konstruktionstafeln). Der klare konstruktive Aufbau der Holzbauten mit Maßbeziehungen, die vom Fundament bis in den Dachstuhl gleichbleiben, erleichterte dieses Vorhaben. So genügte oft nur ein Aufmaß des Dachtragwerkes mit dem Sparrenraster, um auch den Grundriß mit allen Raumgrößen festzulegen. In gleicher Weise waren nur wenige Höhenkoten für eine eindeutige Maßbestimmung erforderlich. Die wichtigsten Konstruktionsmerkmale und Maßbeziehungen wurden jeweils auf einer Tafel zusammengestellt.

Zum Studium der Bauweise gehörte auch die Sammlung sorbischer Bezeichnungen. Obwohl die reine Wort- und Sprachforschung nicht mehr Grundlage einer zuverlässigen Geschichtsschreibung sein kann, weil sie die Entstehungsursache und Entwicklungsgeschichte außer acht läßt, wurde dennoch in vielen Fällen auf Gemeinsamkeiten hingewiesen. Denn gerade in der sorbischen Lausitz treten eine Fülle von Erscheinungen auf, die mit denen anderer slawischer Völker übereinstimmen und zweifellos ein gemeinsames Kulturerbe darstellen, das von den einzelnen Völkern den örtlichen Bedingungen

entsprechend weiterentwickelt wurde. Viele alte Sachbezeichnungen erhalten allein dadurch ihren Wert, daß die Einrichtungen, um die es sich handelt, schon längst verschwunden und nur noch im Wortschatz überliefert sind.

Neben der Erforschung der Hausmerkmale und deren Entwicklung wurde der Herstellungsprozeß eingehend studiert. Heinrich Rettig hat gezeigt, daß sowohl die künstlerische Gestaltung als auch die konstruktive Durchbildung zu allen Zeiten wesentlich von dem Herstellungsverfahren und den benutzten Werkzeugen bestimmt wurde und daß viele Erscheinungen der Baukunst erst in dieser Betrachtungsweise verständlich werden.¹³

Zur Bestimmung der Ursachen, die eine Veränderung der Hausformen bewirken, wurde daher zunächst der technische und ökonomische Bereich herangezogen, weil hier die Kräfte dem stärksten Wechsel unterworfen sind und sich am leichtesten erkennen lassen. Die Untersuchung verfolgt nicht das Ziel, deutsche und sorbische Bauelemente voneinander zu trennen, oder zu ermitteln, wer ein bestimmtes Element erfunden hat, sondern versucht alle für das sorbische Gebiet charakteristischen Erscheinungen in ihrer Entwicklung darzustellen.

Grenzen der Untersuchung

Räumliche Grenzen

Auf Grund der Erkenntnis, daß jedes Konstruktionsglied seinen eigenen geographischen Ausdehnungsbereich hat, war es schwierig, das Untersuchungsfeld abzugrenzen.

Da jedoch den sorbischen Bauten besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte, wurde den Untersuchungen eine ethnische Grenze, nämlich das sorbische Sprachgebiet der Lausitz von 1886, zugrunde gelegt. Diese Grenze, die von A. Muka mit außerordentlicher Zuverlässigkeit ermittelt wurde, trägt zwar vorübergehenden Charakter, bezeichnet aber im wesentlichen das noch heute spürbare Einflußgebiet der sor-

bischen Kultur. Innerhalb dieses Bereiches kann daher auch eine Häufung der typischen Merkmale vorausgesetzt werden. Bei den Bauformen kommt dies am auffälligsten in der Anwendung der Blockbautechnik zum Ausdruck.

Für die Beschreibung der im sorbischen Raum anzutreffenden Hausmerkmale und deren Entwicklung mußten die Grenzen wesentlich weiter gefaßt werden. So wurden neben Deutschland und den Alpenländern hauptsächlich die skandinavischen und slawischen Länder zum Vergleich herangezogen.

¹³ H. Rettig (53)

Zeitliche Grenzen

Da in erster Linie Sachforschung betrieben wurde, konnte nur so weit in die Vergangenheit vorgestoßen werden, wie es das Vorhandensein der materiellen Güter gestattete. Die Zeitspanne ist verhältnismäßig kurz. In der Lausitzer Heide sind die ältesten der noch bestehenden Häuser vor etwa 200 Jahren erbaut worden. Im Spreewald reichen noch einige Zeugen bis in die Siedlungsperiode Friedrichs II. zurück. Im Gebirge haben die Holzbauten dank eines besseren Untergrundes, vollkommenerer technischer Durchbildung und besseren Bauholzes meist ein höheres Alter erreicht als in der Ebene. Das Haus Ebersbach Nr. 135/178 soll bald nach dem Dreißigjährigen Krieg errichtet worden sein. Ältere Häuser sind jedoch auch dort nicht nachzuweisen. Die Mehrzahl der Oberlausitzer Umgebendehäuser ist ebenfalls erst im 18. Jahrhundert erbaut worden.

Die Untersuchungen der Bauteile beschränken

sich daher auf eine Zeitspanne von 1750 bis 1850. Nach diesem Zeitpunkt setzt eine tiefgreifende Umgestaltung der alten Bauweise ein, die auf die Industrialisierung und deren Begleiterscheinungen, wie neue Baustoffe und neue Bautechnik, neue Wirtschaftsformen und höhere hygienische und soziale Bedürfnisse, zurückzuführen ist.

Zunächst werden der Wandbaustoff Holz und das Strohdach durch feuerfeste, massive Materialien ersetzt. Später verändern sich auch der Dachstuhl, die Dachneigung, die Geschoßhöhe und die Raumfolge. Diese Bewegungen wurden jedoch nur flüchtig erwähnt, da hauptsächlich die Veränderung der Holzbaugefüge zu beschreiben war.

Für das 18. Jahrhundert konnten verschiedene literarische Quellen ermittelt werden, die Aufschluß über Bau- und Wohnweise geben. Auf die geschichtliche Entwicklung im 19. Jahrhundert ist auch hier nur am Rande eingegangen worden.

Ergebnisse

Die Untersuchung der Lausitzer Hausformen zeigt, daß es nicht möglich ist, einen bestimmten vorherrschenden Haustyp als Ergebnis der Arbeit herauszustellen. Auf dem verhältnismäßig kleinen Territorium haben sich vielmehr verschiedene Formen entwickelt, die sich weder mit den geographischen noch den sprachlichen Grenzen decken und sich entsprechend den wachsenden Lebensbedürfnissen und der sich stets verfeinernden Technik ständig verändern.

Es werden demnach nicht Hausformen der Lausitz schlechthin dargestellt, sondern es wird die Hausformenlandschaft um 1800 als Glied einer langen Kette beschrieben. Für diesen Zeitpunkt wurden bestimmte charakteristische Grundformen (Tafel 1 bis 5) ermittelt, für die jedoch die Bezeichnung „Typ“ aus Zweckmäßigkeitsgründen vermieden wurde.

Durch eingehendes Studium der Bautechnik gelang es, viele Veränderungen aus der Zweckmäßigkeit der Konstruktion herzuleiten. Nur in

wenigen Fällen war es möglich, unmittelbaren Einfluß der deutschen Siedler auf die Entwicklung der Bauformen zuverlässig nachzuweisen. Die Arbeit steht daher in Widerspruch zu der verbreiteten Auffassung, daß die Umgestaltung einer Hausformenlandschaft nur Kulturbewegungen zuzuschreiben sei, die einem Kulturgefälle zufolge nach feststehenden Regeln ablaufen und im westslawischen Raum mit der Einführung höherstehenden deutschen Kulturgutes verbunden sein sollen.

Im Gegensatz zu der Auffassung vom ständigen Kulturgefälle bringt die Arbeit folgende Einzelergebnisse:

1. Die Verbreitung von Wohnstallhäusern und Zwickhofanlagen im Lausitzer Raum läßt weder ethnische Schlußfolgerungen zu noch gestattet sie, eine zusammenhängende Entwicklungsreihe von Übergangsformen aufzustellen. Im Spreewald herrschten ursprünglich Zwickhofanlagen vor. Diese wurden im 18. Jahrhundert größten-

teils durch Wohnstallhäuser abgelöst. Ausschlaggebend war nicht der deutsche Einfluß während der Siedlungszeit Friedrichs II., denn die Siedler, deren überwiegender Teil zudem sorbischer Herkunft war, bauten zeitgenössischen Berichten zufolge Zwickhofanlagen. Entscheidend für diesen Wandel waren jedoch technische Möglichkeiten und funktionelle Bedürfnisse. Die Größe der ersten Blockhäuser war im wesentlichen durch die Länge eines Baumes begrenzt. Später wagte man auch den Balkenstoß und konnte damit längere Gebäude herstellen. Funktionell hat das Wohnstallhaus gegenüber dem Zwickhof den Vorteil, daß es Mensch und Tier unter einem Dache beherbergt und somit kurze Arbeitswege ermöglicht. Gegenwärtig wird der Stall mit den Wirtschaftsräumen jedoch wieder aus dem Wohnhaus entfernt, so daß ein sekundärer Zwickhof entsteht. Als Ursachen dieser Bewegung treten vor allem hygienische Bedenken und eine intensivere Wirtschaftsweise auf, die größere Bergeräume erfordert.

Im deutschen Kolonisationsgebiet des Lausitzer Gebirges werden nur selten die Ställe im Wohnhaus untergebracht, während in den rein sorbischen Dörfern der Kamenzer Gegend ein regelmäßiges Gehöft mit einem Wohnstallhaus vorherrscht.

2. Die verschiedenen Wandbautechniken lassen sich zwar in eine formenkundliche Entwicklungsreihe eingliedern, die vom reinen Blockhaus über das Blockhaus mit Giebelumgebinde zum erdgeschossigen Umgebinde mit Fachwerkobergeschoß führt, aber es lassen sich keinerlei Gesetzmäßigkeiten für die Entwicklung einer Form zur anderen nachweisen. Wenngleich die Lausitz heute im Profil von Nord nach Süd den Gegensatz „eingeschossiger Blockbau — zweigeschossiger Fachwerkbau mit Umgebinde“ widerspiegelt, so kann dieser Gegensatz nicht ohne weiteres nationalen Verschiedenheiten zugeschrieben werden, denn die Sorben der sächsischen Oberlausitz bauen ausnahmslos das Umgebinde mit Fachwerkobergeschoß.

Im Spreewald hat der Fachwerkbau vergeblich versucht, die Blockbautechnik zu verdrängen, denn er war den dort herrschenden Verhältnissen des Klimas und des Baugrundes nicht gewachsen. So blieb der heimische Blockbau bis heute allen anderen Konstruktionen überlegen. In der Lausitzer Heide war der Blockbau dank des Holzreichtums die wirtschaftlichste Bau-

weise. Auch hier ist das Fachwerk spurenhaft eingedrungen. Es wurde besonders durch die Grundherren verbreitet, die den holzverschwendenden Blockbau zur Schonung ihrer Forste unterbinden wollten. Der Fachwerkbau konnte sich jedoch auch hier nicht durchsetzen, da sich die Bewohner nur auf den Blockbau verstanden. Diese Annahme wird gestützt durch die Tatsache, daß die wenigen im reinen Blockbaugelände stehenden Fachwerkbauten infolge unsachgemäßer Ausführung viel auffälliger geworden sind als die heimischen Schrotholzbauten gleichen Alters. Dieselbe Erscheinung hat Helmigk auch für Oberschlesien nachgewiesen.

3. Für die Lausitzer Ofenformen läßt sich eine Entwicklungsreihe bilden, die vom urtümlichen Ofenkörper ausgeht, in dem Kochofen und Backofen vereint sind, und die beim freistehenden Backhaus endet. Aber hieraus können keine ethnischen Schlußfolgerungen gezogen werden. Im Spreewald, wo sonst viele urtümliche Konstruktionselemente, wie der Blockbau und das Wohnspeicherhaus, herrschen, steht das Backhaus stets im Freien, desgleichen in der Muskauer Gegend, während im Nachbarkreis Niesky gewöhnlich der Backofen in der Stube steht. Bei den in Fachwerk errichteten Wohnstallhäusern der südlichen Oberlausitz tritt der Backofen wiederum beulenartig aus der Hauswand hervor.

Eine Erscheinung allerdings scheint besonders für die sorbischen Gebiete charakteristisch zu sein, nämlich der Kochofen und das ursprüngliche Fehlen einer Herdfeuerung. Eine Art Herdfeuer stellt jedoch der Wandkamin dar, der seine Entstehung der Einführung des Hinterladerprinzips verdankt.

4. Als typisches Dachgerüst der Lausitz konnte ein Kehlbalkendach mit einfach stehendem Stuhl nachgewiesen werden, bei dem die Stuhlsäulen bis zum First durchgehen. Diese Form erstreckt sich vom Spreewald bis in das Gebirge. Diese Firstsäulendachstühle sind nicht, wie Franke behauptet, auf „ostindogermanischen“ Ursprung zurückzuführen, denn Firstsäulen sind Haupttragglieder aller altgermanischen Pfettendächer, die vor Einführung der Sparrendächer allgemein angewandt wurden. Selbst in den Dachstühlen der ostdeutschen Kirchen des Mittelalters sind Firstsäulen fast ausnahmslos zur Herrschaft gelangt. Die schriftlichen Quellen lassen allerdings darauf schließen, daß die First-

säulen in Westdeutschland und Nordfrankreich älter sind als bei den ostdeutschen Kirchen.

Nur in wenigen Fällen hat der liegende Stuhl Eingang gefunden, obwohl er dem stehenden technisch überlegen ist, denn er ist wesentlich holzsparender und gewährt einen vollkommen freien Dachraum. In der ganzen Lausitz hat man bis zuletzt hartnäckig am Holzverschwendenden, einfach stehenden Stuhl mit Firstsäulen festgehalten.

Während bei der Beurteilung der stehenden Stühle ethnische Gesichtspunkte nicht berücksichtigt werden können, sind die wenigen liegenden Stühle deutschem ständischem und städtischem Einfluß zuzuschreiben.

5. Trotz vieler Gemeinsamkeiten des Wohnwesens und der Konstruktionsweisen hat der geographische Gegensatz zwischen Oberland und Niederland auch den Bauformen seinen Stempel aufgedrückt. Aus den vorzeitlichen Siedlungsgebieten um Cottbus und Bautzen, die durch dichten Urwald voneinander getrennt waren, haben sich die Siedlungskerne der beiden sorbischen Stämme, der Lusizer und Milzener, entwickelt. Obgleich die späteren Markgräflümer Ober- und Niederlausitz über fünf Jahrhunderte hinweg gemeinsam erst zu Böhmen und dann zu Sachsen gehörten, haben beide Landschaften nie zu einer wirklichen Einheit zusammenschmelzen können, weil die geographischen Gegensätze zwischen Oberland und Niederland zu stark in den Vordergrund traten. Heute erscheinen die beiden Lausitzen durch das sorbische Sprachgebiet zu einer Einheit zusammengefaßt, aber auch hier deuten die Unterschiede zwischen der ober-sorbischen und niedersorbischen Sprache auf alte Gegensätze hin. Es ist bezeichnend, daß die Lausitzer Heide und die Niederlausitz auf Grund ihrer ähnlichen geographischen Lage auch nahe verwandte Bauformen hervorgebracht haben, während die Bauformen des heute noch fast ausnahmslos sorbisch besiedelten Oberlausitzer Lößlehmgebietes um Kamenz viele gemeinsame Merkmale mit den Hausformen des Lausitzer Gebirges zeigen.

Dieser Gegensatz dauert bis in die jüngste Zeit an. Er wurde noch dadurch begünstigt, daß 1815 die Niederlausitz einschließlich der Lausitzer Heide zu Preußen kam, während die stark verkleinerte Oberlausitz bei Sachsen verblieb.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß in der verkehrsreichen und fruchtbaren Oberlausitz das alte, kräftig gegliederte Fachwerk- und Umgebinderhaus durch den farbenfreudigen Putzbau abgelöst wurde, während der wirtschaftlich schlechter gestellte Bauer der sandigen Heidelandschaft um Hoyerswerda und Cottbus sein bescheidenes Blockhaus aus dunkelbraunem Kiefernholz durch den anspruchslosen Ziegelrohbau ersetzte.

Dieser Übergang des Südens zum Norden deckt sich teilweise mit der ehemaligen preußischen Staatsgrenze, die am Südrande der Lausitzer Heide verläuft. Wer von Bautzen nach Hoyerswerda oder Muskau fährt, spürt heute noch, wie die farbigen, hell verputzten Fachwerk- und Massivbauten eingeschossigen Ziegelrohbauten weichen, die von der einheimischen Bevölkerung schlechthin als „bramborske“, d. h. brandenburgisch, bezeichnet werden. Selbst die Architektur der Schlösser und Gutsbauten spiegelt diesen Gegensatz wider. Wie im sächsischen Raum die barocke Baukunst zu hoher künstlerischer Entfaltung kam, so können auch die Gutsbauten des Oberlausitzer Landadels die barocke Grundhaltung nicht verleugnen. Darüber hinaus sind wahrscheinlich auch Strömungen der volkstümlichen Bauweise in den herrschaftlichen Steinbau eingeflossen, die sich besonders in der Flächigkeit der Architekturformen und breiten Putzfaschen ausdrücken, während die barocken Bürgerhäuser Bautzens schon wesentlich plastischer durchgebildet sind.

Die späte Festigung der staatlichen Macht in Preußen hat hier erst im Klassizismus einen baulichen Höhepunkt entstehen lassen. Dies bekräftigen uns die beiden bedeutendsten Landschlösser des Niederlandes Muskau und Lübbenu, deren heutiges Gesicht durch Schinkel bestimmt wurde.

LANDESKUNDLICHE EINFÜHRUNG

Landschaft und Klima

Die Lausitz läßt sich von Nord nach Süd in verschiedene Abschnitte gliedern, die im Norden durch die ost-westgerichteten Urstromtäler und im Süden durch den ebenfalls vorwiegend in ost-westlicher Richtung verlaufenden Bergrücken des Lausitzer Gebirges gebildet werden. Das nördliche Baruther Urstromtal wird durch die



Bild 1: Spreewaldlandschaft bei Leipe, Baruther Urstromtal

Orte Lübben, Cottbus, Forst und den Spreewald als sumpfige Auenlandschaft (Bild 1) gekennzeichnet. Das Gebiet des Baruther Urstromtales liegt im ganzen Westteil des Lübbener Kreises nur 40—60 m über NN, während der innere Teil der Niederlausitz sich auf 80 m über NN erhebt. Das südliche Magdeburger Urstromtal durchquert die Orte Senftenberg, Hoyerswerda, Uhyst und Niesky und ist von zahllosen Teichen durchzogen, die der Landschaft ihr eigentümliches Gepräge geben (Bild 2). Die Urstromtäler schließen zwischen sich den kuppigen Endmorä-

nenzug des Niederlausitzer Grenzwalls ein, der sich in wechselnder Breite und einer durchschnittlichen Höhenlage von 130—160 m über NN von Dahme-Uckro über Calau-Drebkau bis Zary erstreckt, wo er in dem 229 m hohen Rücken seine höchste Erhebung erreicht. Die Niederlausitz bildet die Hauptwasserscheide der Oder und Elbe. Die Neiße mündet, geradlinig in süd-nördlicher Richtung verlaufend, in die Oder. Die bis auf 15 km herankommende Spree biegt nördlich Cottbus im rechten Winkel nach Westen ab, um dann zur Havel/Elbe zu fließen. Die Schwarze Elster gehört unmittelbar zum Einzugsgebiet der Elbe.

Die Urstromtäler weisen viele Übergänge von der sumpfigen Niederung des Spreewaldes bis zum kleinhügeligen, trockenen Dünengelände der südlichen Talzone auf.

Die großwellige Ackerlandschaft des Oberlausitzer Lößlehmgebietes (Bild 3) zeigt durch ihre

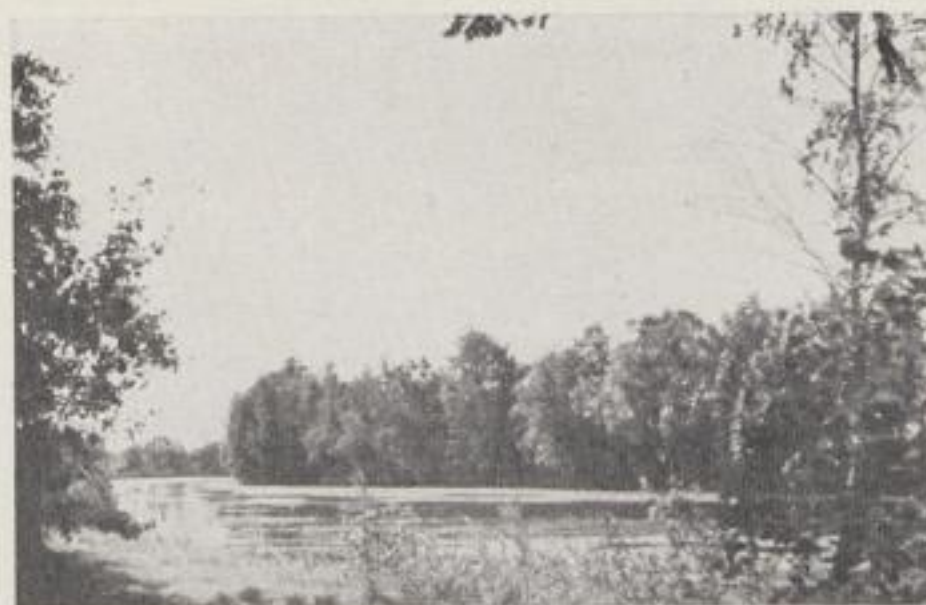


Bild 2: Teichlandschaft im Magdeburger Urstromtal bei Königswartha, Kreis Bautzen



Bild 3: Lößlehmlandschaft bei Bornitz, Kreis Bautzen



Bild 4: Waldhufen im Lausitzer Gebirge bei Schirgiswalde, Kreis Bautzen

Offenheit bereits die Fruchtbarkeit des Bodens an. Der Löß, die jüngste glaziale Ablagerung, findet sich südlich der Linie Boleslawice-Penzig-Weißenberg-Radibor-Kamenz und erreicht westlich von Bautzen gelegentlich eine Mächtigkeit von mehreren Metern. Die Fruchtbarkeit verdankt der Löß seinem feinen, porigen Gefüge, das einen günstigen Wasserhaushalt und eine gute Durchlüftung des Bodens ermöglicht. Er besteht aus feinsten, 0,002 mm großen Teilchen und setzt sich zu 60–80 % aus Quarz, wenig Feldspat und zu 10 bis 15 % aus Kalk zusam-

men. Er ist von feinen, senkrechten Röhren durchzogen, die mit einer Art skelettbildendem Kalkhäutchen ausgekleidet sind und dadurch den Boden standfest machen. Deshalb wurden die senkrecht klüftenden Lößwände bereits von den Vorzeitmenschen zur Anlage von Wohngruben bevorzugt. Da die gesamte Lausitz mit Ausnahme weniger Bergkuppen vom Inlandeis bedeckt war, findet man überall Geschiebelehme und Sande. Besondere Bedeutung kommt hier dem Lehm als wichtigem Baustoff zu. Während bis zum südlichen Urstromtal die glazialen

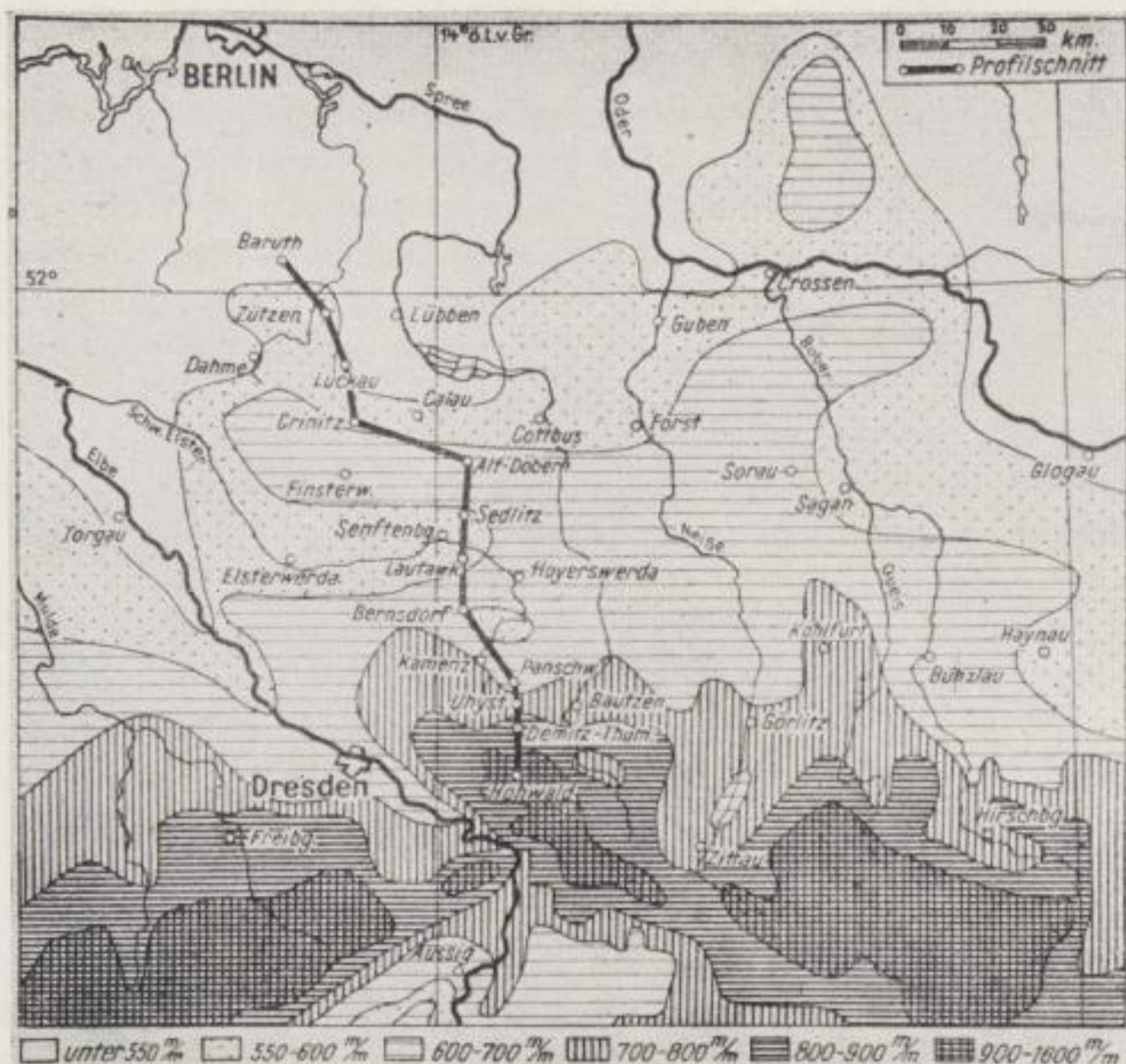


Bild 5: Verteilung der mittleren jährlichen Niederschläge nach Kucharski

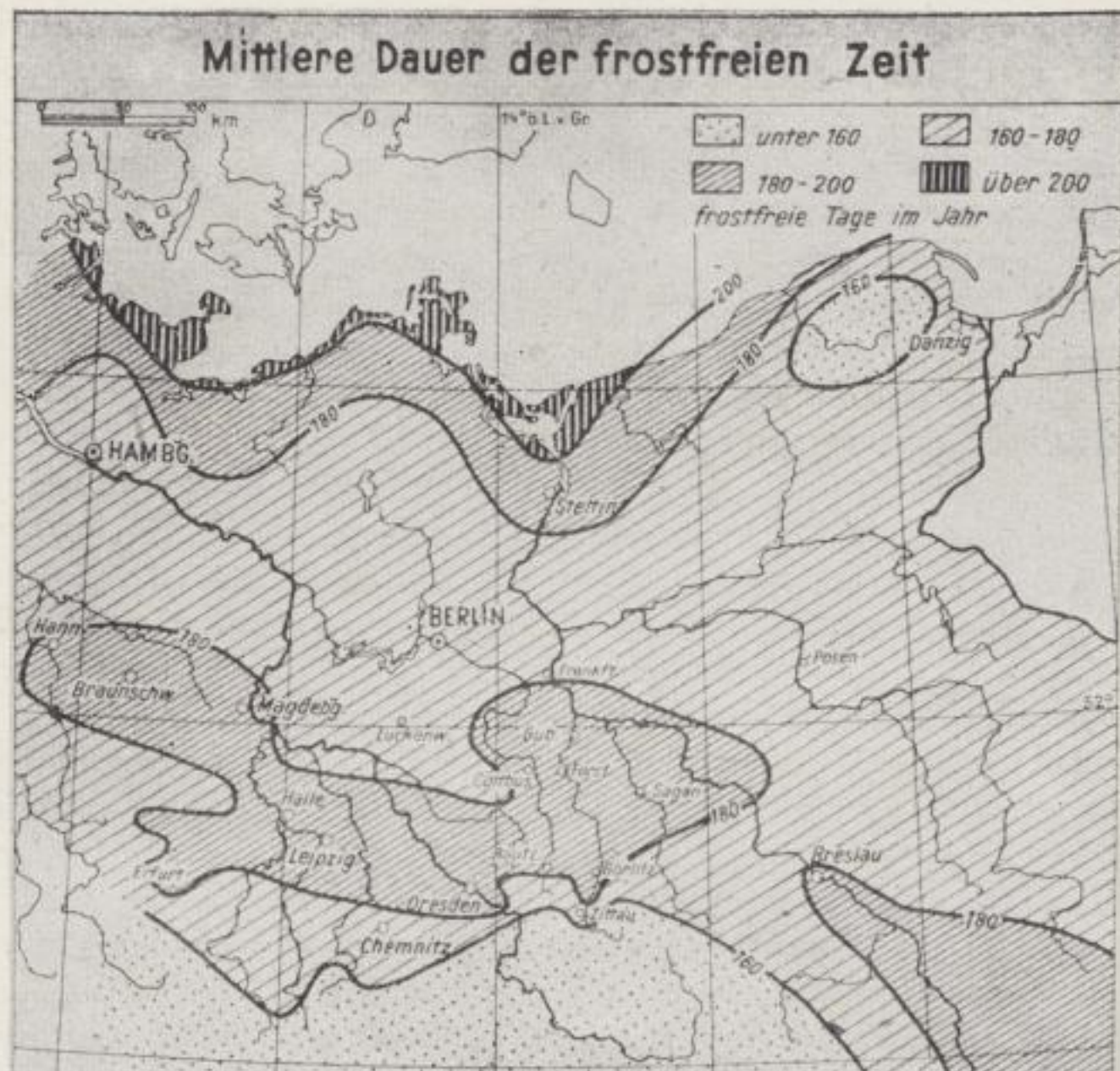


Bild 6: Mittlere Dauer der frostfreien Zeit nach Kucharski

Deckschichten die Morphologie bestimmen, bildet südlich davon der feste Untergrund das Relief.

Das Lausitzer Gebirge baut sich aus dem Granit der Lausitzer Platte auf, welche nach Norden in die nordsächsische Grauwackenformation übergeht. Da seit dem 18. Jahrhundert der Granit auch in zunehmendem Maße in der volkstümlichen Bauweise Eingang fand, entstanden im Raum um Löbau, Bautzen und Kamenz viele Steinbrüche, in denen die meisten Kleinbauern und Häusler eine willkommene Nebenbeschäftigung fanden.

Die durchschnittliche Höhe des Lausitzer Gebirges beträgt 400—600 m, die des vorgelagerten Hügellandes nur 200—350 m. Der höchste Punkt Bautzens liegt 219 m über NN. Das Lausitzer Gebirge ist durch viele Senken gegliedert und hat keinerlei sperrenden Charakter gegen das böhmische Becken. Die Bergrücken sind meist nur noch auf ihren Kuppen bewaldet. Zahlreiche Kolonisten haben in zäher Rodungsarbeit die Hänge in Ackerland verwandelt (Bild 4).

Die Lausitz gehört zum kontinentalsten Klimabezirk Deutschlands. Seine Niederschläge liegen im allgemeinen unter 600 mm und nehmen von Norden nach Süden kontinuierlich zu (Bild 5).

Das nördliche Urstromtal empfängt die geringsten Niederschläge. Das Luckauer Becken ist in seiner Schutzlage hinter Fläming und Grenzwall durch ein Absinken seiner Niederschläge auf 539 mm gekennzeichnet. Der Grenzwall ist ein Regenfänger. Seine Niederschläge schwanken um 600 mm. Sie sinken im südlichen Urstromtal wieder auf 553 mm ab und steigen weiter südlich wieder an. Die Verzögerung der Niederschlagszunahme bei Panschwitz hat zur Folge, daß hier die Lößstruktur des Bodens erhalten bleibt, während sie in den Nachbargebieten, wo die Niederschläge über 600 mm ansteigen, einer raschen Entkalkung und Verlehmung verfällt.

Allgemein zeigt die exponierte Lage stets den maritimeren, die Schutzlage den kontinentaleren Niederschlagsang. Das Luckauer Becken, das Magdeburger Urstromtal und das Lößlehmgelbiet empfangen alle relativ weniger Regen als ihre Umgebung und haben dafür stärkeren Sommerregen als ihre Regenfänger. Die westliche Lausitz gehört noch zu den östlichen Ausläufern des wärmebegünstigten Gebietes der thüringisch-sächsischen Bucht und vereinigt die sommerliche Wärme des kontinentalen Klimas mit der winterlichen Wärme des maritimen Klimas. Die 9°-Jahres-Isotherme hebt die Lausitz südlich des

Grenzwalles als wärmeres Gebiet von der nördlich gelegenen Niederlausitz ab.

Die höchsten Sommertemperaturen sind im Talabschnitt zwischen Ruhland, Senftenberg und Hoyerswerda zu verzeichnen, der von Fläming und Grenzwall vor Nordwestwinden geschützt wird. Erheblich niedrigere Sommertemperaturen haben Bautzen und Görlitz, wo die freien Nordwestwinde des Sommers ungehinderten Zutritt haben. Kamenz ist durch die westlich vorgelegerten Hügel geschützt, Cottbus gehört zu dem ausgesprochenen Wärmegebiet der nordöstlichen Lausitz. Trotz der günstigen klimatischen Lage des Gebietes um Kamenz — Kloster Marienstern hat die Lausitz im ganzen gesehen ein rauhes Klima. In der Bautzener Gegend beginnt die Baumblüte vierzehn Tage später als in Dresden. Das gleiche gilt für die Gegend Bischofswerda — Burkau, die bereits ein rauheres Klima hat als das wenige Kilometer nördlich gelegene Kamenz. Ungünstig wirken sich weiterhin die starken Winde aus, die besonders in der offenen Landschaft nördlich Bautzens durch das Fehlen von schützenden Baumpflanzungen und Höhenzügen freien Zutritt haben. Das weiter östlich gelegene Görlitz ist auf Grund der höheren Lage wiederum kälter als Bautzen.

Aus der frostfreien Zeit lassen sich wertvolle Schlüsse für das Klima ziehen. Auf Bild 6 sind die Klimazonen der Lausitz in ihrem landwirtschaftlichen Wert dargestellt. Die Temperaturgrenze von 5°C begrenzt das Pflanzenwachstum. Es beginnt in der Lausitz mit Ausnahme des Gebirges zwischen dem 24. und 27. März und endet zwischen dem 3. und 8. November. Die längste Vegetationsdauer hat Kamenz, das durch seine Schutzlage eine relativ stärkere sommerliche Wärme mit dem wärmeren Winter der maritimeren Oberlausitz verbindet.

Hinzuweisen ist noch auf den klimatischen Ein-

fluß der ausgedehnten Waldgebiete der Lausitzer Heide. „Die Wirkungen des Waldes auf das Großklima seiner Umgebung sind im wesentlichen ausgleichend und verzögernd durch Erhöhung der Niederschläge, Speicherung der Bodenfeuchtigkeit und Verzögerung der Schneeschmelze.“¹ Durch den Wald kann der Niederschlag bis zu 6 % erhöht werden, wobei der Wald einen maritimeren Niederschlagsgang (Winterregen) bewirkt. Zwischen Kronendach und Erdboden bildet der Wald ein eigenes Klima. Es zeichnet sich durch größere relative Luftfeuchtigkeit und starke Taubildung aus, die in den Baumkronen auftritt, nicht am Boden, der im Vergleich zum offenen Gelände fast keinen Tau aufweist und besonders in der Lausitzer Heide ausgesprochen trocken ist.

Wirkt der Wald abkühlend und ausgleichend, so kann er auf Lichtungen durch seinen Windschutz das Gegenteil bewirken, da diese am Tage eine stärkere Einstrahlung erfahren, nachts dagegen stärker abkühlen. Das bedeutet erhöhte Frostgefahr für isolierte Feldstücke auf Waldlichtungen.

Erhöhte Frostgefahr weist auch das sumpfige Gelände des Spreewaldes auf, weil die Strahlungswärme nur in die obersten Bodenschichten einzudringen vermag und in der Nacht kein ausreichendes Wärmereservoir vorhanden ist, um die bodennahen Luftschichten zu erwärmen. Das im Moorboden reichlich vorhandene Wasser friert auf und zerreißt die feinen Wurzeln der Pflanzen. Um dieser Gefahr zu begegnen, läßt man im Spreewald den Winter über die Wiesen überfluten (Winterstau). Es bildet sich dann nur eine dünne Eisdecke an der Oberfläche. Die Wurzeln bleiben jedoch von den Frosteinwirkungen verschont.

¹ Kucharski (36), S. 22

Die Entwicklung des Waldes

In der Lausitz haben sich bis heute noch drei zusammenhängende größere Waldgebiete erhalten. Das sind erstens die Fichtenwälder des Lausitzer Gebirges, zweitens die sich teilweise auf 50 km Breite erstreckenden Forste der Lausitzer Heide zwischen den beiden Urstromtälern und drittens der Spreewald. Auf dem Sandboden der Lausitzer Heide wachsen vorwiegend Kiefern, jedoch sind stellenweise auch viele Laubbäumearten restartig vertreten. Der Spreewald, eine von unzähligen Flußarmen und Kanälen durchzogene Sumpflandschaft im Baruther Urstromtal, beherbergt vor allem Erlen, Pappeln und Weiden. Aber auch alle anderen Laubbäume sind hier zu finden, wie Eichen, Linden, Eschen, Buchen.

Der Spreewald ist kein einheitliches Waldgebiet, sondern gleicht einem großen Englischen Garten, der von charakteristischen Baumgruppen inmitten großer Wiesen gebildet wird. Besonders die Kanäle sind von zusammenhängenden, hochstämmigen Baumreihen begleitet, die im Gebiet des ehemaligen kaiserlichen Hochwalds wie ein gewaltiges gotisches Kirchengewölbe den Flußlauf überbrücken. In seiner naturhaften, großräumigen Erscheinung stellt der Spreewald eine Landschaft von eindrucksvoller Schönheit dar.

Viele Gründe sprechen dafür, daß auch die übrigen Waldgebiete der Lausitz einen reichen Bestand an Laubhölzern gehabt haben. Ein großer Teil der Lausitzer Orts- und Flurnamen leitet sich von Baumarten ab. Besonders häufig treten Namen wie Brösa, Briesen, Birkau, Briesing im Kreise Bautzen und Cottbus auf, die sich von obs. *brěza* = Birke ableiten. In den Kreisen Niesky und Hoyerswerda inmitten der Heide deuten die Namen Dauban, Daubitz, Dubring, Duben, Taubendorf auf reiche Eichenbestände (obs. *dub* = Eiche), die dem Bauern wegen der Schweinemast besonders erwünscht waren. Ortsnamen wie Bocka, Bucko, Bukonica, Buchholz leiten sich von obs. *buk* = Rotbuche ab. Auf das Vorhandensein der Esche deuten Jeßnitz, Jessern (obs. *jasć* = Esche). Aus obs. *jawor* = Spitzahorn entstanden: Jauer, Jauernick. Auf Laubwald weisen die Namen: Crostau, Crosta, Crostwitz hin (obs. *chróst* = Eichengestrüpp). Der Ortsname Neukirch = obs. *Wjazońca* leitet

sich von obs. *wjazyna* = Ulmenwald her. Grabitz, Gräbendorf sind von nds. *grab* = Weißbuche; Werben von nds. *wjerba* = Weide; Oßnik, Ossendorf von obs. *wosyca* = Espe; Zeissig, Zeißholz von obs. *ěis* = Eibe abgeleitet. Besonders weit verbreitet scheinen Erle und Linde gewesen zu sein. Die Namen Oelsa, Oehlich, Wolschingmühle, Wilschnitz, Wulschen, Oelßen sind sämtlich von obs. *wólša* = Erle entlehnt; die Namen Lippitsch, Leippen, Leipe von obs. *lipa* = Linde. Daß Wildobstbäume im Wald verstreut waren, beweisen uns Gablenz, Gablentz (von obs. *jabłoń* = Apfelbaum) und Krauschwitz (von obs. *krušwa* = Birne).

Neben den Laubbäumen nimmt seit alters her die Kiefer einen großen Raum in unseren Wäldern ein. Namen wie Kunitz, Kunnewitz, Cunevalde, Kessel, Kindisch, Kotsche, die sich von obs. *chójna* = Kiefer herleiten, treten überraschenderweise nur im Bergland oder dessen Nähe wie in den Kreisen Bautzen, Kamenz und Löbau auf, während in der heutigen Lausitzer Heide, die jetzt fast ausschließlich Kiefernholzbestand hat, diese Namen fehlen. Dafür häufen sich hier Bezeichnungen wie: Förstgen, Forst, Porste, Bahren, Burg, die von obs. *boršć* = Forst bzw. altoberorbisch *bor* = Kiefer entlehnt sind.

Schon die kurze Aufzählung zeigt, daß der Lausitzer Wald früher sehr bunt gewesen ist und auch die heute so eintönige Lausitzer Heide weitgehend mit Laubbäumen durchsetzt war. Eine systematische Auswertung der gründlichen Arbeit von A. Muka „Serbske městnostne mjena a jich woznam“ (Sorbische Ortsnamen und ihre Bedeutung), Poznań 1924/26/27, die sich nicht nur auf Ortsnamen beschränkt, sondern auch Flurnamen untersucht, kann viel zur Klärung der Waldgeschichte beitragen. Vorliegende Angaben sind größtenteils der Mukaschen Arbeit entnommen.² Einzelheiten über die Beschaffenheit des Waldes erfahren wir aus älteren Berichten, wenngleich sehr spärlich. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde durch den gewalti-

² Muka (47)



Bild 7: Gebiet der Grau-Erle nach Bertsch



Bild 8: Heutiges Gebiet der Waldkiefer nach Bertsch

gen Aufschwung der Schafzucht (Wollexport)³ immer mehr Eichen- und Kiefernwald auf den Höhen in Schafweide verwandelt. Überall in der Lausitz nördlich des Lößlehmgebietes zeugt der Name „Heide“ für den heutigen Kiefernwald von der alten Nutzungsform. Die Sorben bezeichnen noch heute das gesamte Waldgebiet zwischen Ober- und Niederlausitz mit „Heide“ (obs. hola). Der Rückgang der Schafzucht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie der zunehmende Anbau von Futterpflanzen auf dem Ackerland machten die Waldweide unnötig. Die großen Flächen wurden nun mit Kiefern aufgeforstet. Die Lausitz nördlich des Lößgebietes wurde jetzt wieder das Land der „Wälder und Sümpfe“, das sie früher gewesen war, wenn auch die planmäßig bewirtschafteten Forste heute nur noch wenig mit den alten Wäldern gemein haben.⁴

Bis in das 18. Jahrhundert hinein sind reichlich Zeugnisse vorhanden, daß man die Schweine in den Eichen- und Buchenwäldern mästete.⁵ Dafür mußten die Bauern dem Grundherren ein „Schweinegeld“ zahlen.⁶

Die Kolonisten von Saccasne, Kreis Cottbus, besaßen Ende des 18. Jahrhunderts das Recht, ihren Bedarf an Brennholz und Streuling (Heidestreu) aus der königlichen Heide mit der Karre anzufahren. Dafür zahlte jeder im Jahre 9 Gr. Heidemiete.⁷ Die Vermehrung des Vieh-

bestandes wirkte sich ungünstig für die Forste aus. Im Jahre 1786 erlaubte die königliche Kammer den Kolonisten zu Schönhöhe, Kreis Cottbus, 30 Schweine in den Forst zu treiben, falls man sich der allgemeinen Landeseinrichtung, der Beringelung der Schweine, unterwerfe. Wegen zu großen Schadens verbot die Kammer zehn Jahre später das Viehhüten im königlichen Forst.⁸ Die Hütungsgelder führten dazu, daß der Laubwald als ideale Weidestatt der bäuerlichen Schweinemast entzogen wurde, dem Bauer war es schließlich nur noch gestattet, die Streu des Nadelwaldes zu harken, die er als Einstreu und Dünger brauchte.⁹ In den Heidedörfern verwendet man heute noch Heidestreu (obs. slanje) anstelle von Stroh, die in einem eigens für diesen Zweck errichteten Schuppen (obs. slanjowa podkólnja) gelagert wird.

Das Schwinden des Laubwaldes hatte auch noch andere Ursachen. Die Einführung der Kartoffel leitete die ganzjährige Stallhaltung des Viehs ein und stellte damit die Viehwirtschaft auf eine sichere Futtergrundlage. Diese Maßnahme machte die Eichelmast der Schweine überflüssig. „Die Eiche aber, die jahrhundertlang als kostbarster Baum der Waldweide durch besondere Verbote geschützt war, wurde gefällt und als wertvolles Bau- und Möbelholz verkauft.“¹⁰

Die Napoleonischen Kriege verwüsteten die deutschen Wälder schwer. Um aufzuforsten,

³ 1830 hatte Deutschland zu 81,9 % den Bedarf des englischen Wollmarktes gedeckt, 1867 waren es nur noch 2,8 %. Kucharski (36) S. 33

⁴ Kucharski (36), S. 34

⁵ Bertsch (6), S. 115

⁶ Boelcke (7), S. 20

⁷ Kublick (35), S. 92

⁸ Kublick (35), S. 94

⁹ Boelcke (7), S. 88

¹⁰ Kucharski (36), S. 32

war man gezwungen, geschlossene Jungwüchse durch Saat und Pflanzung anzulegen. Die kapitalistische Waldwirtschaft führte grundsätzlich den kahlen Abtrieb mit folgender Saat und Pflanzung ein. Überall wurden jetzt die rasch wachsenden Kiefern auf Kosten der Laubhölzer bevorzugt.

„Am schlimmsten ist es wohl der Eiche ergangen. Von ihren natürlichen Standorten hat die Landschaft vielfach Besitz ergriffen. Die Hauptanbaugebiete des Weizens und der Zuckerrübe sind heute nur noch schwach bewaldet. Der verhältnismäßig hohe Anteil der

Eiche in den verbliebenen Waldresten zeigt, daß auf diesen fruchtbaren Böden die Eiche die wichtigste Holzart war.“¹¹

Die heute bestehenden Holzbauten der Lausitz sind zum überwiegenden Teil aus Kiefernholz, im Spreewald auch als Erlenholz hergestellt. Diese beiden Baumarten scheinen daher schon um 1800 den Hauptbestand in unseren Wäldern gebildet zu haben. Ihre Verbreitung im europäischen Raum deckt sich annähernd mit dem Gebiet des Blockbaus, das sich ebenfalls von Skandinavien, Osteuropa bis in die Alpenländer erstreckt (Bilder 7 und 8).

Boden und Wirtschaft

Der Unterschied zwischen den fruchtbaren Lößlehm Böden der Oberlausitz und den leichten Sandböden und sumpfigen Niederungen der Niederlausitz spiegelt sich am augenscheinlichsten in den Wirtschaftsweisen wider.

Die beiden Urstromtäler, und hier besonders der Spreewald, zeichnen sich durch einen hohen Grünlandanteil am Gesamtbesitz aus, der im Spreewald bis zu 90 % ansteigt, in den Heidedörfern aber immer noch 25 % beträgt. Hier muß berücksichtigt werden, daß in der Heide im Mittel 50 % des Gesamtbesitzes vom Waldanteil in Anspruch genommen werden. Im Lößlehmgebiet sinkt der Wiesenanteil auf 10–15 % der Gesamtfläche, weil hier der Schwerpunkt auf intensivem Getreideanbau liegt, der etwa auf 70 % der Gesamtfläche ausgedehnt wird.

Mit zunehmendem Ackerbau sichert eine kleinere Gesamtfläche das Existenzminimum der Bauernwirtschaft. Kucharski gibt an, daß auf dem Grenzwall erst 12,5–17,5 ha Nutzfläche das Bestehen eines selbständigen Betriebes ermöglichen, während im fruchtbaren Oberlausitzer Lößlehmgebiet schon 4–5 ha für diesen Zweck ausreichen.¹² In der Niederlausitz sind daher im allgemeinen Dörfer und Gemarkungen

größer als im Oberlausitzer Lößlehmgebiet. Während im nördlichen Urstromtal die Mehrzahl der Betriebe eine Betriebsgröße von 5–20 ha haben, nimmt in den südlicheren Zonen die Betriebsgröße unter 5 ha die erste Stelle ein. Der durchschnittliche Anteil der Betriebsgrößen über 20 ha an der Gesamtzahl der Betriebe liegt allerdings sowohl im Grenzwall mit 26 % als auch im Lößlehmgebiet mit 33 % erheblich höher als in den Urstromtälern. Im Grenzwall ist der hohe Anteil den ungünstigen Bodenverhältnissen zuzuschreiben, im Oberlausitzer Lößlehmgebiet vor allem historisch durch das An Erbenrecht des jüngsten Sohnes bedingt, das eine Zersplitterung des Besitzes verhindert hat.¹³

Im 18. Jahrhundert herrschte in der Lausitz allgemein die Dreifelderwirtschaft (Brache, Wintergetreide, Sommergetreide), jedoch nur in den Gegenden mit ausreichendem Grünland. Wiesenarme Gemeinden trieben die Dreifelderwirtschaft mit Innen- und Außenland. Hier wurde nur ein kleiner Teil des Ackerbodens, das sogenannte Innenland, kräftig gedüngt und in der Dreifelderfolge bewirtschaftet, während das Außenland als Weide diente und in drei-, sechs- oder neunjährigem Roggenbau genutzt wurde.

¹² Kucharski (36), S. 48. Den Untersuchungen von Kucharski liegen die Besitzverhältnisse des Jahres 1941 zugrunde.

¹¹ Bertsch (6), S. 118

¹³ Kucharski (36), S. 48

Wald und Heide waren größer als heute. Die Heide diente hauptsächlich als Viehweide und war die wichtigste Futtergrundlage für die Rindvieh- und Schafzucht. Die Schweinezucht spielte früher nur eine untergeordnete Rolle. Entsprechend ihrer geringen Bedeutung waren die alten Schweineställe, die sich zum Teil noch bis heute erhalten haben, nur erbärmliche Hütten, während das Hornvieh entweder im Wohnhaus oder in eigens hierfür errichteten Stallgebäuden gehalten wurde.

Seit 1800 erfuhr die Landwirtschaft eine tiefgreifendere Veränderung als in den vorangegangenen Jahrhunderten, die vor allem der Einführung der Kartoffel und der künstlichen Düngung zuzuschreiben ist. Durch den Übergang vom Getreide- zum Hackfruchtbau wurde eine Intensivierung der Landwirtschaft erreicht, die in der Regel von einer weiteren Verringerung des Grünlandanteils begleitet war und eine ständig wachsende Bedeutung der Schweinezucht zur Folge hatte. Die künstliche Düngung machte auch die unfruchtbaren Sandböden kulturfähig. So löste jetzt wieder Ackerland den dürrtigen Kiefernwald ab, mit dem die ehemalige „Heide“ aufgeforstet worden war.

Hausbaukundlich sind vor allem die beiden Urstromtäler von großer Bedeutung. Für diese Bereiche werden im nachfolgenden einige Beispiele für die heutigen Wirtschaftsformen gegeben.

Im nördlichen Urstromtal zeigt der Spreewald die vielfältigsten Übergangsformen, weil hier ausgesprochene Sumpflandschaften mit Gebieten niedrigeren Grundwasserstandes wechseln. Lehde inmitten sumpfiger Wiesen war bis vor kurzem nur durch den Kahn erreichbar und kann überhaupt keine Landwirtschaft im modernen Sinne betreiben. Der Bauer besitzt hier meist weder Wagen noch Zugtiere, da jeglicher Verkehr von Gehöft zu Gehöft und zu den Feldern und Wiesen nur mit Kähnen unterhalten werden kann. Der Erwerb des Bauern besteht in der Rindviehhaltung und dem Gartenbau. Da alles von Hand bestellt werden muß, tritt der Ackerbau stark zurück. Die Gemeinde hat neunmal soviel Wiesen wie Ackerland, das sich auf 6 ha Kartoffeln, 3 ha Getreide und 22,5 ha Gemüse aufteilt.¹⁴

¹⁴ Angaben von 1954

Als Gemüse werden hauptsächlich Zwiebeln, Meerrettich und Gurken angebaut. Das Gehöft Lehde Nr. 32 bewirtschaftet insgesamt 30 Morgen, davon sind nur 3,5 Morgen Acker, der sich in je 1 Morgen Kartoffeln und Roggen und in 1,5 Morgen Gemüse aufteilt. Der Viehbestand betrug vor dem zweiten Weltkrieg 9 Kühe, 1 Ochsen, 2—3 Kälber und 3 Schweine. Der Gemüseanbau stellt eine intensive Wirtschaftsform dar, die aber unter den besonderen Bedingungen des Spreewaldes nicht weiter mechanisiert werden kann. So müssen beispielsweise sogar noch zur gegenwärtigen Zeit in außerordentlich mühevoller Handarbeit für 1 Morgen Meerrettich 25 Kähne mit je 35 Zentnern Dung ausgefahren werden.

Die Wiesen sind mit schilfartigem Seggen- und Kaspengras bestanden und liefern nur dann ausreichend Futter, wenn sie wintersüber überflutet werden und unter einer schützenden Eisdecke stehen. Im allgemeinen rechnet man im Winterhalbjahr 30 Zentner Heu für eine Kuh. Diese Menge bildet jeweils einen Schober (nds. stog). An der Anzahl der Schober kann man also den Rindviehbestand des Bauern erkennen (Bild 1). Die runden Heuschober sind typisch für den Spreewald und geben der dortigen Landschaft ihr eigenes Gepräge. Als Futtergrundlage werden 2—3 Morgen Wiese für die Haltung einer Kuh benötigt.

Das Vieh wird Sommer wie Winter im Stall gefüttert, da die sumpfigen Wiesen nur durch Kähne erreichbar sind. Die Ställe haben meist nur ein kleines Luftloch und sind vollkommen dunkel, besonders im Winter, wo auch die Tür geschlossen bleibt. Da zudem das Futter nicht sehr nahrhaft ist, sind die Milchleistungen gering. Deshalb steht die Schlachtviehhaltung im Vordergrund. Kucharski gibt die Rinderdichte im reinen Grünlandgebiet des Spreewaldes mit 130 Stück je 100 ha an, was etwa mit dem oben Gesagten übereinstimmt.

Im Bereich der ehemaligen Kaupersiedlung, die heute verwaltungsmäßig teilweise zur Gemeinde Burg-Kolonie gehört, haben sich die Anbauverhältnisse bereits zugunsten des Ackerbaues verschoben. Das Gehöft Burg-Kolonie Nr. 37 bewirtschaftet heute etwa 12 Morgen Wiese und 4,5 Morgen Acker, von dem ein Morgen mit Gemüse — hier Bohnen, Gurken, Meerrettich —, der Rest je zur Hälfte mit Roggen und Kartoffeln bebaut wird. In guten Jahren erntet

man dort pro Morgen etwa 10 Schock Roggen (1 Schock = 60 Garben = 1 Zentner) und 40—50 Zentner Kartoffeln. Der Viehbestand beträgt hier 4 Kühe, 1 Kalb und 6 oder 7 Schweine.

Je mehr wir jedoch aus dem Bereich des Spreewaldes geraten, um so größer wird der Anteil des Getreides an der Gesamtfläche.¹⁵ Selbst im Spreewald zeichnet sich deutlich die Tendenz eines intensiveren Acker- und Gartenbaus auf Kosten der Graswirtschaft ab. Dieser Wandel verändert die alte Hausformenlandschaft, indem in zunehmendem Maße neue und größere Scheunengebäude errichtet werden.

Das *südliche Urstromtal* unterscheidet sich gegenüber dem nördlichen sowohl hinsichtlich seines höheren Waldanteils als auch seines größeren Hackfruchtanbaus. Der Waldanteil der Heidedörfer beträgt noch heute im Mittel 50 % der Gesamtfläche. Betrag der Grünlandanteil gegen Ende des 19. Jahrhunderts ähnlich wie im nördlichen Urstromtal noch 40—50 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche, so ist er heute im Durchschnitt bis auf 20 % zurückgegangen. Damit ist ein Rückgang der Großviehhaltung verbunden. Die Rinderdichte beträgt nur noch 60 bis 80 Stück je 100 ha.¹⁵ Der Ausgleich wird

jedoch in der gesteigerten Schweinehaltung geschaffen, die in dem höheren Hackfruchtanbau eine sichere Futtergrundlage hat. Die vorstehenden Angaben können durch folgende Beispiele aus der Lausitzer Heide bekräftigt werden.¹⁶

Zum Klein-Partwitzer Gehöft Nr. 11 (Tafel 3) gehören: 20 Morgen Wald, 18 Morgen Grünland, 19,5 Morgen Ackerland mit 12 Morgen Roggen, 5 Morgen Kartoffeln, 2 Morgen Rüben, 0,5 Morgen Hanf. Der Viehbestand beträgt 4 Kühe, 2 Ochsen, 2 Kälber und 3 Schweine. Da Klein-Partwitz im Grundwasserentzugsgebiet liegt, wird der Wald- und Wiesenanteil früher sicher höher gewesen sein. Zum Vergleich seien die Wirtschaftsgrößen des Gehöftes Mocholz Nr. 6 genannt (Tafel 15), das 40 Morgen Wald, 10 Morgen Wiese und 12 Morgen Ackerland mit 6 Morgen Roggen und 6 Morgen Kartoffeln besitzt. Die Bodenfläche ernährt 4 Kühe, 2 Ochsen, 1 Kalb und 3 Schweine. Etwas günstigere Verhältnisse sind am Rande der Heide in Nieder-Prauske Nr. 28, wo sich der Grundbesitz aus 13 Morgen Wald, 6 Morgen Wiese und 9 Morgen Acker mit 6 Morgen Roggen und 3 Morgen Kartoffeln zusammensetzt und der Viehbestand 4 Kühe, 2 Kälber und 4 Schweine beträgt.

Besitzgröße und Besitzrecht

Die rechtliche Stellung der Oberlausitzer Bauern

Die Besitzgrößen schwanken heute so beträchtlich, daß es nicht ohne weiteres möglich ist, ein bestimmtes Normmaß zu ermitteln, geschweige denn ein Normgehöft herauszustellen, das zur Bewirtschaftung des normierten Feldmaßes erforderlich ist. Eine Gliederung ist um so schwieriger, als bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts der Bauer noch in mehr oder minder drückender Abhängigkeit vom Feudalherrn stand.

Für die rechtliche Lage der Lausitzer Bauern waren sowohl Nationalität als auch Landeszugehörigkeit von zweitrangiger Bedeutung. Die ur-

sprünglich vorhandenen Unterschiede zwischen den hörigen Sorben, die von den Deutschen allgemein *Lassiten* (*lasci*) genannt wurden, und den freien deutschen Bauern sind im Laufe der jahrhundertelangen Entwicklung auf Grund der Machtstellung des Adels immer mehr verwischt worden. Das einheitliche Verhalten der Feudalherren gegenüber sorbischen und deutschen Untertanen sollte dem Bauer jede Möglichkeit nehmen, sich auf ein anderes Herkommen zu berufen, das sich für ihn hätte günstiger auswirken können. Die Oberlausitz wurde bereits 1355 von Karl IV. dem Königreich Böhmen einverleibt, die Niederlausitz erwarb er 1368/70.

¹⁵ Kucharski (36), S. 66

¹⁶ Angaben von 1953

Schon während der langen Verbundenheit mit Böhmen wurde den Gutsherrschaften die unumschränkte Gewalt über ihre Untertanen eingeräumt. Der Anschluß an Sachsen im Jahre 1635 brachte keine Besserung, denn die Verwaltung des Landes blieb in den Händen des Adels, der, gestützt auf die Privilegien der Oberlausitzer Partikularverfassung, seine Sonderbestrebungen gegen die absolutistische Herrschaft ausgiebig durchsetzte. Im Preußischen sind die Verhältnisse wohl nicht viel besser gewesen, da genügend Zeugnisse vorhanden sind, daß wegen zu drückender Dienste Kossäten und Büdner mit der gesamten herrschaftlichen Hofwehr¹⁷ nach dem benachbarten Kursachsen entflohen.¹⁸ Besitzrechtlich unterscheidet man bis zum 18. Jahrhundert in der Oberlausitz

1. Lassiten mit nichterblichem Besitz,
2. erb- und eigentümliche Bauern, namentlich in Dörfern mit deutscher Fluranlage,
3. Lehnbauern.

Im 18. Jahrhundert lassen sich jedoch diese Besitzkategorien nicht mehr scheiden, da die starke Beanspruchung der Arbeitskraft zur Verwischung aller Unterschiede in der Fronleistung führte, an der ursprünglich der bäuerliche Laß-, Erb- und Lehnbesitz erkannt werden konnte. Die Größe der Wirtschaften steht ebenfalls nicht im Zusammenhang mit dem Besitzrecht an Grund und Boden. In der Mitte des 18. Jahrhunderts gab es Bauern, Gärtner, Häusler, Hausgenossen und Gesinde. Teilweise hatten die Häusler eines Dorfes erbliches Eigentum, während die Bauern nur nichterbende Lassiten waren. Auch gab es Fälle, wo lassitische und erbliche Grundstücke von ein und demselben Bauern genutzt wurden.¹⁹ Diese Feststellungen lassen erkennen, daß es auch für die Hausforschung schwierig ist, die Hausformen hinsichtlich der Besitzgröße und rechtlichen Stellung zu gliedern. Der Lehnbauernbesitz hat als einziger in der Hausformenlandschaft des Oberlausitzer

Lößlehmgebietes bis zum heutigen Tage einen spürbaren Einfluß hinterlassen, denn die typischen Großbauerndörfer mit stattlichen Gehöften, wie Brohna, Schweinerden, Storch, konnten sich nur unter den günstigen Bedingungen der sächsischen Oberlausitz entwickeln.

Das Rittergutsarchiv Gaußig gibt die Besitzgrößen wie folgt an:²⁰

1. Ein Ganzhufengut aus der Gutsherrschaft Gaußig von 1796

Inventar:

1 Pferd, 4 Kühe, 1 einjährige Kalbe, 1 einjähriger Ochse, 1 Wagen mit Zubehör, Pflug, Egge und Ruhrhaken.

Landbesitz:

15 Scheffel Kornsaat, 3 Scheffel Gerste, 10 Scheffel Hafer, 1 Scheffel 4 Metzen Lein, ein halber Scheffel Erdbirnen, ein halber Scheffel Feldkraut, ein halber Scheffel Sommerweizen, drei Viertel Kleeland und ein Garten Wiesen, Brachen und Hutung.

2. Ein Halbhüfnergut zu Brösa, 1771 (zur Gaußiger Herrschaft gehörig)

Inventar:

1 Wagen	14 Taler
1 Pflug	18 Groschen
1 Paar Heuleitern	
1 Paar Kornleitern	
1 lange Stange	
1 Paar Eggen	
1 Ruhrhaken	

Pferde:

1 Fuchs	11 Taler
1 Brauner	8 Taler

von der Herrschaft als Beilaß überlassen.

¹⁷ Da die Gutsherrschaft volles Eigentumsrecht am Laßbesitz hatte und die Bauern die Grundstücke nur nutzten, um der Herrschaft ihre Dienste zu bestellen, wurden diese bei Übernahme einer Nahrung vom Gutsherrn mit einer Hofwehr, d. h., einer Erstausrüstung, bestehend aus Vieh, Saatgut, Inventar und Gerät, versorgt.

¹⁸ Kublick (35), S. 90

¹⁹ Boelcke (7), S. 38

²⁰ Der sächsische Scheffel ist ursprünglich ein Hohlmaß und entspricht 103,8 l. Er wird in 4 Viertel = 16 Metzen geteilt.

Im übertragenen Sinne wird der Scheffel auch als Flächenmaß angewandt und bezeichnet etwa dieselbe Größe wie ein Morgen.

1 sächsischer Morgen = 27,67 ar

1 preußischer Morgen = 25,53 ar = 180 Quadratruten

Rindvieh:

1 rote Kuh	7 Taler 12 Groschen
1 schwarze Kuh	7 Taler 12 Groschen
1 schwarze Kalbe	4 Taler 6 Groschen

Aussaat:

2 Scheffel und 2 Viertel Weizen, 5 Scheffel Korn, 5 Scheffel Gerste, 5 Scheffel Hafer, 2 Viertel Erbsen, 3 Viertel Wicken.

Hieraus ergibt sich, daß 1 Hufe mit etwa 30 Morgen oder Scheffel anzunehmen ist.

Über den Wert der Grundstücke erfahren wir aus Kaufverträgen folgendes:

Kaufkontrakt aus Diehmen

(zur Gaußiger Herrschaft gehörig)
vom Jahre 1798

Es verkauft J. G. Nimschke seine Laßhäuslernahrung in Diehmen an seinen Sohn J. G. N. für 50 Taler, welches Kaufgeld an seine Schwestern gezahlt wird: Anna Maria 5 Taler, Anna Elisabeth 5 Taler, Anna Sophie 5 Taler, Anna Rosina 5 Taler, Magdalena, verheiratet, 20 Taler, zwei Enkel zusammen 10 Taler.

Alles wird verkauft samt Geschirr und Zubehör, 2 Kühe, wovon die eine dem Vater zum Begräbnis bleibt. Zum Ausgedinge erhält der Vater: freien Tisch solange er lebet und die Hauskammer zur Lagerstatt und die Ofenbank mit zur Bequemlichkeit, frei mit zum Waschen. Für die jüngste Schwester eine Kammer über dem Stall zur Lagerstatt und das Fenster in der Stube und die Bank . . . bis sie sich verheiratet hat.

Die Laßnahrung ist auf herrschaftlichem Grund und Boden nebst einem Stückchen Feld nach 4 Scheffel und 3 Viertel Kornaussaat und 6 Viertel Aussaat Wiese am herrschaftlichen Flur, dazu ein dürrer Hügel. Zwei Kühe kann er gegen Erlegung von einem Taler jährlichem Hutgeld zur herrschaftlichen Herde treiben.

Zur Rauchsteuer, zum Soldatengelde und zur Steuererleichterung des herrschaftlichen Hofes zahlt er der Herrschaft noch besonders 7 Groschen, um Gerichtsfälle und Abzüge abzutragen.

Alle Woche zwei Tage Männerdienste zu verrichten, 1 Stück klares Garn ohne Entgelt zu spinnen und mit der Gemeinde in Diehmen zu heben und zu legen, sich erklärt auf solchem allen behörig nach zu leben.

Richter und Schöppen

Kaufvertrag aus Diehmen vom Jahre 1802

Es verkauft A. Pittrich seine Dreschgärtlernahrung an seinen Sohn J. G. P. in Diehmen für 130 Taler Kaufsumme, welche an seine Geschwister und die übrigen Schuldner gezahlt wird; zur Ausstattung an 8 Geschwister je 5 Taler. Käufer verspricht seinen Geschwistern eine Kammer über der Stube zur Lagerstatt zu geben, bis sie verheiratet. Die Ackernahrung wird mit Acker, Wiesen und Holzung und

Beschwerung übergeben. Er ist schuld, um den 16. Scheffel die Metze in der Hofscheune zu dreschen und von Johannis bis Walpurgis wöchentlich 3 Tage Handdienste zu tun. Zu jeder Rauchsteuer muß er 5 Groschen geben. Der Herrschaft 2 Viertel Hafer, 2 Hühner, 15 Eier, 2 Stücke Garn für je 2 Groschen Lohn spinnen. Dem Pfarrer in Gaußig: 1 Viertel Korn und 1 Viertel Hafer jährlich.

Zum Ausgedinge gibt der Käufer seinen Eltern jährlich: 2 Scheffel Korn und 1 Scheffel Gerste, was die Garbe gibt, 1 Viertel Weizen, 1 Viertel Lein zur Saat, 8 Kannen Butter (1 Kanne = 2 Pfund), 1 Pfund Käse, von Walpurgis bis Michaelis wöchentlich 1 Kanne gute Milch, 1 Mandel Eier; den dritten Teil des Obstes, 1 Beet Kraut, 1 Beet Erdbeeren, frei zu backen, zu waschen und zu kochen. Ferner eine Kammer über dem Stall zur Lagerstatt und beim Ofen eine Bank. Der Käufer erhält 2 Kühe und 1 Kalb, wovon eine Kuh den Eltern zum Begräbnis bleibt und alles Geschirr.²¹

Die Muskauer Herrschaft stellte jedem Bauern: 2 Pferde, 4 Ochsen, 2 Kühe, Wagen, Pflug und Egge, 8—10 Scheffel Winterkorn, 1 Scheffel Gerste, 1 Scheffel Hafer und 4 Scheffel Heidekorn zur Verfügung.²²

Die „oberlausitzische Taxordnung“ von 1727 veranschlagte einen Großbauern mit täglichen Diensten auf 800 Taler, einen Dreispänner mit 600 Talern, einen Zweispänner mit 400 Talern, einen Halbspänner mit 200 Talern und einen Drescher oder Häusler mit 50 Talern.²³

Die Entwicklung des Häuslerstandes in der Oberlausitz

Mit der Zerschlagung der Bauernhufen ist der Gärtner- und Häuslerstand (in der Standesherrschaft Muskau als Büdner bezeichnet) geschaffen worden. Im 18. Jahrhundert gab es z. B. in Gaußig keine Hufengüter mehr. Die Frondienste wurden von den Nachbardörfern bestellt. Die Gärtner waren zum Teil „gelegte“ Bauern, die außer Wohnhaus und Stallung nur einen „Garten“ besaßen. In Kuckau wurde jedoch schon 1248 durch die Herren von Kamenz eine sorbische Gärtnerkolonie angelegt. Später zweigten auch größere Bauern von ihren erblichen Hufengütern Gärtnernahmen ab. Eine besondere Stellung nehmen die Dreschgärtner ein, die ebenfalls nur über geringen Landbesitz verfügten, „jedoch verpflichtet waren, zur Ernte auf Gutsfeldern zu arbeiten und das Getreide um

²¹ Boelcke (7), S. 88

²² Leske (39), S. 102

²³ Jacobi bei Boelcke (7), S. 105

den 16. oder 17. Scheffel in der Hofscheune auszudreschen²⁴.

Mit dem Pönfall 1547, der dem wirtschaftlichen Aufschwung der Städte eine Ende bereitete, hatte der Adel wieder seine uneingeschränkte Vormachtstellung in der Lausitz erreicht. Er siedelte jetzt im Bergland, wo der Ackerbau nicht lohnte, auf Bauernland die Leinweber an, die zum Teil aus böhmischen Exulanten hervorgingen. Diese Maßnahme ist noch am heutigen Siedlungsbild ablesbar. Die im Mittelalter gegründeten Kolonistengehöfte liegen in halber Höhe an den Hängen und sind in weitem Abstand voneinander aufgereiht. Man sieht deutlich, wie von jedem Gehöft aus die Hufen in den Wald vorgetrieben wurden, wobei der unterschiedliche Fleiß der Siedler an der gerodeten Fläche sichtbar wird (Bild 4). Solche Waldhufendörfer ziehen sich in oft kilometerlanger Reihung an Bachläufen entlang, die eigentliche Bachaue bleibt jedoch zunächst unbesiedelt. Die ältesten Verbindungswege zwischen den Gehöften liegen ebenfalls auf halber Höhe der Hänge. Wahrscheinlich ist im Tal ursprünglich gar keine Straße gewesen.

Da die vorwiegend im 17. und 18. Jahrhundert angesiedelten Weber keine nennenswerte Landwirtschaft betrieben, waren sie auch nicht genötigt, die Hänge aufzusuchen, sondern bauten ihre Häuser dicht gedrängt an der Talstraße, die jetzt als wichtiger Verkehrs- und Handelsweg immer größere Bedeutung erlangte. Dem ursprünglichen Waldhufendorf (Reihendorf) lagert sich somit ein sekundäres Straßendorf ein.

Auch in der baulichen Anlage unterscheiden sich die verschiedenen Siedlungsbereiche. Die Kolonistengehöfte sind entweder langgestreckte Wohnstallhäuser, die Wohnraum, Stall und Tenne unter einem Dach bergen, oder haben die Form eines regelmäßigen Dreiseithofes angenommen, während die Weberhäuser meist kleine, eingeschossige Wohnspeicherhäuser sind, die nur im Notfall für eine Tierhaltung vorgesehen sind.

Das Anwachsen des Kleinbesitzes auf Kosten des Bauerngrundes zeigt sich in der fortschreitenden Hufenteilung. In Crostwitz gab es Bauerngüter zu $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{6}$ Hufen. In Nebel-

schütz war ein ehemaliges Lehnsgut in 13 Parzellen geteilt worden, die verschiedenen Besitzer hatten jedoch gemeinsam die auf dem Gute ruhenden Leistungen zu entrichten.

Die rechtliche Stellung der Kolonisten im Kreise Cottbus während der Siedlungsperiode Friedrichs II.

Die Siedlungsvorgänge sind in der etwa im Jahre 1935 erschienenen Veröffentlichung: Kublick, „Die Siedlungspolitik Friedrichs des Großen im Kreise Cottbus“, Cottbus o. J., ausführlich beschrieben, der auch die nachfolgenden Ausführungen zum großen Teil entnommen sind. In der obengenannten Arbeit sind alle wesentlichen archivalischen Zeugnisse gewissenhaft zusammengestellt. Die ethnischen Schlußfolgerungen sind allerdings mit großer Vorsicht aufzunehmen, weil der Verfasser den rassistischen Anschauungen der damaligen Zeit gegen besseres Wissen Rechnung trägt. Dies sei an folgenden Beispielen erläutert. In der Wertung des gesamten Siedlungswerkes erklärt er: „Wenn auch in Burg-Kolonie die deutschen Siedler in der Sprache, Sitte und Kleidung im Wendentum untergingen, so brachten sie doch ganz allgemein dem Volke eine gute Blutauffrischung, die den slawisch-ostischen Rassentyp zum großen Teil verdrängte. An seine Stelle traten die hohen und kräftigen Gestalten der nordischen Rasse, die trotz wendischer Sprache immer treu für ihre deutsche Heimat kämpften. Die wendische Sprache wurde in den Städten und ihrem Umkreise durch die Kolonisten schnell verdrängt, so daß sie heute nur noch in den Dörfern des Spreewaldes und um Peitz herrscht.“²⁵ Dem widersprechen die von Kublick selbst vorgelegten Zusammenstellungen über Herkunft der Siedler, aus denen eindeutig hervorgeht, daß diese zum weitaus überwiegenden Teil aus damals rein sorbischen Nachbardörfern wie Radusch, Vetschau, Naundorf und anderen zugezogen waren. An anderer Stelle erklärt Kublick, daß „die aus dem benachbarten Sachsen zugezogenen Siedler zur Stärkung des Wendentums im Spreewald beitrugen“,²⁶ und die noch heute lebenden Lausitzer Wenden eine ausgezeichnete

²⁴ Boelcke (7), S. 42

²⁵ Kublick (35), S. 106

²⁶ Kublick (35), S. 33

und ungebrochene Lebenskraft in sich bergen“.²⁷ Bei der Beurteilung der Spreewaldsiedlungen muß man davon ausgehen, daß die Siedler fast ausnahmslos Sorben waren, die ihre Bau- und Wohnweise aus den Randgebieten mitbrachten. Die Untersuchung der volkstümlichen Bauweise des Spreewaldes beweist ebenfalls ihre Verwandtschaft mit der Bauweise der Randgebiete. Die Spreewaldsiedlungen erlangten die größte Bedeutung unter den im Kreise Cottbus entstandenen Kolonien. Die Siedler hatten gegenüber den eingesessenen Bauern viele Vergünstigungen. Das „Edikt von denen Wohltaten und Vorteilen, deren fremde bemittelte Personen und Familien Manufacturiers, Professionisten und Handarbeiter, welche sich in königl. preußischen Landen niederlassen, sich zu erfreuen haben“ von 1764 besagt:²⁸

1. Die Entreprise wird auch den Nachkommen erb- und eigentümlich übergeben.
2. „Selbige vor der 3. Generation unter keinerlei Vorwande an den Einländer oder sonst auf irgend eine Art veräußert werden darf.“
3. 9 Tl. Wiesenins und 1 Tl. Schutzgeld sind jährlich gegen Trinitatis an das Amt Cottbus zu zahlen.
4. Die Abgaben sind beständig, „besonders aber keine Naturaldienste dem Amt Cottbus“ zu leisten.
5. Der Besitzer und seine Kinder sind „von aller Enrollierung befreit.“
6. Die freie Grasung im Walde ist erlaubt.
7. Für die Ausfertigung der Erbverschreibung sind keine Stempelgebühren oder sonst etwas zu erlegen.

Als Voraussetzungen für die Gründung von Kolonien werden genannt:²⁹

- „1. Wo die Größe oder Lage der Forsten nur durch Kolonien ausgenutzt werden können;
2. wenn in den Forsten Brand oder andere leere Flecke sind;
3. große Brüche und Lugen, die durch Gräben trocken zu legen sind;
4. alle wüsten Teiche oder sogenannte Leeden;

²⁷ Kublick (35), S. 113

²⁸ Kublick (35), S. 91

²⁹ Kublick (35), S. 8

5. Äcker, die von Vorwerken zuweit entlegen sind, um ohne große Beschwernis bearbeitet werden zu können;
6. alles Terrain, was früher nur Hütung war.“

Zur Schaffung einer autarken Wirtschaft wurden vor allem sächsische Tuchmacher und Strumpfwirker aus Bautzen nach Cottbus gezogen. Die alte Spreewaldsiedlung *Burg-Dorf* erhielt bereits 1725 einen Zuwachs durch die von Friedrich Wilhelm I. angesetzten Kauper.³⁰ 1749 werden bereits 104 Kauper genannt. Die Größe der Grundstücke schwankt zwischen 12 und 20 Morgen. Da noch keine Urbarmachungspläne vorlagen, siedelten sich viele Familien eigenmächtig an. Als das Land vermessen wurde³¹, konnte die kurmärkische Kammer oft nicht feststellen, wie die Leute zu ihren Wiesen gekommen waren.³² Im Jahre 1740 verließen 37 Burger Einwohner eigenmächtig den Ort und siedelten sich als „Kossäten in Burg“ auf den Königlichen Laßzinswiesen nördlich von Burg von der Mühlspree bis zur Bluschnitza an. Diese Kossäten setzten in ihre alten Häuser im Dorf Büdner. Sie fuhren wie die Kauper mit Kähnen, gruben den Acker um für Kohl und Wurzelwerk, doch Hirse, Grütze, Erbsen und Linsen mußten sie kaufen. Wegen des Morastes fütterten sie das Vieh im Stall und besaßen meist zehn Morgen große Wiesen im Walde.

Zugleich siedelten sich viele Soldaten eigenmächtig auf nur 2 Morgen großem Landbesitz als Büdner an. So entstand die verstreut liegende Kaupergemeinde. Im Jahre 1750 begann die Ansiedlung einer Weberkolonie in Burg. Seitens der Beamten sollten den Garnwebern keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, „damit selbige im Lande konserviert bleiben“. 1755 wohnten 18 ausländische und 3 inländische Weber in der Kolonie. Die Weber erhielten 6-Familienhäuser, für jede Familie stand 1 Schlafstube, 1 Arbeitsraum, 1 Küche und 1 Bodenraum zur Verfügung. Jeder Weber

³⁰ Die Kauper erhalten ihren Namen von nds. *kupa* = inselartige Anhöhe, auf der das Gehöft errichtet wurde, um gewissen Schutz gegen Überschwemmungen zu haben.

³¹ 1751 wurde der Spreewald erstmalig von Ingenieur Knoblauch vermessen.

³² Im Spreewald ist meist von Wiesen die Rede, wenn es sich um Landbesitz handelt, da hier eine ausgesprochene Gras- und Gartenwirtschaft herrscht und Ackerland im Anfang überhaupt nicht vorhanden war.

erhielt 6 Morgen Wiese, die am Droscheffieß (Leinweberfließ) gelegen waren. 1786 zählte die Leinweberkolonie 20 Familien mit 100 Personen, die sich 9 Kühe, 2 Kälber, 5 Schweine, 16 Gänse und 18 Hühner hielten.

1772 legte der Kaufmann Richter eine Bleiche auf einem 30 Morgen großen Grundstück an, das er von der Kammer zugewiesen bekam. Zugleich erhielt er 30 Klafter Elsenholz (Erle), je doppelten Klafter 1 Taler 9 Groschen.

Die ersten Vorschläge zur Anlegung der *Kolonie-Burg* stammen von Ingenieur Knoblauch, der 1750 mit der Vermessung des Spreewaldes begann. Das „Etablissement“ zur Ansiedlung wurde sofort nach dem Hubertusbürger Frieden 1763 durch königlichen Spezialbefehl erteilt. Zur Ausführung gelangte ein Plan des Kriegsrates Gerlach, der 100 Entreprisen³³ mit 1800 Morgen Wiesenwachs vorsah. Das eigentliche Gründungsjahr der Kolonie war 1765.

Die Siedlung ging nur langsam voran, da das Land weder zur Feldbestellung noch zum Hausbau taugte, solange nicht Abzugsgräben ausgehoben waren. Diese Arbeiten begannen wohl erst 1767. Außerdem wurden die neuen Kolonisten von den älteren Bewohnern, den sogenannten Kaupern, drangsaliert. 1770 mähnten die Einwohner von Kalkwitz auf Geheiß ihrer Herrschaft, des Herrn von Kracht, kurzerhand die Wiesen der Kolonisten ab.

Der erste Schulze der Kolonie, Kupke, weilte seit 1749 im Lande und wohnte anfänglich im Stall wie viele andere Siedler, die nicht bauen konnten, „weil der Boden nicht tauglich, ein Haus darauf zu setzen“. Ein großer Teil hatte nicht einmal das Bauholz erhalten, das aus der Fehrowschen und Tauerschen Heide „ganz frei verabfolgt werden sollte“. 1769 werden insgesamt 67 Kolonisten mit 66 Frauen, 46 Söhnen und 47 Töchtern genannt. 47 Kolonisten hielten zusammen 225 Kühe. An Gebäuden waren zu diesem Zeitpunkt 60 Häuser, 27 Scheunen und 51 Ställe errichtet.

1772 wohnten 65 ausländische Familien in der Kolonie, Inländer nutzten die restlichen 35 Entreprisen. Viele Ausländer blieben weg, weil die 18 Morgen morastiges Land ihnen unmöglich die Kosten der Urbarmachung und des Anbaus wieder einbringen könnten. Heu war nicht

zu gewinnen, „solange die ganze Nutzung darin besteht, das schilfige schlechte Gras Sommers Zeit grün auszuschneiden, wobei die Leute bis in den halben Leib im Sumpfe arbeiten müssen“. Trotzdem gelang es einigen, mehrere Nahrungen an sich zu bringen. So besaß der Kolonist Psaar 3 Entreprisen von 48 Morgen, eine als Ausländer, die andere aus Erbschaft und die dritte unter dem Namen seines Schwiegervaters. Nach dem Knoblauchschen Wiesenregister von 1768 war „das neue Etablissement im Spreewalde“ in 8 Abteilungen (A bis H 2) gegliedert. Abteilung A lag südlich der Mühlspree bis zum Scheidungsfließ und umfaßte 21 Entreprisen. Der Schulze Kupke besaß nach der Wittkeschen Karte von 1774 (Tafel 11) Nr. 2188. Die Bleiche ist mit 219 bezeichnet. Die Abteilung B erstreckt sich vom Scheidungsfließ bis zum Leinweberfließ. 2 Parzellen wurden in 8 Leinweberstellen (Nr. 222—229) zu je 4½ Morgen geteilt.

Die Zunahme der Siedler in und bei Burg betrug während der Regierungszeit Friedrichs II.: 18 Leinweber, 40 kleine und 14 große Büdner, 70 Kauper und 108 Kolonisten. 1738 hatte Burg-Dorf nur 6 Bauern, 66 Kossäten und 25 Büdner. Viele Kossäten teilten ihre Stelle dreimal unter ihre Angehörigen.

Die Entwicklung der ländlichen Besitzverhältnisse im 19. Jahrhundert

Das 19. Jahrhundert bedeutete auch für die Lausitz den Übergang zu kapitalistischen Wirtschaftsformen, die ihre Grundlage in der zunehmenden Industrialisierung des Landes hatten. Diese Entwicklung wurde eingeleitet durch die Beseitigung der Leibeigenschaft. In Preußen wurde dank der Bemühungen des Freiherrn vom Stein 1807 die Leibeigenschaft aufgehoben und den Bauern Freizügigkeit gewährt, während Hand- und Spanndienste sowie die Patrimonialgerichtsbarkeit weiterbestehen blieben. Hardenberg, der Nachfolger Steins, verstand jedoch die Steinsche Reform dahingehend zu verändern, daß sie den Grundherren möglichst wenig Schaden zufügte. Durch die beiden Edikte von 1811 und 1816 verschlimmerte sich die Lage der Bauern beträchtlich. So mußten sich die Bauern ihre persönliche Freiheit mit einem Drittel ihres Besitzes oder einer entsprechenden Geldsumme erkaufen. Besonderen Schaden er-

³³ Das Wort *entreprise* ging in die sorbische Sprache ein. Heute heißt Burg-Kolonie ndl. Na przach.

litten die Kleinbauern ohne Gespann, da der Grundherr ihren Boden für billiges Geld kaufen konnte und sie damit zu besitzlosen Landarbeitern machte, die für bescheidenen Lohn auf dem Gut arbeiten mußten.³⁴

In der sächsischen Oberlausitz wurde die Leibeigenschaft erst 1832 aufgehoben, jedoch waren die Bedingungen günstiger als in Preußen. Dadurch konnte sich besonders auf dem guten Boden der Bautzener und Kamener Gegend ein gesundes Mittelbauerntum entwickeln, das bei entsprechender Wirtschaftsführung sogar stellenweise großbäuerlichen Besitz erlangte. Im allgemeinen läßt die bauliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts erkennen, daß mit zunehmender Entwicklung der Technik auch der Lebensstandard auf dem Lande gewachsen ist, weil der Bauer an der kapitalistischen Marktwirtschaft mit teilhaben konnte.

Besonders deutlich kommt dies in der sächsischen Oberlausitz zum Ausdruck, wo in den Jahren von 1830 bis 1900 eine Vielzahl von stattlichen

Bauerngehöften, größtenteils massiv, erbaut wurde. Als typische Beispiele können Zschornau, Schweinerden, Storch und Brohna genannt werden.

In der preußischen Ober- und Niederlausitz waren die Bedingungen nicht so günstig. Die geringen Erträge des Sandbodens haben hier auch im 19. Jahrhundert keine Besserung ermöglicht. Deshalb finden wir hier die bescheidensten Verhältnisse der Lausitz. Über die anspruchslose Lebensweise in den Heidedörfern kann man sich annähernd eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß noch vor dem ersten Weltkrieg Bauern aus Mocholz, die 12 Morgen Ackerland besaßen, jeden Sonnabend einen siebenstündigen Weg mit der Schubkarre nach Bautzen zurücklegten, um dort auf dem Wochenmarkt Beeren und Pilze zu verkaufen.

Die Bauweise blieb meist eingeschossig, und der Massivbau setzte sich nur zögernd durch. In der Heide ist daher der Anteil der erhaltenen Holzbauten heute noch verhältnismäßig hoch. Außerdem haben sich in diesem Rückzugsgebiet viele altertümliche Wohn- und Lebensweisen erhalten.

³⁴ Mětsk (43), S. 339

DIE HAUS- UND GEHÖFTFORMEN DER LAUSITZ

Die Gliederung der Hausformenlandschaften

Gliederung nach dem Erscheinungsbild der Baukörper

Für die Kennzeichnung der einzelnen Haus- und Gehöftformen hinsichtlich ihres Erscheinungsbildes bedient man sich bis heute noch keiner einheitlichen Terminologie. Die Unterscheidung von Einhäusern und Gehöften ist nicht mehr ausreichend, weil jedes Bauegefüge unter anderen historischen Bedingungen entstanden ist, wie das die verschiedenen Einhaustypen deutlich zeigen. Wir sind gewohnt, das Niedersachsenhaus, das friesische Gulfhaus, das altoberschwäbische Haus und das alpenländische Flachdachhaus als Einhäuser zu bezeichnen. Aber schon ein flüchtiger Vergleich lehrt, daß es sich einmal um großräumige Häuser handelt, denen ein einheitliches konstruktives System zugrunde liegt, andererseits um Bauegefüge, deren Einzelteile weniger organisch zusammenhängen und oftmals nur durch ein gewaltiges Dach vereinigt werden. Man spricht daher von echten und sekundären Einhäusern, wobei als typischer Vertreter des sekundären Einhauses das friesische Gulfhaus zu nennen ist, das erst unter dem Einfluß eines intensiveren Ackerbaues zum Einhaus zusammengewachsen ist.¹ Diese Tatsache lehrt zugleich, daß man weder das Einhaus ausschließlich als Haus der Viehzucht und Weidewirtschaft noch das Gehöft als Bauform des Ackerbaus ansprechen darf.² Echte Einhäuser gibt es in

Deutschland nur zwei, und zwar das niedersächsische und das altoberschwäbische. Das Niedersachsenhaus ist die vollendetste Form eines Einhauses, sowohl in konstruktiver als auch in funktioneller Hinsicht. Das Traggerüst wird hier von den in Abständen von 2—3 m stehenden, die Diele überspannenden Jochen gebildet, deren jedes ein Sparrenpaar trägt. In dem gewaltigen Hallenraum sind Mensch und Tier gemeinsam untergebracht.

Das altoberschwäbische Haus ist der Forschung trotz der eingehenden Beschreibung Grubers weniger bekannt geworden. Noch ursprünglicher als das altoberschwäbische Haus ist vielleicht das von Klemm beschriebene Haus des Hohen Venns in der Nordwesteifel.³ Beide Typen haben ein Traggerüst aus Querwandschotten von 3,5 m Abstand, die aus einer Firstsäule (Könneg) und mindestens zwei, meistens vier Nebenpfosten bestehen. Alle Säulen tragen je eine Pfette (Wirm) und gehen vom Erdboden bis zur Dachfläche in einem Stück durch.⁴ Das einfachste Gebäude wird durch vier Schotten gebildet, die einen Küchentrakt, Stalltrakt und Tennentrakt einschließen. Die Stube wurde erst später in den Bauorganismus aufgenommen. Sie erscheint im Hohen Venn noch als Anbau⁵ und trägt genau wie beim Niedersachsenhaus eine Balkenlage, die parallel zum First verläuft. Beim altoberschwäbischen Hause wird dieser Stubeneinbau sehr treffend mit „Eingehäuse“ bezeichnet. Auch das altbayrische Haus muß das Konstruktionsprinzip des altoberschwäbischen Hauses angewandt haben, wie aus den Bestimmungen der

¹ Junge (30)

² Helbok vertritt den Standpunkt, daß sich in jedem Fall das Antlitz der Erde durchsetzt, daß in Viehzuchtgebieten die Einhaustendenz bzw. in Ackerbaugebieten die Gehöfttendenz besteht und sich somit aus Einhäusern mit der Zeit Gehöfte entwickeln können und umgekehrt.

³ Klemm (32)

⁴ Sie werden deshalb in der Schweiz Hochstüde genannt.

⁵ Klemm (32), S. 31

lex bajuvariorum hervorgeht.⁶ Die gleiche Konstruktionsweise finden wir, allerdings in mehr oder weniger abgewandelter Form, beim Schwarzwaldhaus und dem kelto-romanischen und dreisässigen Haus der Schweiz.⁷ Klemm schreibt mit Gruber dem Firstsäulenhaus keltischen Ursprung zu.⁸

Das nach außen hin als Einhaus erscheinende alpenländische Flachdachhaus birgt zwar funktionell Mensch, Tier und Ernte unter einem Dach, zeigt aber schon in der Wandkonstruktion, die den Wohnteil in Schrotbau und den Wirtschaftsteil in Bundwerk aufführt, das sekundäre Gefüge an. Beim Tiroler Haus (Achenseetyp) hat bereits Bancalari diesen Widerspruch zwischen äußerer Einheitlichkeit und konstruktiver Vielfalt hervorgehoben. In Graubünden konnte Helbok das Zusammenwachsen eines Wohn- und Stallteils zu einem Einhaus noch heute beobachten.⁹

Einhäuser können auch unter besonderen wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnissen entstehen. So finden sich in ärmeren Gegenden Thüringens und im Lausitzer Gebirge und Erzgebirge Einhäuser. In Kältegegenden des Odenwaldes tauchen mitten im Gehöftgebiet Einhäuser auf.¹⁰

Gliederung hinsichtlich des Verhältnisses von Mensch zu Haustier

Für die Gliederung der Hausformen hat der Gesichtspunkt des Zusammenlebens von Mensch und Tier unter einem gemeinsamen Dach oder in getrennten Gebäuden immer größere Bedeutung erlangt. In den alten Blockbaugebieten hat die Bauweise den Menschen gezwungen, für jeden Zweck ein eigenes Gebäude zu errichten, weil bei der Blockbautechnik die Länge eines Hauses durch die Länge der Baumstämme begrenzt wird. Diese Eigenart tritt besonders in Skandinavien hervor, wo Eilert Sundt einen Bauernhof mit 33 Einzelgebäuden beschrieben hat,¹¹ der aus zwei Kernpunkten, dem Stubenhof (stuegard) und dem Viehhof (nautgard) besteht.

In Öland (Schweden) heißt der Wohnteil des Hofes mangard und der Wirtschaftsteil ladugard. Die Gebäude des mangard werden mit innhus,

die des ladugard als uthus bezeichnet. Beide Wörter treten als binhus und buthus beim Friesenhaus wieder auf und bezeichnen dort den Wohn- bzw. Wirtschaftsteil eines sekundären Einhauses.

Auch die russischen Gehöfte verwenden das Vielhaussystem, wobei der geschlossene Hof sich durch Anbauten verschiedener Wirtschaftsgebäude erweitert.¹² Charakteristisch für die sibirischen Bauten sind die Doppel- und Dreifachhäuser, das sind Baugruppen, die durch enges, traufseitiges Aneinanderrücken zweier bzw. dreier Häuser entstehen. Der sogenannte Viehhof (skotnyj dwor) ist dann in einem hinteren Anbau untergebracht. Bei diesen Doppel- und Dreifachhäusern¹³ ist das sekundäre Zusammenrücken so offensichtlich, daß an einem Vielhaussystem nicht gezweifelt werden kann. Selbst wenn der Viehhof, wie in vielen Fällen, traufseitig an das Wohnhaus angebaut ist, so bleibt letzteres als „izba so svjazju“ eine abgeschlossene Raumfolge.

Im ostalpinen Rauchstubengebiet ist die Trennung zwischen Wohnhaus und Stallgebäuden auffallend. In Südtirol und Kärnten wird der vom Menschen bewohnte Teil des Hofes mit „Feuerhaus“ und der dem Vieh zugewiesene Teil mit „Futterhaus“ bezeichnet.¹⁴

Zur Kennzeichnung der charakteristischen Trennung des Wohnhauses von den Wirtschaftsgebäuden hat Rhamm¹⁵ den Begriff „Zwiehof“ gebildet, der sich allgemein eingebürgert hat. Da in vielen Fällen das Vielhaussystem keine geordnete Hofanlage bevorzugt, sondern die Einzelgebäude unregelmäßig gruppiert, wird gelegentlich auch die Bezeichnung „Haufenhof“ angewandt. In den Ostalpen ist die Bezeichnung „Ringhof“ üblich. Für den Fall, daß Wohnhaus (Feuerhaus) und Stall (Futterhaus) sich parallel gegenüberstehen, verwendet Haberlandt den Begriff „Paarhof“.

Von der weiten Verbreitung des Zwiehofes zeugen verschiedene Einrichtungen und Benennungen, die dort auftreten, wo schon längst keine baulichen Bestandteile des Zwiehofes mehr

⁶ Klemm (32), S. 47

⁷ Hunziker bei Klemm (32), S. 43

⁸ Klemm (32), S. 48

⁹ Helbok (29)

¹⁰ Helbok (23)

¹¹ Henning (26)

¹² Razvitie zamknutogo dvora idet putem pristrojki razlicnyh chozajstvennyh pomeščenij (ambar, pogreb) po perimetru usad'by Aščepkov (2), S. 25

¹³ Aščepkov (2), S. 53

¹⁴ Schier (61), S. 183

¹⁵ Rhamm II, 1 (57, S. 758)

vorhanden sind. So deutet in den Ostalpen die Bezeichnung „Hof“ für die zwischen Wohntrakt und Stallungen gelegene Tenne auf ein sekundäres Einhaus. Auch der Altenburger Viehring deutet auf ein ehemaliges Zwiehofgebiet.¹⁶ Auf die Bedeutung der Worte *binhus* und *buthus* beim sekundären friesischen Einhaus wurde bereits hingewiesen.

Ein Gebäude, in welchem Mensch und Tier gemeinsam unter einem Dach leben, bezeichnet man als Wohnstallhaus. Diese Betriebsform wird am vollkommensten vom Niedersachsenhaus verkörpert. Beim zweiten Einhaustyp, dem altober-schwäbischen Haus bzw. dem Haus des Hohen Venns, treten die Beziehungen zwischen Mensch und Tier schon nicht mehr so klar hervor, weil zwischen Wohn- und Stalltrakt eine ausgefachte Binderschotte liegt oder zwischen beiden die als Futtergang dienende Tenne eingeschoben ist. Von den bayrischen Einhäusern ist dieser „Mittertennbau“ stets die ältere Bauweise. Später rückt der Stall an den Wohntrakt und die Tenne entweder an das Gebäudeende oder über den Stall (Hochtenne), so daß heute in Oberbayern allgemein der sogenannte „Mitterstallbau“¹⁷ vorherrscht.

Die niedersächsischen und oberdeutschen Einhäuser sind durch viele Gemeinsamkeiten gekennzeichnet. Rhamm nennt hier: 1. den Oberboden für Getreide mit freiem Rauchzutritt, 2. den Mittelboden für Heu, 3. die Benutzung der Dreschtenne als Futtergang, sei es, daß die Stallungen nach der Tenne offen liegen, wie beim niedersächsischen Hause, oder mit ihr nur durch Futterluken in Verbindung stehen.¹⁸

Das bei den Bajuwaren weitverbreitete Wort *Fletz* für den Hausgang steht ohne Zweifel mit dem niedersächsischen *Flett* in Beziehung. Die Bezeichnung „Haus“ für den Hausgang beim mitteldeutschen Bauernhaus läßt die Annahme zu, daß der heutige Flur mit seiner Herdstelle früher die wichtigste Funktion im Haus ausgeübt hat.

Die mitteldeutsche Gehöftanlage, schlechthin als „fränkisches Gehöft“ bezeichnet, zeigt in auffallender Weise fast ausschließlich Wohnstallhäuser, was zunächst befremdet, weil die Ställe

bei einer Gehöftanlage ja von vornherein in besonderen Gebäuden hätten untergebracht werden können, wie das bei Zwiehofanlagen der Fall ist. Die Tendenz der Einzelgebäude, einen regelmäßigen Hof (Dreiseithof, Vierseithof, Vierkant) zu umschließen, wird als Besonderheit des mitteldeutschen Gehöftes angesehen.

Gliederung der Lausitzer Haus- und Gehöftformen

Die Lausitzer Haus- und Gehöftformen können in folgende Gruppen unterteilt werden:

1. Einhäuser, die als Wohnstallhäuser alle Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach vereinen,
 2. unregelmäßige Haufenhöfe, die ein Wohnspeicherhaus als Kernzelle der Anlage haben und daher auch als Zwiehöfe bezeichnet werden können,
 3. regelmäßige „mitteldeutsche Gehöftanlagen“ in Form von Drei- und Vierseithöfen, die ein Wohnstallhaus als Kernzelle der Anlage haben.
- Die Lausitzer Haus- und Gehöftformen sind nach funktionellen Gesichtspunkten gegliedert worden, weil diese in erster Linie das Gesicht einer Landschaft bestimmen. Eine Gliederung nach den landschaftlichen Zonen wurde vermieden, weil trotz geographischer Gegensätze viele Gemeinsamkeiten vorhanden sind. So finden wir z. B. in jeder Landschaft zwischen Spreewald und Gebirge Wohnstallhäuser. In der Lausitzer Heide treten unregelmäßige Haufenhöfe und regelmäßige „mitteldeutsche Gehöftanlagen“ gemischt auf. Eine Gliederung nach Betriebsgrößen stieß insofern auf Schwierigkeiten, als die wenigen noch heute vorhandenen Beispiele volkstümlicher Holzbauweise fast ausschließlich dem Klein- und Mittelbauerntum angehören und daher im Vordergrund der Betrachtungen stehen. Diesem Klein- und Mittelbauernbesitz ist aber auch noch deshalb große Bedeutung beizumessen, weil er offenbar aus den alten Hufengütern mit etwa 30 Morgen Landbesitz hervorgegangen ist und seine Wohn- und Wirtschaftsverhältnisse eine ältere Vergangenheit haben als die des Großbauern, der dank seiner besseren ökonomischen Grundlage sein Haus schon im 19. Jahrhundert in Stein errichten konnte. Die Großbauerngehöfte des Oberlausitzer Lößlehmgebietes wurden daher im Rahmen dieser Arbeit nicht berücksichtigt.

¹⁶ Schier (61), S. 183. Bhs. i. dt. R. (12)

¹⁷ Hoferer bei Kulke (37). Die Bezeichnung Mittertennbau und Mitterstallbau erstmalig bei Rhamm II, 1 (57), S. 335

¹⁸ Rhamm II, 1 (57), S. 310

Haus- und Gehöftformen des Spreewaldes

Die Entwicklung des Zwiehofes zum sekundären Wohnstallhaus

Zwiehöfe mit voneinander getrennten Wohn- und Stallgebäuden nehmen im Spreewald einen weiten Raum ein. Sie stellen die der Blockbautechnik gerechte Bauform dar, weil die Einzelgebäude die Länge eines Baumstammes selten überschreiten. Die Wohnbauten derartiger Zwiehöfe sind stets Wohnspeicherhäuser oder Doppelstubenhäuser (Tafel 5). Wohnspeicherhäuser haben ein dreizelliges Grundrißschema, das nor-

zügler. Gelegentlich wurden auch besondere Auszüglerhäuschen (Bild 11) gebaut, die nur aus der Kernzelle des Wohnhauses, der Stube, mit einem Flur bestehen, sonst aber die konstruktiven Einzelheiten der üblichen Wohnbauten aufweisen.

Während im Wohnstallhaus alle Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach vereinigt sind, verwendet der Zwiehof von vornherein für jeden Zweck verschiedene Bauwerke. Außer dem Wohnhaus wird daher zumindest ein besonderes Wirtschaftsgebäude notwendig. Scheinbar ist also



Bild 9: Mittelstallbau mit angehängtem Schweinestall in Burg-Kolonie Nr. 37 (alte Kaupersiedlung)

malerweise aus 3 Gebinden Stube, 2 Gebinden Flur und 2 Gebinden Kammer besteht. Dieser Grundriß soll durch die Verschmelzung eines Vorhallenhauses mit einem selbständigen Speichergebäude entstanden sein. Der Speicher als neu hinzugekommener Gebäudeteil hat sich dann zur Kammer entwickelt, die bei vorgeschrittener Wohnkultur zu einer zweiten Stube wird. Dadurch verwandelt sich das Wohnspeicherhaus in ein Doppelstubenhaus. Diese Form ist im Spreewald sehr häufig (Bilder 10 und 170), während Wohnspeicherhäuser nur selten auftreten. Dabei gehört die eine Stube der Familie des Bauern, die andere gewöhnlich dem Aus-

der Zwiehof mit größerem Aufwand verbunden als ein Wohnstallhaus. Das trifft aber nicht zu, weil wir uns die ältesten Stallgebäude als dürftige Hütten in der Art der heutigen Schweineställe vorzustellen haben, die dem Vieh nur den notwendigsten Schutz boten. Erst in neuerer Zeit sind die Stallgebäude reicher ausgebildet worden, was sich vor allem in zahlreichen Galerien ausdrückt (Bild 12 und 13). Diese weit vorkragenden Galerien mit verschiedenen hohen Dachtraufen sind ein charakteristisches Element der sorbischen Holzbauten und besonders im Spreewald häufig zu finden. Die Zwiehofanlagen des Spreewaldes sind durch verstreut liegende Block-

Bild 10: Doppelstubenhaus in
Burg-Kolonie Nr. 153



Bild 11: Zweizelliges Haus in
Burg-Kolonie



Bild 12: Stallgebäude
Galerie in Burg-Kolonie





Bild 13: Schweinestall
mit Galerie auf Burg Nr. 222

häuser gekennzeichnet, so daß es dort nie zur Bildung eines regelmäßigen Hofes gekommen ist (Tafel 5). Deshalb ist hier auch die Bezeichnung „Haufenhof“ anwendbar. Diese Haufenhöfe, deren Einzelglieder meist auf Wohnhaus, Kuhstall mit Futterkammern, Schweinestall, Scheune und Backhaus beschränkt bleiben, ordnen sich gerade in ihrer unregelmäßigen Anlage der großräumigen Spreewaldlandschaft besser unter als geschlossene Höfe, wie sie in dem waldfreien Oberlausitzer Lößlehmgebiet die Regel sind. Zwickhöfe sind auch am Spreewaldrand zu finden, wo bereits der Ackerbau überwiegt und schon

seit alters her Scheunen gebaut wurden. Das Gehöft Burg-Kauper Nr. 36 (Tafel 13) besteht aus einem Doppelstubenhaus, dem ein Pferdestall angehängt ist, von insgesamt 22 m Länge und 7 m Breite; zwischen Pferdestall und Stube ist noch ein zweiter Flur eingeschoben.¹⁰ Der Rindviehstall hat die Ausmaße 5,60 × 14,40 m. In ihm sind ein 8,30 m breiter Stall mit doppelter Auf-

¹⁰ Die Gewohnheit, an ein Doppelstubenhaus einen Pferdestall anzuhängen, scheint früher bei größeren Anlagen üblich gewesen zu sein. Auch das Gehöft Burg-Dorf Nr. 206 zeigt diese Anlage.



Bild 14: Stall-Scheunengebäude
im Spreewald

stallung, eine 3 m breite Futterdiele und ein 3 m breiter Jungviehstall untergebracht. Der Schweinestall mißt $2,80 \times 11,50$ m und besteht aus etwa 2 m breiten Schotten, die einmal als Bucht, das andere Mal als Futtergang dienen. Die 50 m abseits liegende Scheune ist 6,20 breit und zeigt folgende Einteilung: 3 m Banse, 4,40 m Banse, 3,50 m Tenne, 3 m Banse. Zum Gehöft gehören 38 Morgen Nutzfläche, davon 12 Morgen Ackerland, der Rest Wiese. Der Acker teilt sich in 7 Morgen Getreide (Roggen — Weizen — Hafer), 3 Morgen Kartoffeln, der Rest in Rüben und Gemüse auf. Der Viehbestand beträgt 1 Pferd, 8 Kühe, 3 Kälber, 5 oder 6 Schweine. Anstelle der abseits liegenden Scheune ist jetzt eine neue Scheune in unmittelbarer Nähe der anderen Gebäude errichtet worden. Daraus ist die Neigung zur geordneten Gehöftanlage zu erkennen. Die Zwiehofanlage wurde demnach auch noch bei verhältnismäßig hohem Getreidebau angewandt. Die anfangs wohl sehr bescheidenen Ställe haben

sich im Laufe der Zeit zu ansehnlichen Gebäuden entwickelt (Bild 14), während das Wohnhaus in alter Ursprünglichkeit verharrte und höchstens größere Fenster erhielt (Bild 10). Mit der Vergrößerung der Stallgebäude wurden zumeist auch neue Bergeräume geschaffen, die gemeinsam mit den Ställen unter einem Dach Platz fanden.

Von diesen ursprünglichen Zwiehöfen sind jedoch sekundäre Zwiehöfe streng zu unterscheiden, die durch nachträgliche Veränderung der alten Anlage entstanden sind. So haben die Besitzer alter Wohnstallhäuser im Laufe der Zeit oft neben ihrem alten Einhaus ein neues Wirtschaftsgebäude errichtet, um Vieh und Ernte besser unterbringen zu können, wobei die alten Wirtschaftsräume unter dem Dach des Wohnhauses entweder überflüssig wurden oder eine neue Verwendung fanden. In einigen Fällen hat man sie ganz abgerissen. Das Rumpfstück beherbergt dann nur noch den Wohnteil mit Stube und Flur, und man glaubt zunächst, ein urtüm-

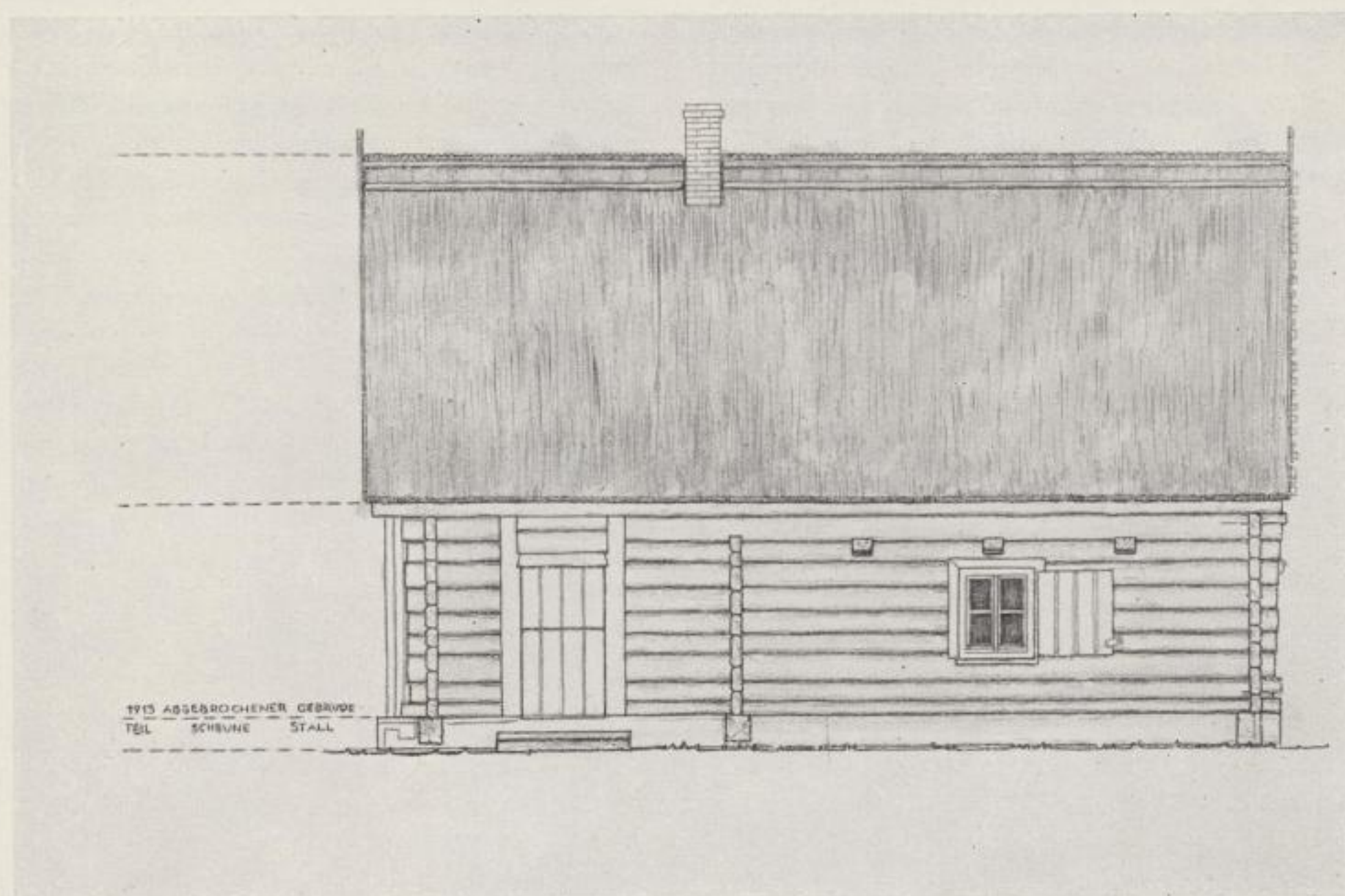


Bild 15: Kopfteil eines Wohnstallhauses in Lehde/Spreewald Nr. 28

liches zweiteiliges Wohnhaus vor sich zu haben (Bild 15). In Wirklichkeit handelt es sich aber um den Kopfteil eines ehemaligen Wohnstallhauses wie im vorliegenden Beispiel, wo aus den vorhandenen Zimmermannszeichen auf den ursprünglichen Zustand geschlossen werden konnte.

Die Entwicklung des Gehöftes

Burg-Kolonie Nr. 153

Das Grundstück Burg-Kolonie Nr. 153 ist sowohl mit einem Zwickhof als auch mit einem an der Straße gelegenen Wohnstallhaus bebaut (Tafel 14). Da es seit seiner Besiedlung um das 18. Jahrhundert in der alten Größe von 18 Morgen ungeteilt erhalten geblieben ist, muß sich die Umbildung innerhalb der Wirtschaftseinheit vollzogen haben. Über die Baujahre der einzelnen Gebäude konnte nichts ermittelt werden. Nach Berichten der Bewohner²⁰ ist jedoch das 70 m vom Wege abliegende Doppelstubenhaus (Bild 10) von 7,65×14,85 m Größe älter als das nur 30 m von der Straße gelegene Wohnstallhaus mit den Ausmaßen 6,80×23,90 m, das die übliche Einteilung 2 Gebinde Giebelkammer, 3 Gebinde Stube, 2 Gebinde Flur, 2 Gebinde Stall, 2 Gebinde Tenne und 2 Gebinde Bansen zeigt. Um das Doppelstubenhaus lagerten sich ein etwa 4×8 m großer Schweinestall und ein

²⁰ Nach Aussagen der etwa 1880 geborenen Frau Stoppa ist das Wohnstallhaus von ihrem Großvater als Ausgedingehaus erbaut worden.



Bild 16: Altes Trinkwasserschöpfloch in Burg-Kolonie Nr. 155

Kuhstall mit etwa gleichen Größenverhältnissen, der jedoch 1920 abgerissen wurde. Anstelle des alten Kuhstalls wurde ein neues Stallgebäude errichtet, das teilweise gemauert ist und jetzt folgende Einteilung zeigt: 3,70 m breiter Bansen, 4,10 m breite Tenne, 3,40 m breiter Bansen, darunter Hochkeller,²¹ 6,50 m Kuhstall, 3,50 m Futterdiele, 4,20 m Pferdestall. Die Gesamtabmessungen betragen 6,80×25,40 m. Zur ehemaligen Zwickhofanlage gehörte ferner ein Backhaus, das genau wie der Schweinestall noch an der ursprünglichen Stelle steht, jedoch teilweise massiv untermauert wurde.

Bei diesem altertümlichen Gehöft hat sich das jetzt nur noch selten anzutreffende Wasserloch

²¹ Der Hochkeller wurde durch den gesteigerten Hackfruchtbaubau erforderlich.



Bild 17: Ziehbrunnen in Burg / Spreewald

erhalten, aus dem man früher das Trinkwasser schöpfte (Bild 16). Im allgemeinen wird jedoch im Spreewald das Wasser aus dem Fließ entnommen. Nur am Spreewaldrand in Burg-Dorf sind noch alte Ziehbrunnen üblich, bei denen der Brunnenschwengel in einer Astgabel gelagert ist (Bild 17).

Über die Anlage des Gehöftes Burg-Kolonie Nr. 153 sind bereits Angaben aus der Siedlungszeit vorhanden. Die Wittkesche Karte der Siedlung Burg-Kolonie im Spreewald aus dem Jahre 1774 (Tafel 11), der im wesentlichen das Knoblauchsche Wiesenregister von 1768 zugrunde liegt,²² bezeichnet das jetzige Gehöft Nr. 153 mit der Parzelle Nr. 234, die in der Abteilung B zwischen Scheidungsfließ und Leineweberfließ liegt. Die auf der Karte verzeichneten Gebäude stimmen zwar nicht mehr mit der jetzigen Lage überein, was sicher darin begründet liegt, daß die Ställe erneuert werden mußten und bei dieser Gelegenheit versetzt wurden. Eine Durchsicht der gesamten Koloniesiedlung bestätigt jedoch ebenfalls die Annahme vom ursprünglichen Vorherrschen der Zwickhöfe, denn die Anlagen bestehen meist aus einer Gruppe kleinerer Gebäude, die sich in der Größe wenig unterscheiden und demzufolge keine großen Wohnstallhäuser sein können. Über die Beschaffenheit der Häuser kann uns eine Angabe aus dem Jahre 1768 dienlich sein.²³ Es heißt dort, daß die Siedler die im Spreewald üblichen Blockhäuser von 48 Fuß Länge und 24 Fuß Breite bauten. Das entspricht mit $7,5 \times 15$ m fast genau den Abmessungen des Doppelstubenhauses auf dem Grundstück Nr. 153, die $7,65 \times 14,85$ m betragen (Tafel 14).

²² Kublick (35), S. 32

²³ Kublick (35), S. 99



Bild 18: Giebellaube eines Spreewaldhauses in Burg-Kolonie Nr. 155

Die Entwicklung der Bautechnik

Das älteste Wohnstallhaus, das 1746 erbaut sein soll,²⁴ steht in unmittelbarer Nähe der Bleiche (Burg-Dorf Nr. 246) und zeigt im Wohnteil Blockwerk, im Wirtschaftsteil Fachwerk (Bild 19). Mit der Einteilung: 2 Gebinde Giebelkammer, 3 Gebinde Stube, 2 Gebinde Flur, 2 Gebinde Stall, 2 Gebinde Tenne, 2 Gebinde Banse, 2 Gebinde Schuppen erreicht das Gebäude insgesamt 25,79 m Länge und stellt somit das größte Wohnstallhaus im Spreewald dar. Da Fachwerk als Wandbautechnik im gesamten Spreewald nur in der Nähe der Bleiche und in der Webersiedlung Burg, den Kernpunkten der friderizianischen Siedlungsbewegung, punktiert auftritt, liegt die Vermutung nahe, daß diese neue Bautechnik auf Befehl der preußischen Kammer hier Eingang

²⁴ Nach Angaben der Bewohner



Bild 19: Wohnstallhaus mit Giebellaube in Burg-Kolonie Nr. 246

fand. Sie war nicht nur holzsparender als der alte Blockbau, sondern gestattete auch eine Vergrößerung der Gebäude. Die Wände der Wohnstube errichtete man jedoch der größeren Wärmedämmung wegen nach wie vor in Blockbau und kam daher zu einer Kombination Wohnstube = Blockbau, Flur mit Wirtschaftsteil = Fachwerk, wie sie auch in der Lausitzer Heide häufig anzutreffen ist. Das Gebäude Burg-Dorf Nr. 246 ist der einzige Fachwerkbau, der sich dank einer guten Bauausführung und eines tragfähigen Untergrundes in dieser Gegend bis heute gut erhalten hat. In sumpfigeren Gegenden des Spreewaldes, die oft Überschwemmungen ausgesetzt sind, hat der Fachwerkbau als Wandkonstruktion keinen Eingang gefunden, weil Fachwerkhäuser bei Unterspülungen der Grundschwelle nicht mehr dieselbe Standfestigkeit haben wie Blockhäuser.

Auf fremden Einfluß deutet ferner der Umstand hin, daß verschiedene Konstruktionsteile des erwähnten Wohnstallhauses erheblich von der im Spreewald üblichen Ausführungsart abweichen. Der doppelt stehende Stuhl ist nicht nur in der üblichen Art über dem Wohnteil, wie auf Tafel 4 gezeigt, angeordnet, sondern überspannt das gesamte Gebäude. Die Holzteile sind alle auf Zapfen und nicht auf Blatt gearbeitet. Im Dachstuhl sind nur Kopfbänder statt der üblichen Reiter mit kreuzweise überblatteten Kopf- und Fußbändern verwendet.

Zum Bau derartiger großer Wohnstallhäuser gehören mehr technische Kenntnisse als zum Bau kleinerer Einzelgebäude, wie sie für die ursprünglichen Zwichhöfe charakteristisch sind. Die Blockbautechnik erfordert zur Herstellung größerer Wandlängen bereits den Balkenstoß, der jedoch sehr sorgfältig ausgebildet werden muß, da hier die waagerecht liegenden Bohlen in ein stehendes Holz eingezapft werden. Bei unsachgemäßer Ausführung kann das Gebäude an dieser Stelle erhebliche Deformationen erleiden.

Die Entwicklung der Landwirtschaft

Die alten Zwichhöfe kannten keine Bergeräume für Getreide, da ausschließlich Grünlandwirtschaft herrschte und das Winterheu in Schubern neben den Gebäuden gestapelt wurde. Ein Wohnstallhaus mit Tenne und Bansen hatte demnach erst dann Berechtigung, als der Acker-

bau einen bestimmten Umfang annahm. Deshalb finden wir diese Wohnstallhäuser vorwiegend dort, wo bereits etwa 2 Morgen Getreide angebaut werden.

Da der Ackerbau durch die zunehmende Austrocknung des Spreewaldes immer mehr in den Vordergrund rückte, reichten die kleinen Bergeräume in den Wohnstallhäusern bald nicht mehr aus. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts sind daher allgemein neue große Scheunen in der Nähe der Wohnstallhäuser gebaut worden. Als Beispiel kann das Haus Burg Nr. 222 genannt werden (Tafel 4), zu dem 20 Morgen Land gehören, davon 8 Morgen Ackerland, das mit 1 Morgen Roggen, 0,5 Morgen Weizen, 1,5 Morgen Kartoffeln, 7 ar Flachs und zum restlichen Teil mit Gemüse bestellt wird. Diese Wirtschaft erhielt trotz des verhältnismäßig geringen Getreideanbaus bereits um 1900 eine neue Scheune.

Die Entwicklung der Wohnstallhäuser vom Mittelstallbau zum Mitteltennbau

Die großen Wohnstallhäuser des Spreewaldes zeichnen sich besonders durch die Giebelkammern mit verspringender Traufe aus, die im Dach mit einer kleinen Galerie geschmückt sind (Bild 19). Diese Giebellauben sind aber heute nur noch für die nähere Umgebung von Burg typisch und bereits in den Gegenden Leipe und Lehde nicht mehr anzutreffen. Černý hat diese Form auch in Jänschwalde bei Peitz festgestellt.²⁵ Demnach muß sie früher weit verbreitet gewesen sein. Die großen Wohnstallhäuser sind meist nach folgendem Schema aufgeteilt (Tafel 14): 2 Gebinde Giebelkammer (nds. komorka), 3 Gebinde Stube (nds. špa)²⁶, 2 Gebinde Flur, der immer in den eigentlichen Eingangs- und Treppenflur (nds. wjaža) und die Küche (nds. kuchina) unterteilt ist, 2 Gebinde Kuhstall (nds. krowjeca grož) (K), 2 Gebinde Tenne (nds. tla) und 2 Gebinde Banse

²⁵ Černý (10), S. 11

²⁶ Von der špa ist in den meisten Fällen durch eine Trennwand eine kleine Aufkammer (nadkomorka) abgeteilt. Gelegentlich wird die Aufkammer als nds. najšpa (N) oder nadpiwnica (L) bezeichnet.

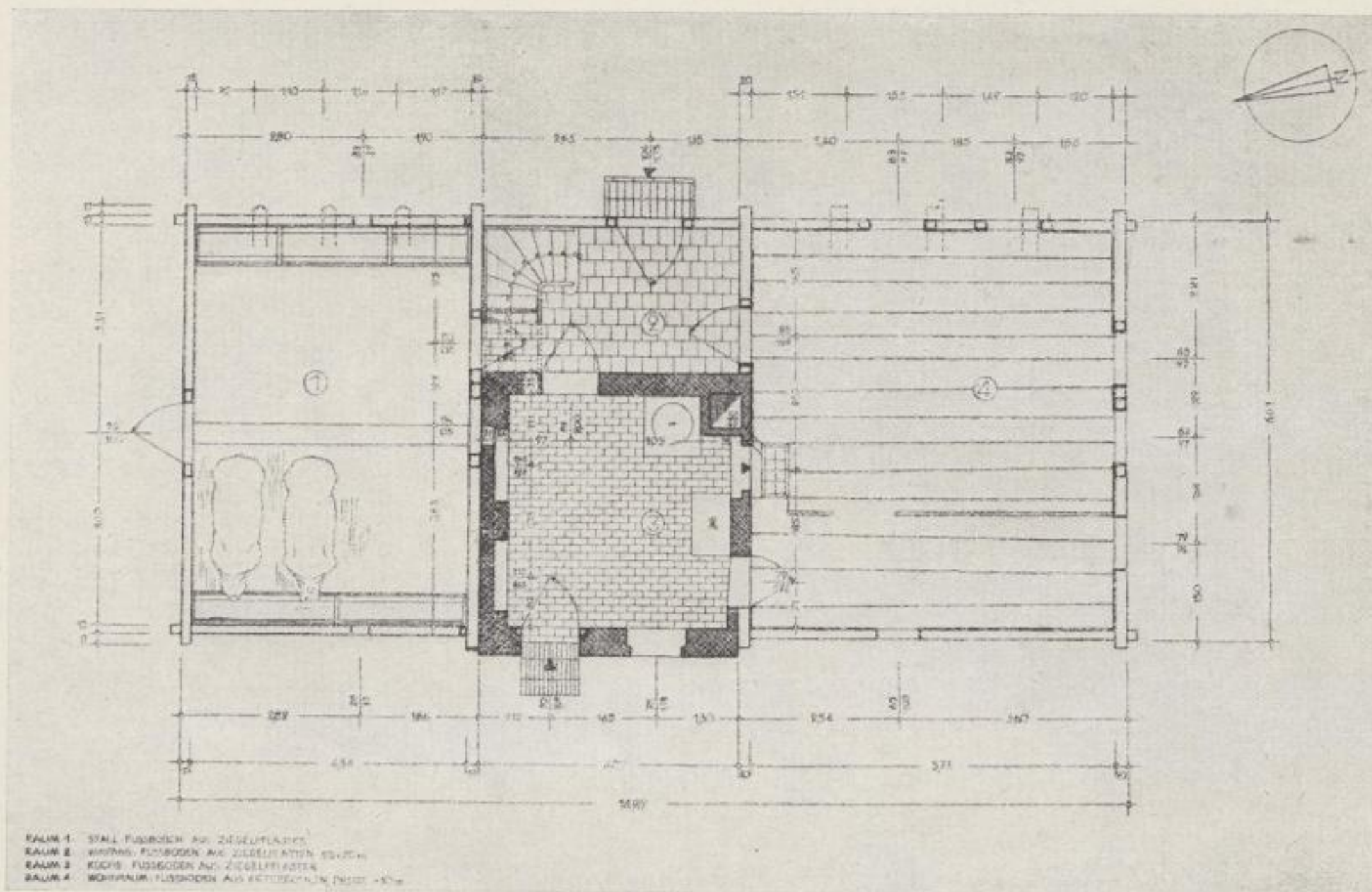


Bild 20: Grundriß des Wohnstallhauses in Lehde/Spreewald Nr. 29

(nds. brožnja)²⁷, insgesamt 23–24 m lang. Die Gebäudetiefe beträgt 6,20–6,80 m. In vielen Fällen hat man auf die Giebelkammer verzichtet, behält aber die allgemeine Raumeinteilung bei. Das Haus Burg-Dorf Nr. 308, welches angeblich 1769 erbaut wurde, hat keine Giebelkammer, zeigt aber im übrigen das gleiche System. Dreigliedrige Wohnstallhäuser, die nur aus Stube, Flur und Stall bestehen, sind sehr selten und nicht typisch für die Lausitz. Im Spreewald ist nur ein Beispiel aus Lehde zu nennen (Bilder 20, 21 und 22). Die Reihenfolge Stube — Flur — Stall — Tenne — Banse stellt die Normalform des sogenannten mittel-deutschen Wohnstallhauses dar. Sie findet sich

²⁷ Die Bezeichnung brožnja für die Banse ist wohl nicht ursprünglich, obwohl sie verschiedentlich angewandt wird und auch von Černý vermerkt ist. Meines Wissens hat der Niedersorbe kein Wort für Banse (obs. woršty). Der Bergeraum über dem Kuhstall wird sehr treffend mit nds. nagroži (K) bezeichnet, während die Banse gelegentlich auch Viertel (nds. bjertyl) genannt wird. Die Bansenwand heißt nds. wottalnica.

mit geringen Abweichungen auch im Oberlausitzer Gebirge und ermöglicht, sofern kein besonderes Scheunengebäude vorhanden ist, nur bescheidenen Getreideanbau, weil die Bergerräume in der Banse und über dem Stall beschränkt sind.

Seit ihrer Entstehung haben sich die Wohnstallhäuser meist dahingehend verändert, daß der Stall in den hinteren Teil des Gebäudes verlegt wurde. Diese Entwicklung wurde jedoch erst möglich, nachdem ein besonderes Scheunengebäude als Bergeraum zur Verfügung stand und die ehemalige Banse jetzt für den Stall Verwendung finden konnte. Dadurch verwandelt sich der ursprüngliche Mittelstallbau zum Mitteltennbau. Man kann deshalb auch von einem sekundären Mitteltennbau sprechen. Bei vielen Gebäuden deuten heute nur noch die alten Futterklappen²⁸ auf den früheren Zustand hin, wo der Stall noch unmittelbar neben dem Wohnteil lag. Die Wohnstallhäuser haben meist

²⁸ So z. B. in Burg-Dorf 108, 308 und Werben-Ausbau 285

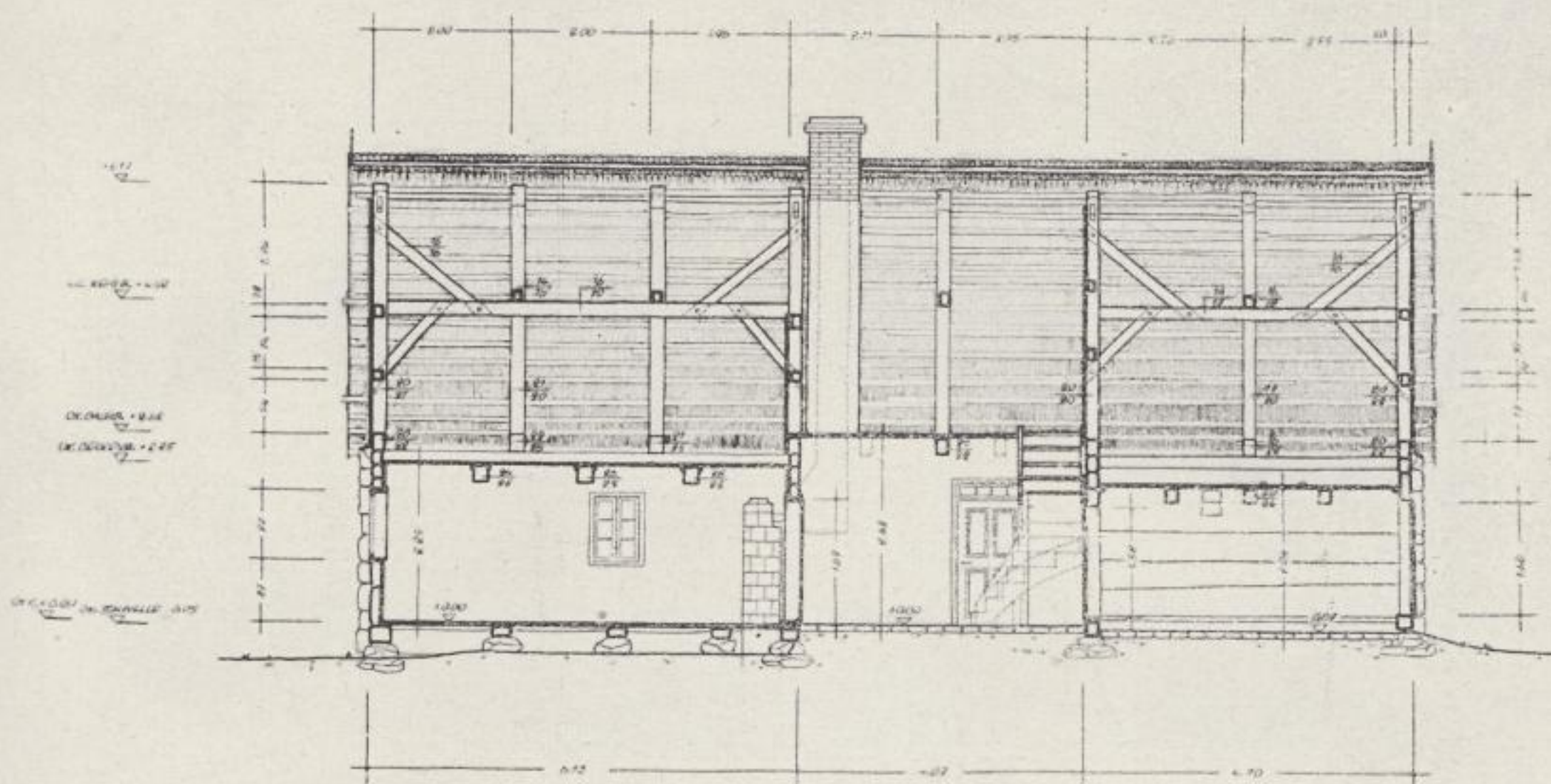


Bild 22: Längsschnitt des Wohnstallhauses in Lehde/Spreewald Nr. 29

einen direkten Zugang vom Flur bzw. von der Küche zum Stall, der jedoch jetzt in der Regel zugemauert ist.

Als Ursache dieser Entwicklung sind neben der Steigerung des Getreideanbaus wohl in erster Linie hygienische Forderungen anzuführen. Die alte Lage des Stalles neben der Küche war zwar durch kurze Arbeitswege gekennzeichnet, dafür waren Geruchsbelästigung und Fliegenplage, besonders von dem vor der Stalltür liegenden Misthaufen, sehr groß.

Es gibt aber auch Fälle, wo zwischen Wohnteil (Stube und Flur) und dem Wirtschaftsteil noch eine weitere Kammer eingeschoben ist, die dann meist als Kammer der Tochter²⁹ oder als Auszüglerstube dient. Das Haus Burg-Kolonie 37 (Bild 9, Tafel 12) ist 5,70 m breit und 19,95 m lang und zeigt eine Raumfolge von 3 Gebinden Stube, 1 Gebinde Flur, 1 Gebinde Ausgedingekammer, 2 Gebinden Stall, 2 Gebinden Tenne und 2 Gebinden Banse. Es stellt somit einen erweiterten

Mittelstallbau dar. Neben 12 Morgen Wiesenbesitz werden 4,5 Morgen Ackerland bearbeitet, die sich in 1,75 Morgen Roggen und zum Rest in Land für Kartoffeln und Gemüse (Bohnen, Gurken, Meerrettich) aufteilen. Der Viehbestand beträgt 7 Kühe und 3 Schweine. Da die Schweinehaltung früher nur untergeordnete Bedeutung hatte, wurden die Schweine nicht im Hauptgebäude, sondern in einem kleinen



Bild 23: Einzelhaus in Burg-Kolonie Nr. 36 (alte Kaupersiedlung)

²⁹ So z. B. in Burg-Kauper Nr. 125

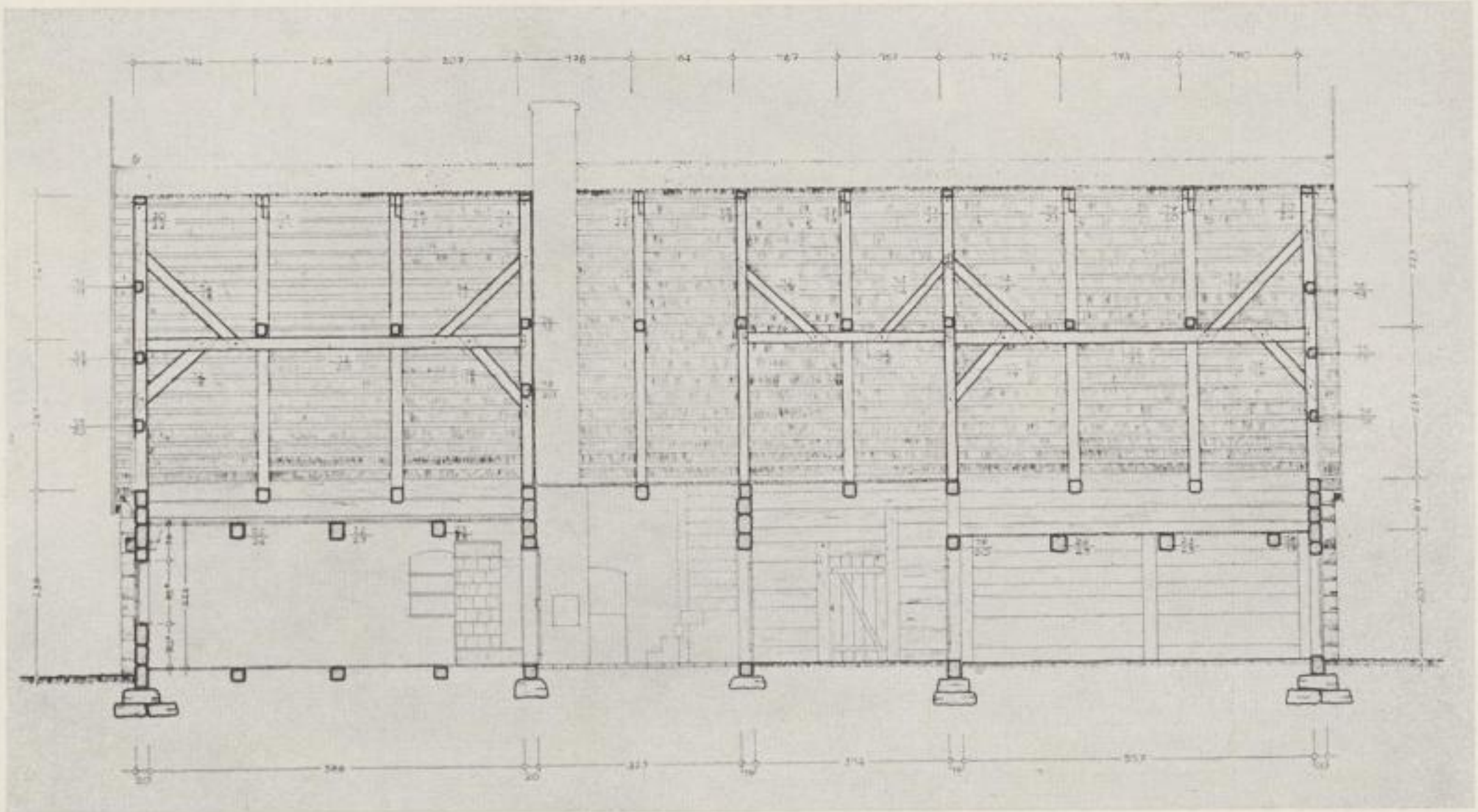


Bild 24: Längsschnitt des Hauses Lehde/Spreewald Nr. 31 (Mitteltennbau)

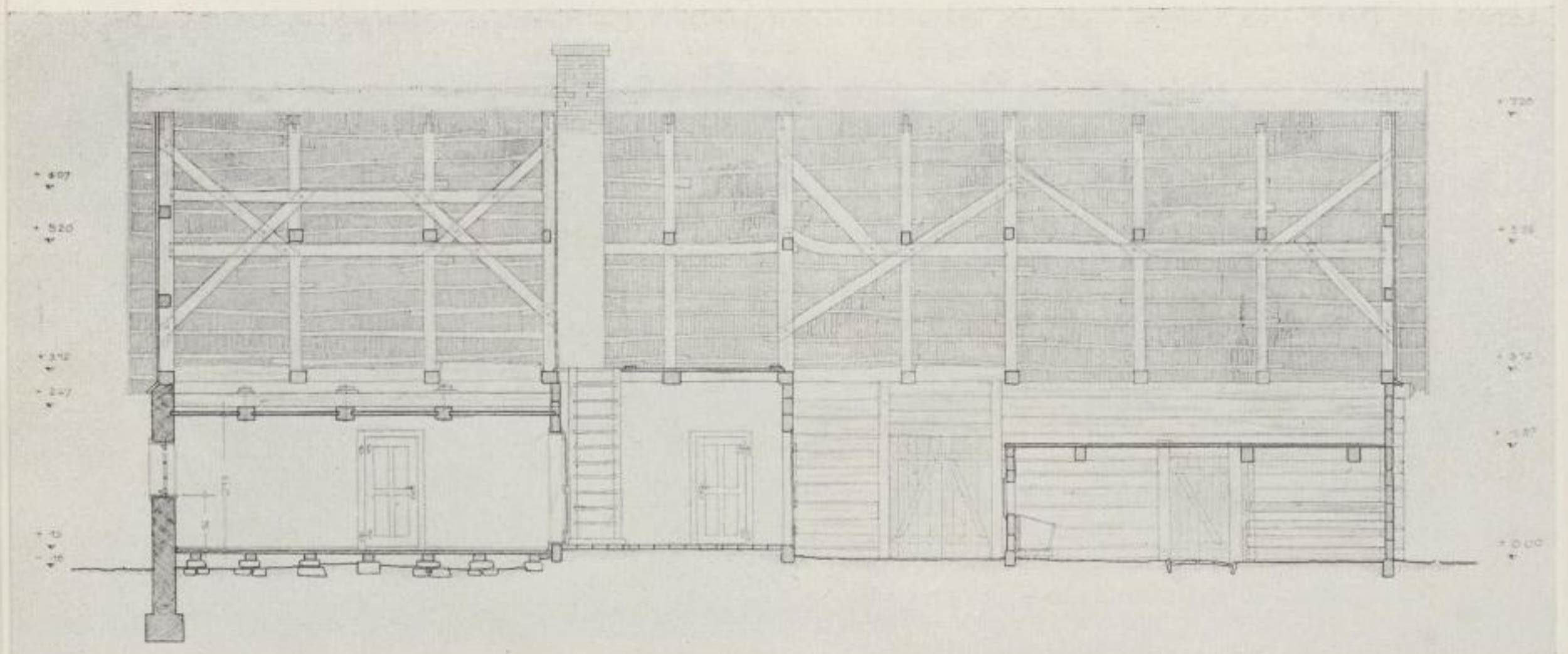


Bild 25: Längsschnitt des Hauses Lehde/Spreewald Nr.32 (Mitteltennbau)

Anklapp am Hauptgebäude untergebracht (Bild 9). Für das Großvieh steht jetzt ein neues massives Stallgebäude zur Verfügung.

Die Mitteltennbauten der reinen Grünlandwirtschaft

Wir finden allerdings auch viele Mitteltennbauten, die nicht den Eindruck erwecken, als seien sie erst durch ein nachträgliches Verlagern des Stalles an das Gebäudeende entstanden. Das Fehlen einer Scheune bekräftigt diese Annahme.

Der Mitteltennbau Burg-Kolonie Nr. 36 stellt eines der vielen Einzelgehöfte inmitten der weiten Spreewaldlandschaft dar, die untereinander mehrere hundert Meter entfernt liegen (Bild 23). Der Hauptbau ist etwa 6 m breit und 19 m lang und zeigt folgende Einteilung: 3 Gebinde Stube, 2 Gebinde Flur, 2 Gebinde Futterkammer (nds. *rězarnja*)³⁰, 3 Gebinde Stall (Tafel 13).

In baulicher Hinsicht bestehen kaum Unterschiede zwischen Tenne und Futterkammer, denn in keinem Fall gestattet die etwa 2×2 m große Toröffnung das Einfahren von Wagen. Bei allen Spreewaldhäusern ging früher die 30 cm hohe Grundschwelle unter dem Scheu-

nentor durch und wurde erst später herausgesägt, nachdem der Bauer mit zunehmendem Ackerbau und mit zunehmender Trockenlegung des Spreewaldes auch den Wagen benutzen konnte. Früher war der Kahn das einzige Verkehrsmittel, wie heute noch z. B. im abgelegenen Lehde, wo viele Gehöfte nur mit dem Kahn erreichbar sind. Wir gehen daher nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sich Mitteltennbauten besonders dort eingebürgert haben, wo vorwiegend Grünlandwirtschaft getrieben wurde, weil in diesem Falle kaum Bergeräume nötig waren. Das Winterheu wurde in Schobern (nds. *stogi*) auf dem Garten gelagert (Bild 23). Unsere Annahme wird durch die Anlage der Bauernhäuser von Lehde bestätigt, die einer reinen Grünland- und Gartenwirtschaft angehören. Hier herrscht der Mitteltennbau vor (Bilder 24 und 25).

Die Entstehung der Giebelkammern im Spreewald

Die eigentümlichen Giebelkammern mit den verspringenden Traufen sind wahrscheinlich zur selben Zeit entstanden wie die großen Wohnstallhäuser selbst, d. h. gegen Ende des 18. Jahrhunderts, da sich ihre Anwendung auf Wohnstallhäuser beschränkt und sie bei Wohnspeicherhäusern und Doppelstubenhäusern nicht angetroffen werden. Die Giebelkammern sind nicht etwa durch einen nachträglichen An-



Bild 26: Fachwerk-Giebelkammer
an einem Blockhaus in Burg

³⁰ Die Bewohner bezeichnen den zwischen Wohnteil und Stall liegenden Raum mit Futterkammer, so daß eigentlich gar keine Tenne mehr im Hause vorhanden ist.

bau entstanden, sondern wurden von Anfang an organisch in das Baugefüge des Gesamtkörpers einbezogen, was die Dachkonstruktion am klarsten zum Ausdruck bringt. Die Wohnstallhäuser haben im Wirtschaftsteil den ortsüblichen einfach stehenden Stuhl, dessen Rähme stellenweise in der Höhe verspringen (Tafel 4), über dem Wohnteil mit Ausnahme des Flurs ist jedoch der doppelt stehende Stuhl angewandt, wobei das eine Stuhlrähm im vorderen Giebelteil zugleich das Fußrähm der höherliegenden Dachtraufe bildet. Beide Systeme stoßen im Flur aneinander, wo wegen des gewaltigen Schornsteins über die beiden Gebinde hinweg überhaupt kein Stuhl angeordnet wurde. Den Längsverband besorgen nur die in der Dachebene liegenden Riegel oder Windrispen. Der Verwendungszweck der Giebelkammer trägt ebenfalls zur Klärung der Entwicklungsgeschichte bei. Anfänglich hält man diesen kleinen Raum mit Separateingang für die Schlafstube der erwachsenen Tochter oder die Wohnstube eines Einliegers, aber schon der äußere Eindruck verrät, daß dieser Raum wohl nicht für Wohnzwecke gedacht war, denn meist hat er nur eine ganz bescheidene Fensteröffnung. Eine Verwendung als Schlafkammer wäre jedoch durchaus möglich gewesen, obwohl heute

keine Anzeichen mehr darauf hinweisen. Der Fußboden liegt einige Stufen höher als in den übrigen Räumen, weil unter der Giebelkammer ein kleiner Keller (nds. *piwnica*) eingerichtet ist. Heute dient die Giebelkammer meist als Speisekammer zur Aufbewahrung von Brot, Mehl, Speck, Räucherfleisch sowie zur Ablage verschiedener hauswirtschaftlicher Geräte. Betrachten wir den Aufbau der Giebelkammer, so tragen Keller, Vorratsraum und Galerie im Dachboden deutliche Kennzeichen eines Speichers, und wir können annehmen, daß dieser in früheren Zeiten dem Wohnstallhaus angefügt wurde, das ja normalerweise keinen Speicher in Form einer Kammer oder dergleichen besitzt. Dieser Vorgang der Angliederung des Speichers reicht sicher in die Entstehungszeit des großen Wohnstallhauses zurück. Gestützt wird diese Annahme durch ein Beispiel in Burg-Dorf (Bild 26), wo der Speicher sich durch die Fachwerkkonstruktion von der Blockbauweise des Wohnhauses heraushebt. Hier weist einmal der Wechsel des Materials auf die spätere Anfügung hin, andererseits datiert sich das Fachwerk in die Siedlungsperiode Friedrichs II., weil damals Fachwerk überhaupt erst Eingang im Spreewald gefunden hat, wie die Gebäude in der Nähe der Bleiche beweisen.

Haus- und Gehöftformen der Lausitzer Heide

Wenn schon die Bauweisen des Spreewaldes ihrer Vielfalt wegen schwer zu gliedern waren, so trifft das in noch stärkerem Maße für die übrige Lausitz zu, weil hier sowohl die landschaftlichen Gegensätze als auch die stärkere Verwendung neuer Baustoffe zu einem großen Formenreichtum geführt haben. Schon die Bauten der Niederlausitz weichen in vieler Hinsicht von denen des Spreewaldes ab. Mit der Herrschaft des Massivbaus sind überall regelmäßige Hofbildungen entstanden, die nach neuen Betriebsformen eingerichtet wurden. Die wenigen noch erhaltenen Beispiele der ursprünglichen Blockbauweise zeigen einen vier-



Bild 27: Altes Wohnhaus des Gehöftes Klein-Partwitz, Kreis Hoyerswerda, Nr. 11



Bild 28: Gartenstellung der Scheune in Seidewinkel, Kreis Hoyerswerda

seitig geschlossenen Hof, dessen Hauptgebäude ein übliches Wohnstallhaus mit der Einteilung: Stube, Flur, Stall, Tenne, Banse zeigt, das mit dem Wohngiebel zur Straße steht. Der straßenseitige Abschluß wird durch ein Torhaus gebildet, das noch verschiedene Werkräume aufnimmt. Die in der Massivbauweise errichteten Gehöfte entwickeln sich meist in die Tiefe. Sie haben ein senkrecht zur Straße stehendes Wohnhaus und ein ihm gegenüberliegendes Wirtschaftsgebäude. Die Hofbreite beträgt oft nur 10—15 m. Deshalb hat man auch hier als straßenseitigen Abschluß das Torhaus beibehalten.

Außer im Spreewald hat sich die alte Blockbauweise vor allem in der Lausitzer Heide erhal-

ten, die fast den gesamten Teil der früher zu Niederschlesien gehörigen Lausitz, etwa mit dem Gebiet Muskau, Spremberg, Senftenberg, Hoyerswerda, Uhyst, Niesky, umfaßt. Das Gehöft Klein-Partwitz Nr. 11 (Tafel 3) ist ein typischer Vertreter der Heide. Die Anlage umschließt zwar einen viereckigen Hof, aber die Bezeichnung Vierseithof wäre hier nicht zutreffend, da die Gebäude ohne Bindung aneinandergerichtet sind. Es handelt sich vielmehr um einen alten Haufenhof, der bereits ein gewisses Streben nach Regelmäßigkeit zeigt. In den meisten Fällen ist bei den Heidegehöften diese regelmäßige Stellung bis heute nicht erreicht worden.

Einen Haufenhof, wie er wohl in den Waldgegenden früher allgemein üblich war, stellt die Anlage Mochholz Nr. 6 dar (Tafel 15). Hier sind mit Ausnahme der Ställe alle Gebäude noch im ursprünglichen Zustand erhalten. Von dem Klein-Partwitzer Gehöft (Tafel 3) haben bereits die Ställe und das Torhaus dem Massivbau weichen müssen, und an Stelle des Schuppens wurde ein massives Wohnhaus errichtet, so daß 1951 nur noch das alte Wohnhaus (obs. domske), das Ausgedinge (obs. wuměnk), das Backhaus (obs. pěc), das Bienenhaus (obs. pčolnica) (Ly) und die Scheune (obs. bróznja) erhalten waren. Aber die massiven Gebäude weichen hinsichtlich ihres Standortes nur wenig von der alten Anlage ab (Bild 27).



Bild 29: Torhaus in Mochholz, Kreis Weißwasser, Nr. 6

Eine auffallende Erscheinung der Heidelandschaft ist die Gartenstellung der Scheune. Das mit Gestrüpp und Obstbäumen bestandene, etwa 60 m lange Hinterland zwischen Hof und Scheune heißt hier *gumno* (Ly) und deutet damit auf den altslawischen Dreschplatz hin.³¹ Die Gartenstellung wird als ein Merkmal der slawischen Scheune bezeichnet, weil dies ein Zeichen dafür sei, „daß sie ursprünglich nicht zu dem Kreis der slawischen Hofgebäude gehörte, sondern ihm erst zuwuchs, als diese Gebäude bereits in ein festes System gebracht waren“.³² Die abseits stehenden Scheunen sind typisch für alle Heidedörfer. Sie stehen entweder am Rande des Waldes wie in Mocholz oder inmitten der Gemarkung, umrahmt von alten Bäumen. Bei Straßen- und Angerdörfern bilden die im Garten stehenden Scheunen einen äußeren Ring um den eigentlichen Dorfkern wie z. B. in Seidewinkel (Bild 28).

Im allgemeinen herrscht in der Heide der Zwickhof mit dem Wohnspeicherhaus vor. Die Wohnhäuser stehen mit dem Giebel zur Straße und haben in der Regel ein Giebelumgebäude, wenngleich auch vereinzelt reine Blockbauten ohne Giebelumgebäude vorkommen. Das Klein-Partwitzer Wohnhaus (Tafel 3, Bild 27) stellt einen typischen Vertreter des Wohnspeicherhauses dar. Die Stube mit der beachtlichen Grundfläche von 31 m² bildet den Kern des Hauses. Ihr angegliedert sind ein schmaler Flur und eine Aufkammer (obs. *napinca*), die kein Fenster, sondern nur ein kleines Luftloch hat. Sie diente früher als Speisekammer zur Aufbewahrung von Mehl, Speck, Kartoffeln und hatte demnach ähnliche Aufgaben zu erfüllen wie die Giebelkammer der Spreewaldhäuser. Das Ausgedingehaus mißt 3,50 × 9,80 m im Grundriß und ist noch einfacher gestaltet. Es nimmt eine 4,60 m breite Stube, einen 1,90 m breiten Flur und einen 3,20 m breiten Durchfahrtsschuppen (obs. *slanjowa podkólnja*) auf, der zur Lagerung von Heidestreu dient.

Ein typischer Bestandteil derartiger Zwickhöfe ist das Torhaus, das straßenseitig eingeschossig, hofseitig jedoch zweigeschossig mit durchlaufender Galerie erscheint. Bei einem derartigen Torhaus in Mocholz (Bild 29) diente der Dach-

boden als Getreidespeicher, während das Erdgeschoß neben der Durchfahrt noch einen Werkraum beherbergt, in dem jetzt allerhand landwirtschaftliche Geräte untergebracht sind. In Klein-Partwitz fand dieser Raum als Häckselkammer Verwendung. Früher sollen auch die Sonntagstracht sowie wertvolle Gegenstände dort aufbewahrt worden sein.³³

Die alten hölzernen Torhäuser sind heute meist durch massive ersetzt worden, wobei das gesamte Gehöft sich auch zu einer geregelten Anlage entwickelt hat.

Die Torhäuser verwehren den Einblick in den Hof und verleihen so der Dorfstraße einen fast städtischen, geschlossenen Charakter, besonders dann, wenn die Gehöfte dicht aneinandergedrückt sind, wie in einigen Dörfern der Hoyerswerdaer Gegend.³⁴ Meist sind die Torhäuser mit den anschließenden Gebäuden des Gehöftes zusammengewachsen (Bild 169), da das Hartdach jetzt auch Kehlen ermöglicht. Begünstigt durch die neuen Baustoffe, strebt allgemein die alte Streulage der Gebäude einer regelmäßigen Hofanlage zu, die besonders in Sabrodt zu stattlichen Vierseithöfen geführt hat, in denen sich noch schöne, umlaufende hölzerne Galerien erhalten haben. Trotzdem sind Torhaus, abseits stehende Scheune und Trennung von Wohnhaus und Stall deutliche Anzeichen der alten Zwickhofanlage.

Viele Heidedörfer haben jedoch keine Torhäuser, sondern sind zur Straße hin durch einen Torbogen abgeschlossen. Diese Form findet sich einmal westlich des Torhausgebietes in Schwarzkollm (Bild 31) und Tätschwitz (Bild 30) und zum anderen östlich desselben in Schleife und Rohne, wo stellenweise der Hof nur durch einen Zaun oder ein an der Straße stehendes Backhaus abgeschlossen wird.

Treten in der Lausitzer Heide Wohnstallhäuser auf, so handelt es sich hier durchweg um kleinere Anlagen, die in der Regel höchstens 10 Morgen Landbesitz haben und oft nur 1 oder 2 Kühe ernähren (Tafel 12). Sie unterscheiden sich dadurch von den großen Wohnstallhäusern des Spreewaldes, die mit durchschnittlich 6 Stück Großviehbesatz eine wirtschaftlich besser gestellte Betriebsform darstellen, was auch

³¹ Schier (62), S. 387

³² Schier (62), S. 392

³³ nach Lyndok

³⁴ z. B. Burg, Bluno, Sabrodt, Klein-Partwitz

Bild 30: Gehöfte in Tätschwitz,
Kreis Hoyerswerda



Bild 31: Gehöft in Schwarzkollm,
Kreis Hoyerswerda



Bild 32: Wohnstallhaus in Lehm-
wellerbauweise in Sagar, Kreis
Weißwasser



durch das äußere Erscheinungsbild bestätigt wird. Die bescheidenen Wohnstallhäuser der Heide können als Bauform der Häusler- und Gärtnernahrung angesehen werden (Bild 32). Auch für Ausgedingehäuser dienen vielfach Wohnstallhäuser (Tafel 12). Nur in einigen

Fällen sind Wohnstallhäuser auch in Gehöftanlagen aufgenommen worden, wie z. B. in Sagar, wo das Gehöft früher aus dem Wohnstallhaus des Bauern, dem Wohnstallhaus des Auszüglers und der Scheune bestand, die hier in der üblichen Weise abseits im Garten steht.

Haus- und Gehöftformen des Oberlausitzer Lößlehmgebietes

Die ersten zweigeschossigen Bauwerke zeigen sich an der Südgrenze der Lausitzer Heide, stellen aber noch in der altgewohnten Weise Wohnspeicherhäuser dar. Zweigeschossige Wohnspeicherhäuser sind jedoch Ausnahmen. Das typische Gehöft der offenen Landschaft südlich der Heide stellt ein zweigeschossiges Wohnstallhaus dar, das im Verein mit der Scheune und einem weiteren Wirtschaftsgebäude einen dreiseitigen Hof einschließt. Die Gewohnheit, Mensch und Tier in einem Haus zu vereinen, befremdet hier zunächst, wenn man berücksichtigt, daß in der bedeutend ärmeren Lausitzer Heide für jeden Zweck ein besonderes Gebäude errichtet wurde. Im Gegenteil, selbst bei stattlichen Gehöften bleibt der Kuhstall im Wohnhaus (Bild 33). Diese Tatsache kann nur da-

durch erklärt werden, daß der Mensch hier ein engeres Verhältnis zum Tier hat.

Der Übergang zur Zweigeschossigkeit bedingt zugleich eine Änderung der Konstruktion. Einmal setzt er die Kenntnis des Fachwerks voraus, denn in der Lausitz werden Obergeschosse nur in Fachwerkkonstruktionen errichtet, während in anderen Gegenden, besonders in Nordböhmen, auch zweigeschossige Blockbauten auftreten. Zum anderen muß die alte Blockwand des Erdgeschosses durch zweckmäßigere Konstruktionen ersetzt werden, die sich unter der Last des Obergeschosses nicht deformieren. Das wäre am einfachsten dadurch zu erreichen gewesen, daß man auch die Erdgeschoßwände in Fachwerk errichtet hätte. Solche zweigeschossige Fachwerkbauten, die eine typische Erschei-



Bild 33: Regelmäßiger Dreiseithof in Teichnitz, Kreis Bautzen

aung der mitteldeutschen Hauslandschaft darstellen, haben in der Lausitz keine Verbreitung gefunden. Hier hielt man zäh an der alten Blockstube fest und fügte sie auch dem zweigeschossigen Bau ein. Diese Forderung wurde von dem sogenannten Umgebinde verwirklicht, einer Säulenkonstruktion, die sich allseitig um die Blockstube herumzieht und damit die Auflasten abfängt (Bild 75). Die Wände des Flurs und der Wirtschaftsgebäude führte man jedoch auch in der Lausitz gewöhnlich in Fachwerk auf. Die Umgebindekonstruktion ist heute meist durch massives Mauerwerk ersetzt worden und oft nur noch restartig im Putz zu erkennen, während sich die Fachwerkkonstruktion des Wirtschaftsteils im allgemeinen gut erhalten hat.

Das Oberlausitzer Lößlehmgebiet ist durch das Überwiegen von regelmäßigen Gehöften gekennzeichnet (Bild 33), die meist einen zur Straße hin offenen Hofraum einschließen. Diese Bauweise ist besonders bei Groß- und Mittelbauern zu finden.

Während man den Wohnteil noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts in der Blockbau-Umgebindekonstruktion ausführte, erhielten die Ställe schon frühzeitig massive Wände und Decken, die bei größeren Anlagen vorwiegend mit böhmischen Kappen eingewölbt wurden. Die reichen Granitvorkommen der Oberlausitz förderten den Natursteinbau auf Kosten der alten Block- und Fachwerkbauweise, obwohl diese dank ihrer höheren Wärmedämmung und größeren Porosität wesentlich gesünder war. Da das dichte Gestein die Feuchtigkeit nur schwer abgibt, zeichnen sich die Stallräume an



Bild 34: Wohnstallhaus eines Dreiseithofes in Zschornau, Kreis Kamenz, Nr. 33



Bild 35: Unregelmäßiges Gehöft in Gröditz, Krs. Bautzen

dem durchfeuchteten Mauerwerk der Außenwände ab.

In der Raumfolge der Wohn- und Wirtschaftsräume gibt es so viele Varianten, daß kein Regelfall genannt werden kann. Meist verbleibt der Kuhstall im Wohnhaus, während die Pferde und Schweine in dem zweiten senkrecht zur Straße stehenden Gebäude untergebracht sind. Hier finden auch noch Futterkammern, Rübenkeller, Werkstatt und Geschirrkammer ihren Platz. Oftmals ist auch das Ausgedinge über dem Pferdestall neben dem Schüttboden eingerichtet. Der hintere Hofabschluß wird allerdings in der Regel durch die Scheune gebildet, die mehrere Tennen und Bansen hat. Mit dem Auftreten der Zweigeschossigkeit verliert sich demnach auch die Gartenstellung der Scheune, die für das Gebiet der Lausitzer Heide typisch war.

Alle Anzeichen, wie Art des Fachwerks, liegende Dachstühle, Krüppelwalme, Hartdächer, massive



Bild 36: Gehöft in Crostwitz, Kreis Kamenz

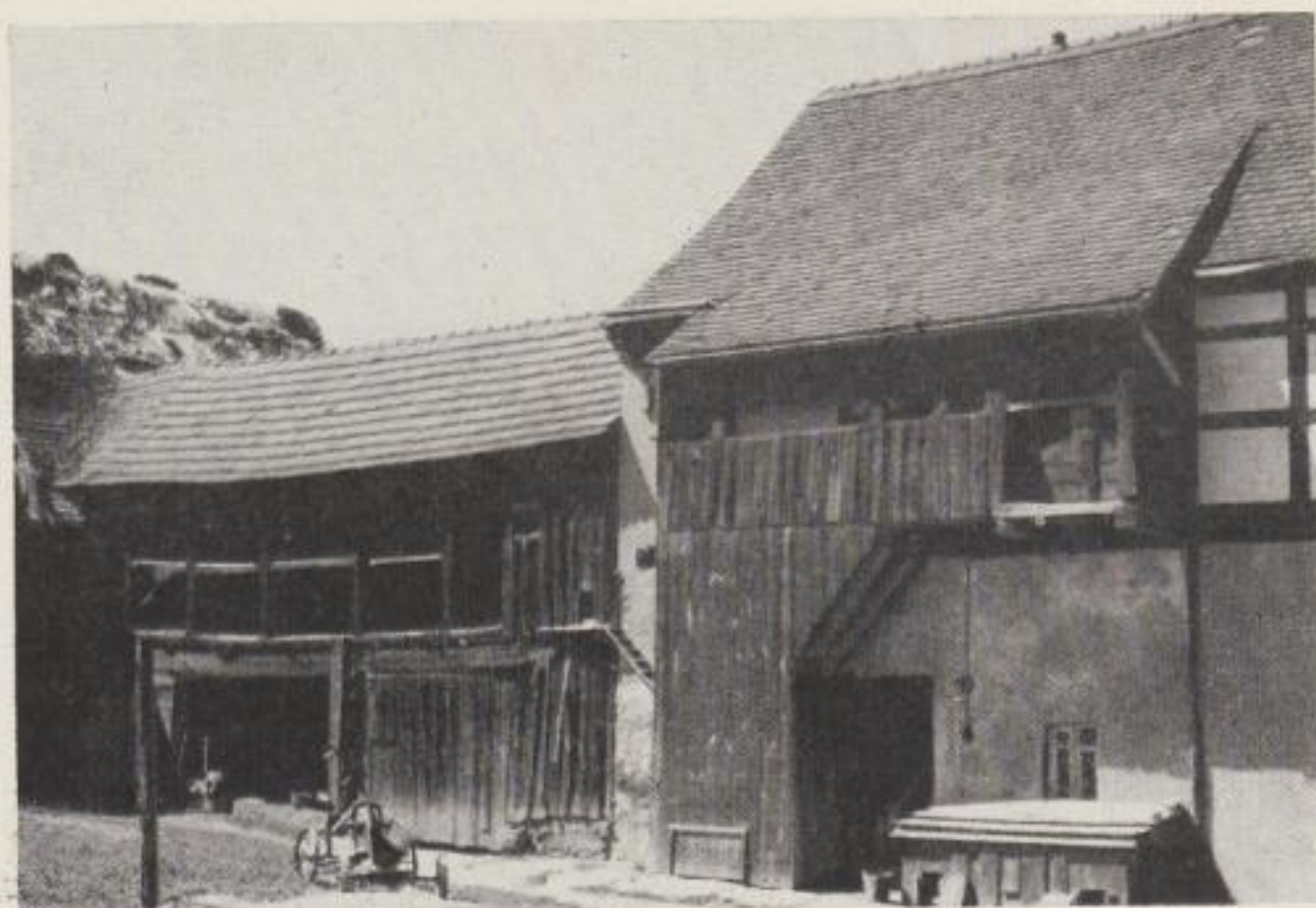


Bild 37: Wirtschaftsgebäude mit
Galerien in Wendischbaselitz,
Kreis Kamenz

Erdgeschosse, gemauerte Schornsteine, große Fenster, deuten darauf hin, daß diese stattlichen Dreiseitgehöfte jüngeren Datums sind. Das Zschornauer Wohnstallhaus (Bild 34) ist erst 1844 erbaut worden. Die Nachbargehöfte sind auch nicht viel älter. Da der Ort aber zum alten Lausitzer Siedlungsgebiet gehört, taucht die Frage auf, wie die Hofanlagen vor diesem Zeitpunkt ausgesehen haben. Solange genaue Ermittlungen über die Entwicklungsgeschichte eines derartigen Gehöftes nicht vorliegen, können auch keine verbindlichen Angaben gemacht werden. Viele Gehöftanlagen lassen allerdings noch heute eine gewisse Unregelmäßigkeit erken-

nen, die an die Beispiele der Lausitzer Heide erinnert. Da diese Erscheinung nicht aus der Lage der Grundstücke erklärbar ist, scheint sie früher eine übliche Baugepflogenheit gewesen zu sein. In der Bautzner Gegend sind mehrere Gehöfte zu finden, deren Hofraum sich nach der Straße zu konisch erweitert (Bild 35) und die damit eine enge Verwandtschaft mit den Haufenhöfen der Heide haben. Das hohe Alter des Wohnhauses bestätigen die zweigeschossigen Umgebundesäulen und das langstrebige Fachwerk. In Crostwitz und Schweinerden bestehen noch viele Hofanlagen, deren Gebäudeteile sich um einen engen unregelmäßigen Hof gruppie-



Bild 38: Wirtschaftsgebäude in
Schmeckwitz, Kreis Kamenz

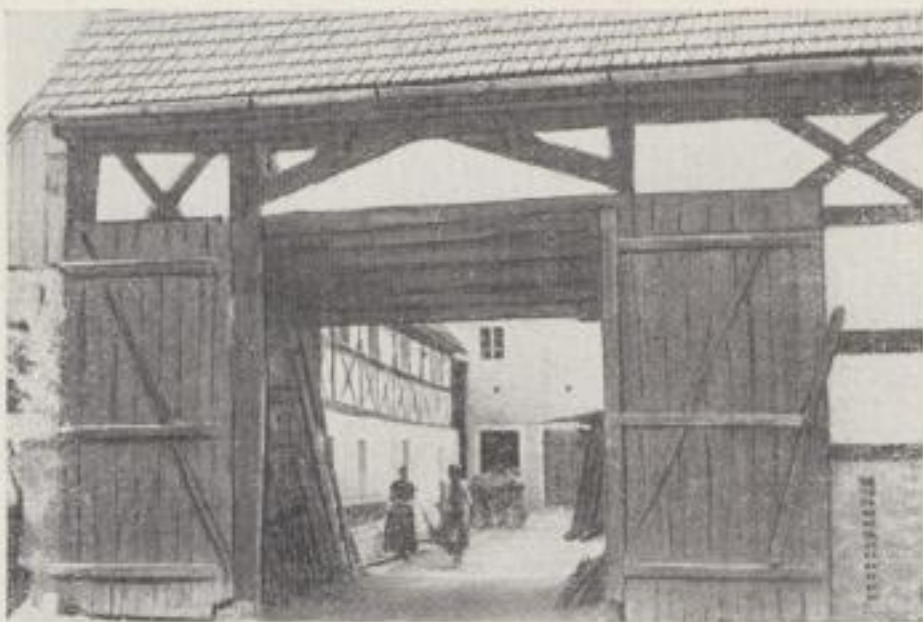


Bild 39: Vierseithof mit Torhaus in Rosenthal, Kreis Kamenz

ren (Bild 36). Gelegentlich deuten noch Torhäuser auf ältere Hofanlagen hin (Bild 39), die sich von den Sabrodter Beispielen (Bild 169) nur wenig unterscheiden. Die zahlreichen Torhäuser und speicherartigen Gebäude der südlichen Oberlausitz lassen vermuten, daß auch in diesem Gebiet ein ähnliches Hofsystem wie in der Lausitzer Heide geherrscht hat. Derartige Speichergebäude finden wir noch häufig in der Kamener Gegend (Bild 37, 38 und 40). In Sollschwitz (Bild 40) dient das Torhaus allerdings nicht mehr als Hofeinfahrt, sondern steht im Garten und bildet genau wie in der Klein-Partwitzer Anlage (Tafel 3) den rückwärtigen Hofabschluß gegen die etwa 50 m entfernt im Garten stehende Scheune.

Unsere Vermutungen hinsichtlich der Gestalt früherer Hofanlagen werden durch Bilder aus dem 19. Jahrhundert bestätigt. Das Gehöft aus Kotten (Bild 41) zeigt deutlich eine Gliederung aus einzelnen kleineren Baukörpern, die in unregelmäßiger Stellung aneinandergereiht sind. Hinter dem Wohnhaus mit Umgebinderkon-



Bild 40: Tordurchfahrt in Sollschwitz, Kreis Hoyerswerda

struktion steht ein Speichergebäude, dessen erdgeschossiger Teil als Kuhstall dienen könnte. Ein wichtiger Hinweis ist das Auftreten des reinen Blockbaus in dieser Gegend, die heute schon längst keine Zeugen dieser Bauweise mehr hinterlassen hat. Bild 42 zeigt die für die alten sorbischen Siedlungen der Oberlausitz typische enge Aneinanderreihung der Gebäude. Gegenüber dem Wohnhaus steht wieder ein altes Speichergebäude.

Aus den vorhandenen Zeugnissen kann man daher schließen, daß sowohl die reine Blockbauweise als auch der unregelmäßige Streuhof in früheren Zeiten viel weiter nach Süden reichten als heute und dort im Laufe des 19. Jahrhunderts durch regelmäßige Dreiseithöfe verdrängt wurden. Die Lausitzer Heide und der Spreewald stellen somit Rückzugsgebiete dieser alten Bauweise dar, die früher weit verbreitet gewesen sein muß und die wir mit Černý³⁵ als die echte sorbische Bauweise bezeichnen können.

³⁵ Černý (10), S. 3



Bild 41: Sorbisches Gehöft in Kotten, Kreis Hoyerswerda (nach K. Schmidt)

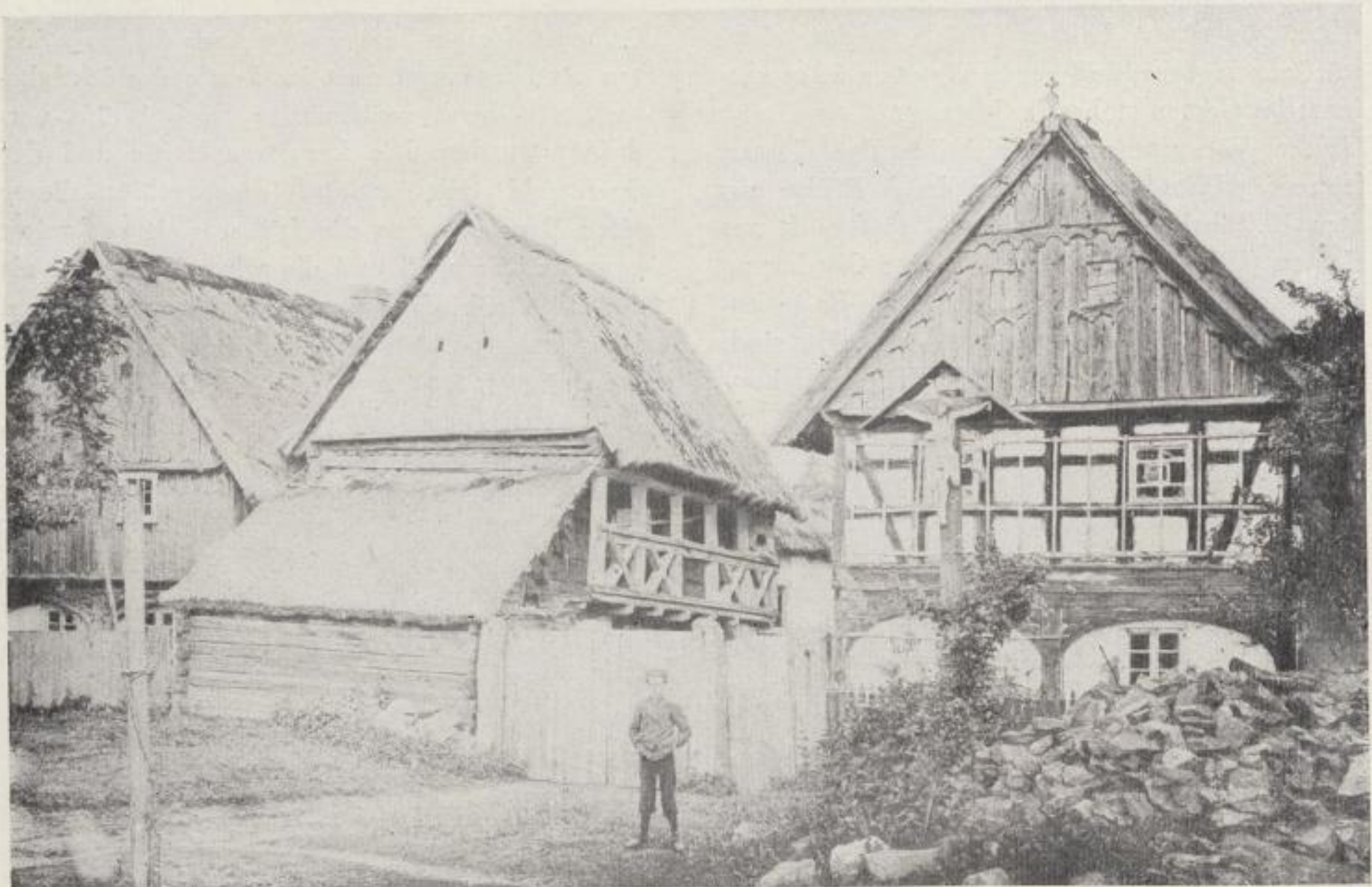


Bild 42: Dorfstraße in Kotten, Kreis Hoyerswerda (nach K. Schmidt)

Haus- und Gehöftformen des Lausitzer Berglandes

Die Hausformen des Lausitzer Berglandes lassen sich ihrer Funktion gemäß in Weberhäuser und Bauernhäuser gliedern, aber auch hier gibt es bei beiden Kategorien viele Übergangsformen. Die kleinen eingeschossigen Weberhäuser haben gewöhnlich nur eine Holzstube und allenfalls noch Platz für eine Kuh. Meist sind sie Wohnspeicherhäuser oder Doppelstubenhäuser, weil die Wirtschaftsräume eine untergeordnete Rolle spielen. Die Faktorenhäuser³⁶ sind zweigeschossig und zeichnen sich durch eine größere Gebäudetiefe aus (Tafel 1). Im Wohnhaus sind meist noch große Leinwandgewölbe für Lagerzwecke eingerichtet, so daß wir hier tatsächlich von einem Wohnspeicherhaus sprechen können. Betrieben die Faktoren außer ihrem Leinwandhandel noch zusätzlich Landwirtschaft, so wurden besondere Stallgebäude errichtet.

³⁶ Faktoren waren Leinwandfabrikanten, die eine Art Großhandel betrieben.

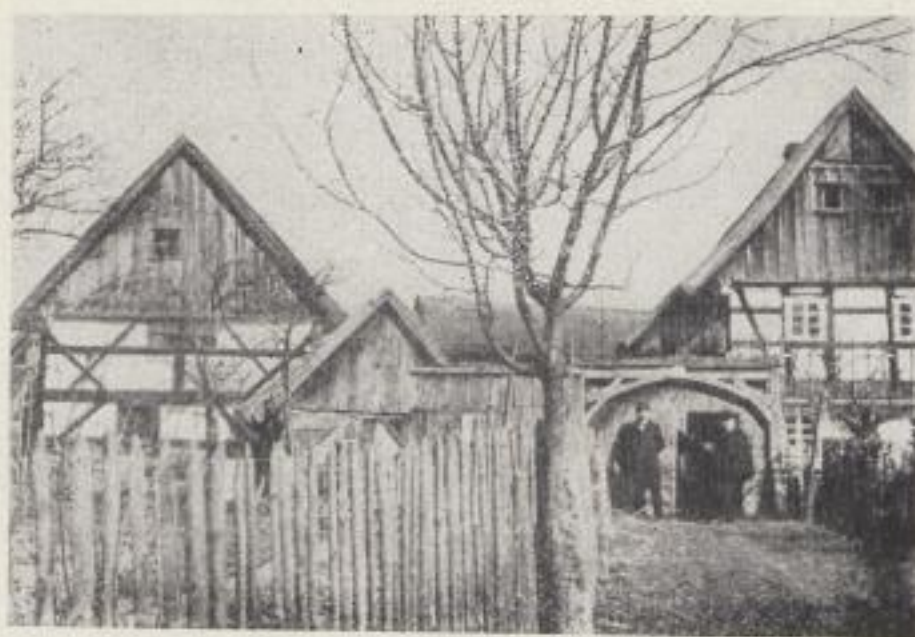


Bild 43: Gehöft mit hölzernem Torbogen in Piskowitz, Kr. Kamenz (nach K. Schmidt)

An der Hausformenlandschaft des Gebirges ist noch heute deutlich der Gegensatz zwischen dem älteren Kolonistenhaus, das auf Rodungsbasis angelegt wurde, und dem später entstandenen Weberhaus abzulesen. Die in dichter Folge meist traufseitig zur Straße stehenden Weberhäuser zeigen schon an der Art ihrer Umgebung, daß sie frühestens im 18. Jahrhundert

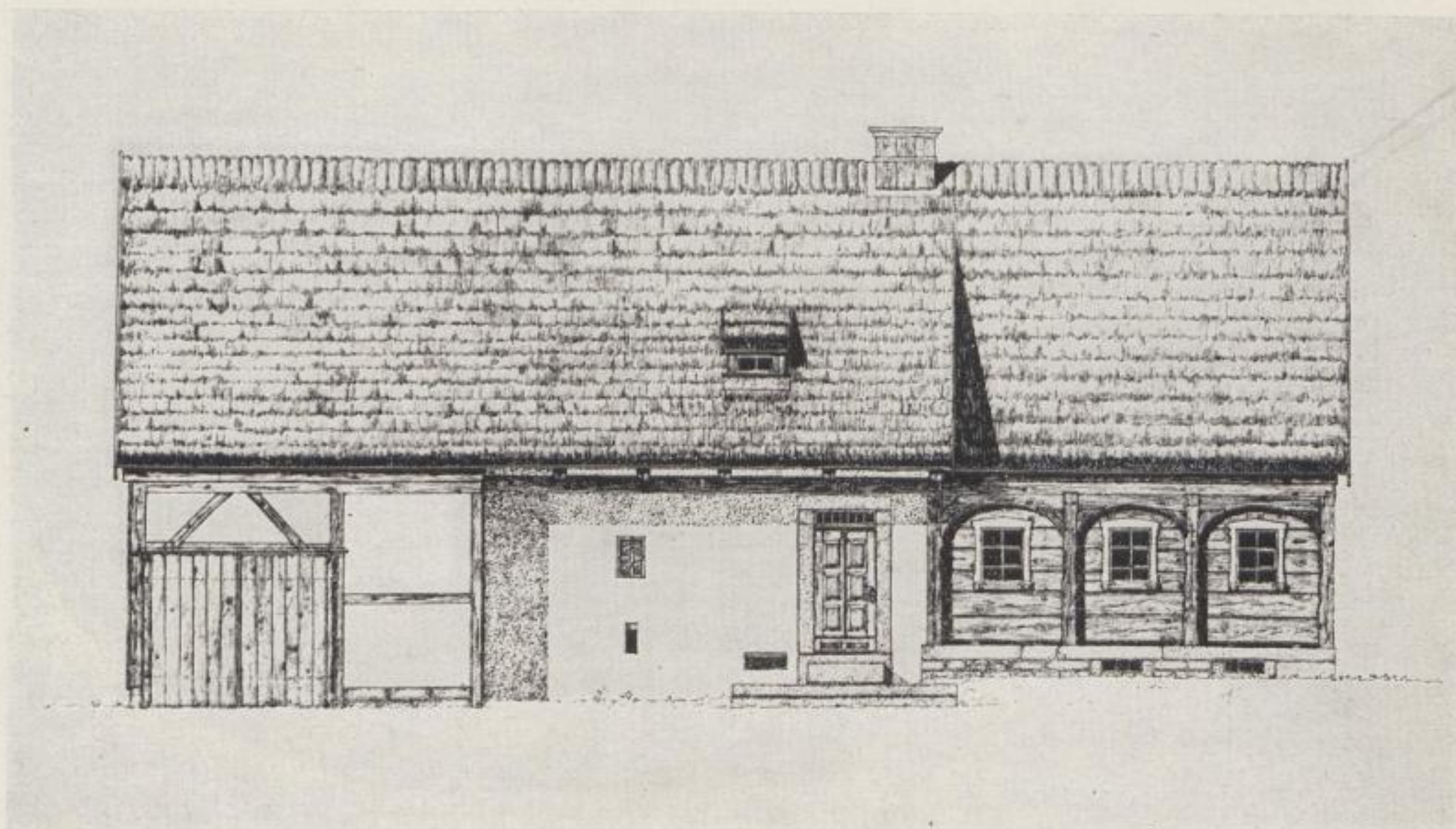


Bild 44: Umgebindehaus in Schönbach, Kreis Löbau — Ansicht

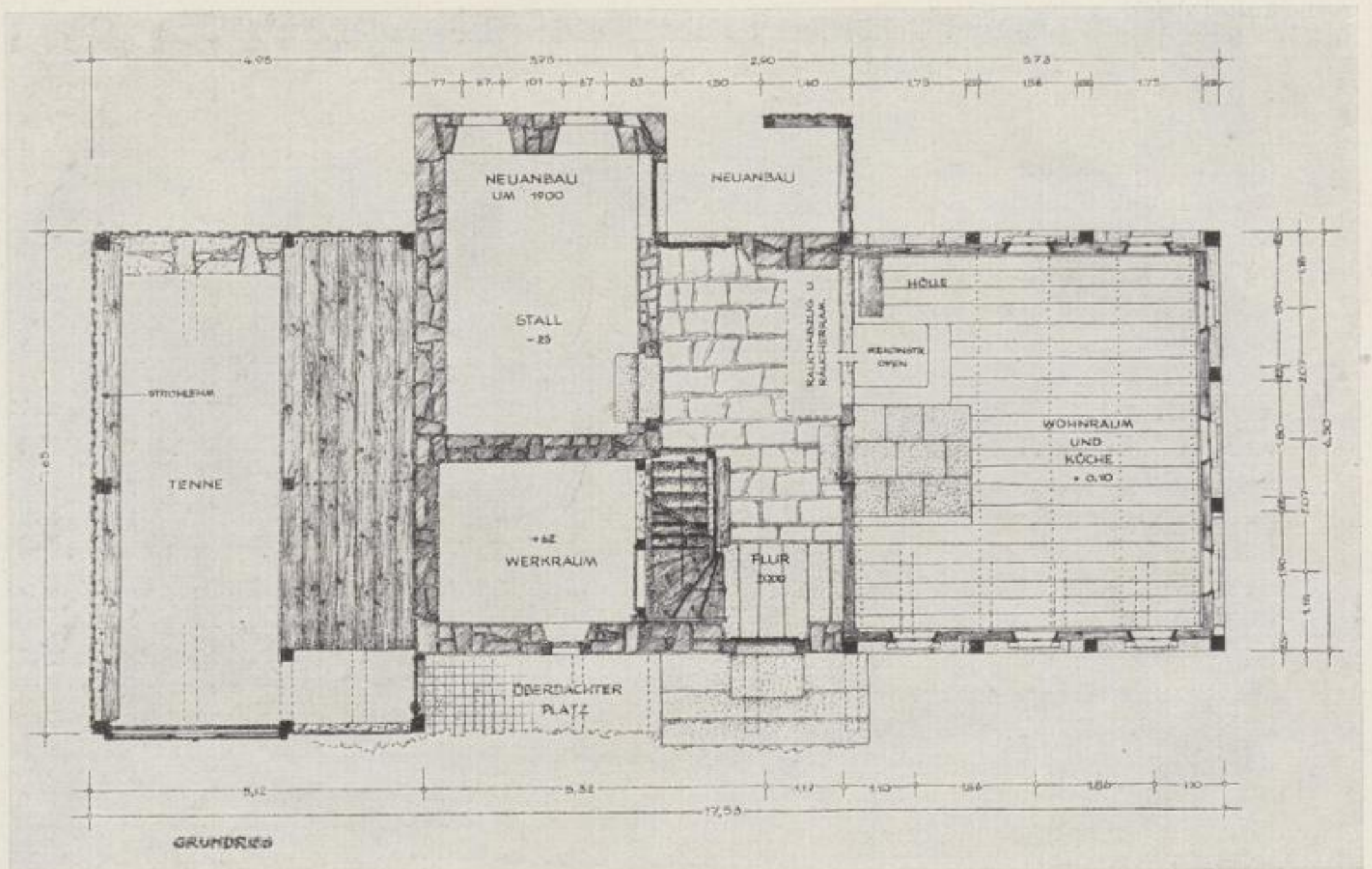


Bild 45: Umgebindehaus in Schönbach, Kreis Löbau — Grundriß

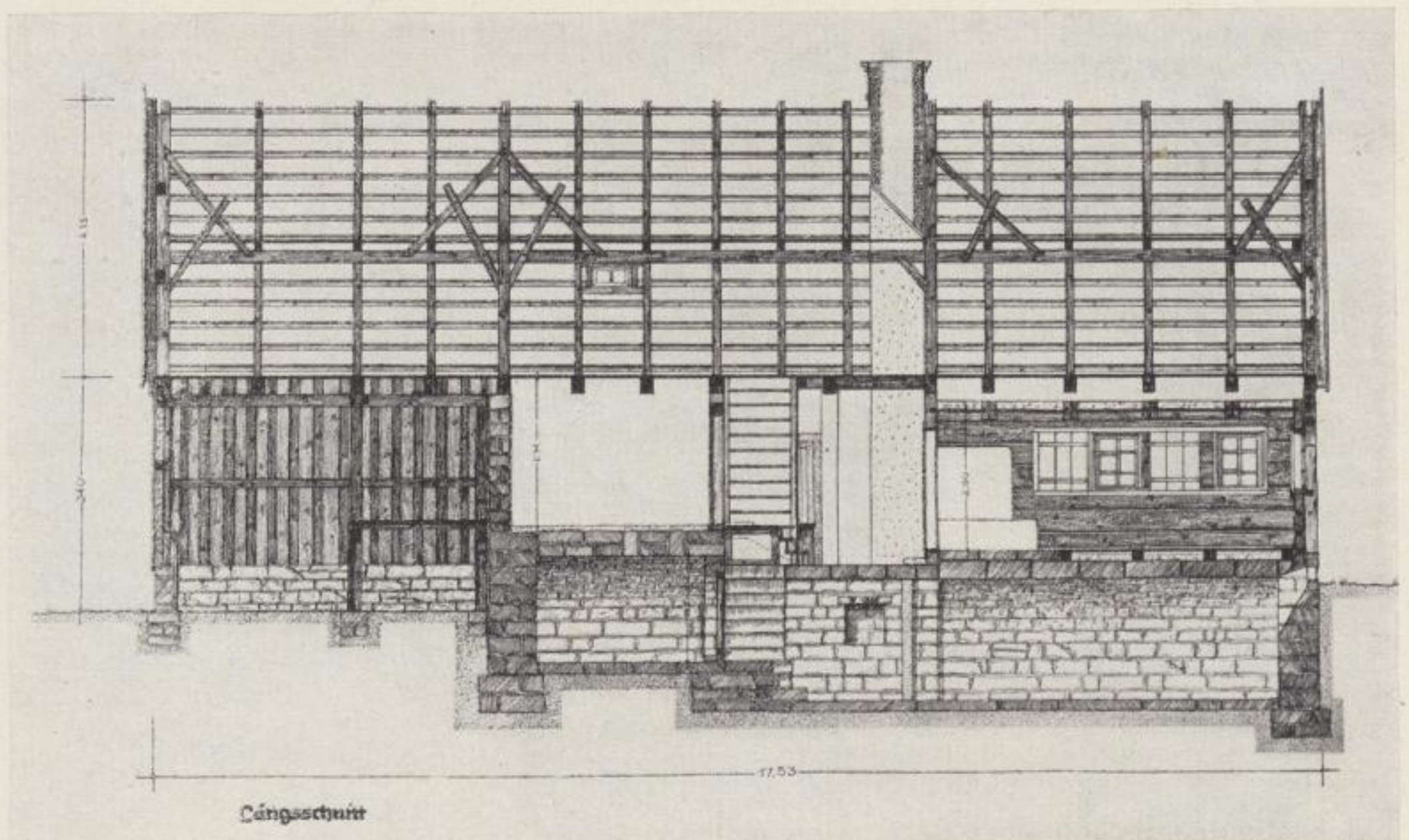


Bild 46: Umgebindehaus in Schönbach, Kreis Löbau — Längsschnitt

errichtet wurden. Ein höheres Alter haben die ehemaligen Kolonistenhäuser, die auf halber Höhe der Hänge in weitem Abstand voneinander erbaut wurden (Bild 4). Die Kolonistengehöfte erscheinen heute meist als größere, vielfach regelmäßige Anlagen in zweigeschossiger Bauweise, während die Weberhäuser eingeschossig geblieben sind. Da die Siedler in den ersten Jahren der Kolonisation ihr Land mühselig dem Wald abringen mußten, wird man den heutigen Kolonistengehöften kein zu hohes Alter zusprechen können. Es liegt nahe, daß die Kolonisten zunächst eingeschossige Wohnstallhäuser errichteten, wie das noch zur Siedlungszeit Friedrichs II. in Oberschlesien allgemein üblich

war.³⁷ Das Schönbacher Wohnstallhaus (Bild 44, 45 und 46) ist eines der wenigen Beispiele dieser Art. Es wurde mehrmals umgebaut, aber in den Grundzügen scheint die ursprüngliche Einteilung beibehalten worden zu sein. Mit 17,40 m Gesamtlänge entspricht es etwa den kleinen Wohnstallhäusern der Heide. Sehr verbreitet ist hier der hofseitige, weite Dachüberstand, der sich meist nur auf den Wirtschaftsteil beschränkt. So zeigen viele Wohnstallhäuser des Oberlandes über den Stallräumen hofseitig eine flachere Dachneigung als über der Wohnstube, die nicht durch Aufschieblinge, sondern durch weites Vorkragen der Deckenbalken erreicht wird (Bild 44).

Wirtschaftsgebäude

Der Speicher

Auf die Bedeutung der Speicher und Torhäuser zur Kennzeichnung des alten Streuhofgebietes wurde bereits hingewiesen. Diese Gebäude finden wir heute noch als reine Blockbaukonstruktionen häufig in der Lausitzer Heide. Ihre Dachgeschosse haben hofseitig vorkragende Galerien (Bild 41) und werden gelegentlich noch als Schüttboden oder zum Trocknen von Feldfrüchten benutzt. Bei Torhäusern nimmt die Durchfahrt nur eine Hälfte der Erdgeschoßfläche ein, während der restliche Teil des Gebäudes eine Kammer enthält, die eine niedrige Tür und ein Luftloch als Fenster hat. Sie dient heute meist als Abstell- und Geräteraum. Obwohl der Speicher viel Gemeinsames mit der russischen *klet'* und der litauischen *klete* hat, bedeutet das entsprechende sorbische Wort *klětka* Vogelbauer, elende Hütte. Die Bezeichnung Torhaus ging als deutsches Lehnwort in die sorbische Sprache ein (obs. *torož*). Die slawische *klet'*, die ursprünglich nur den Getreidespeicher bezeichnete, soll frühestens im 12. Jahrhundert nach nordischem Muster zu einem Wohn-, Schlaf- und Zeuggaden ausgestattet worden sein.³⁸

Während in Skandinavien für jeden Zweck ein

eigenes Speichergebäude errichtet wird (Kornspeicher, Mahlspeicher, Wohnspeicher), mußte die *klet'* alle drei Funktionen in einem Raum ausüben. „Dieses Merkmal kommt dem Speicher im gesamten slawischen, finnisch-ugrischen und deutschen Osteuropa zu.“³⁹ Das heutige Vorkommen der Speicher im westslawischen Raum scheint die Theorie von der Entstehung des Wohnspeicherhauses zu durchbrechen, nach der ja die alte *klet'* seit dem 12. Jahrhundert als Kammer (obs. *komora*) an das zweizellige Vorhallenhaus angeschlossen wurde und so zum dreizelligen Grundriß Stube—Flur—Kammer, dem sogenannten Wohnspeicherhaus, geführt hat. Schier nimmt deshalb an, daß deutsche Kolonisten im Mittelalter zunächst die slawische *klet'* als mhd. *glēte* übernommen haben, sie aber nicht mit ihrem Wohnhaus verschmelzen konnten, weil sie kein Vorhallenhaus, sondern bereits ein dreizelliges Wohnstallhaus besaßen. So gestalteten sie den Speicher als Zierde des Hofes zu einem „Schatzkästlein“⁴⁰ um, während die alte *klet'* bei den Slawen durchweg die Be-

³⁷ Helmigk (25), S. 183

³⁸ Schier (61), S. 402

³⁹ Schier (61), S. 405

⁴⁰ Schier (61), S. 407



Bild 47: Gerüste für Heuschober in Burg-Kolonie

zeichnung elende Hütte führt.⁴¹ Der Westslawe habe dann den technisch verfeinerten Speicher wieder von den Deutschen übernommen und bezeichnet ihn demzufolge auch mit einem deutschen Namen. Diese Theorie wird dadurch gestützt, daß auch die Sorben keine slawischen Bezeichnungen für das Speichergebäude haben.⁴² Die Beispiele aus dem Spreewald haben allerdings gezeigt, daß auch Wohnstallhäuser imstande sind, ein derartiges Speichergebäude als Giebelkammer aufzunehmen. Auch ist das ge-

⁴¹ obs. klětka = Käfig, Vogelbauer, Kanzel

⁴² obs. lubja = Boden, Speicher (von dt. Laube entlehnt),

obs. torož = Torhaus (von dt. Torhaus entlehnt),

obs. gank = Galerie, Speicher (von dt. Gang entlehnt)

häufte Auftreten der Speichergebäude an das sorbische Blockbau- und Streuhofgebiet gebunden, und es deuten keinerlei Anzeichen darauf hin, daß die Speicher durch deutschen Einfluß „technisch geläutert“ den Sorben zurückgegeben worden seien.

Sie scheinen Berichten zufolge neben ihrer Verwendung als Schüttboden auch in den sorbischen Gebieten früher im größeren Umfange als Zeuggaden und zur Aufbewahrung von Speisevorräten gedient zu haben. Die Giebelkammern des Spreewaldes werden noch heute als Speisekammern verwendet und haben mit ihrem besonderen Ausgang ins Freie viel Gemeinsames mit ähnlichen Einrichtungen in der Slowakei und in Holland.⁴³

Die Scheune

Den Slawen fehlte ursprünglich ein Gebäude zur Aufbewahrung der Garben. Als ältester Vorrichtung zur Stapelung der Garben bedienten sich die Ostslawen des ozoród, eines hohen Zaunes mit waagerechten Sprossen, den man allgemein mit Harfe bezeichnet und der in der slowenischen koza wiederkehrt. Aus dem ozoród haben sich dann die Getreidehaufen und Heu-

⁴³ Schier (61), S. 397

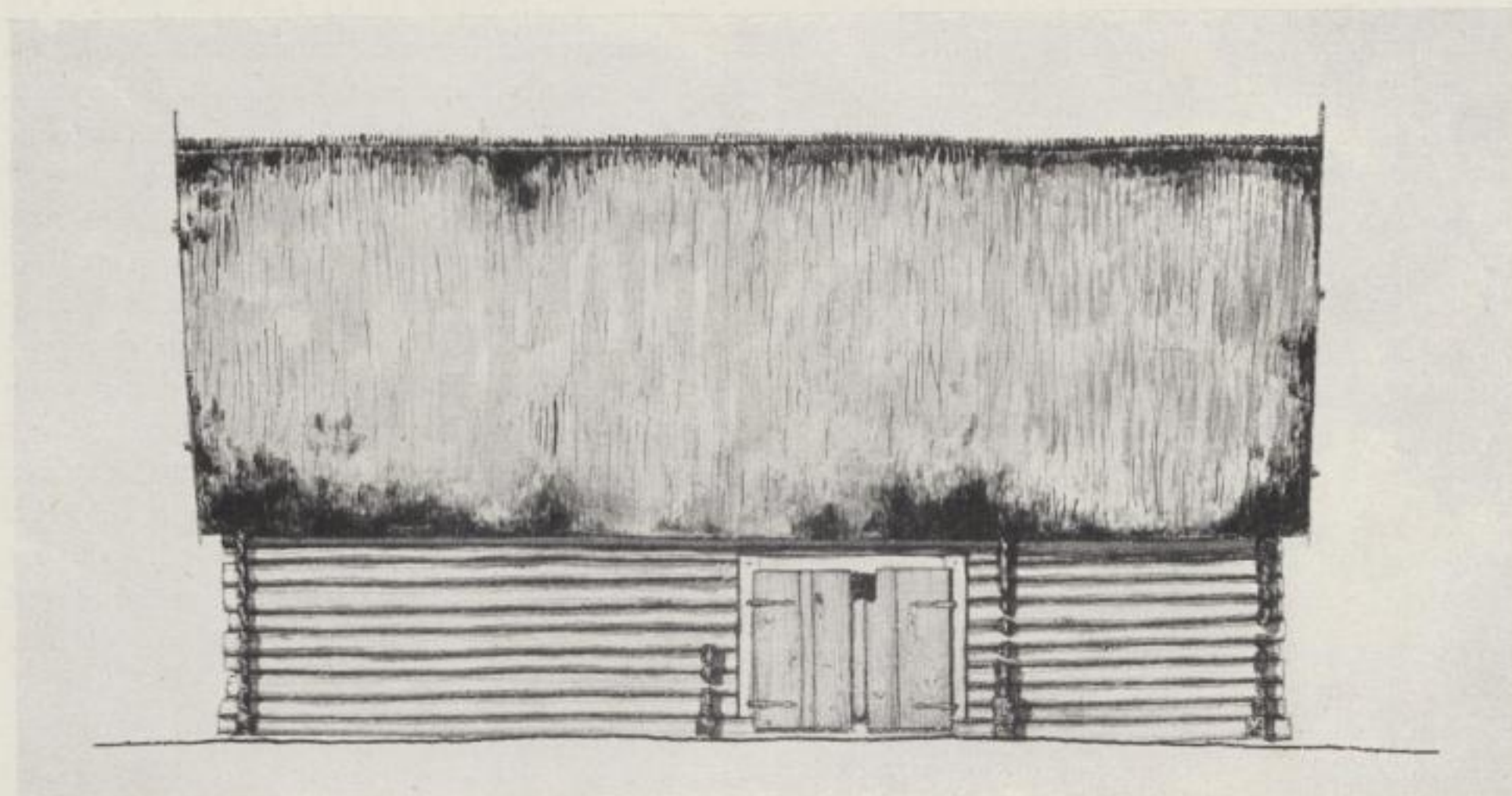


Bild 48: Scheune in Lehde/Spreewald Nr. 15 — Ansicht

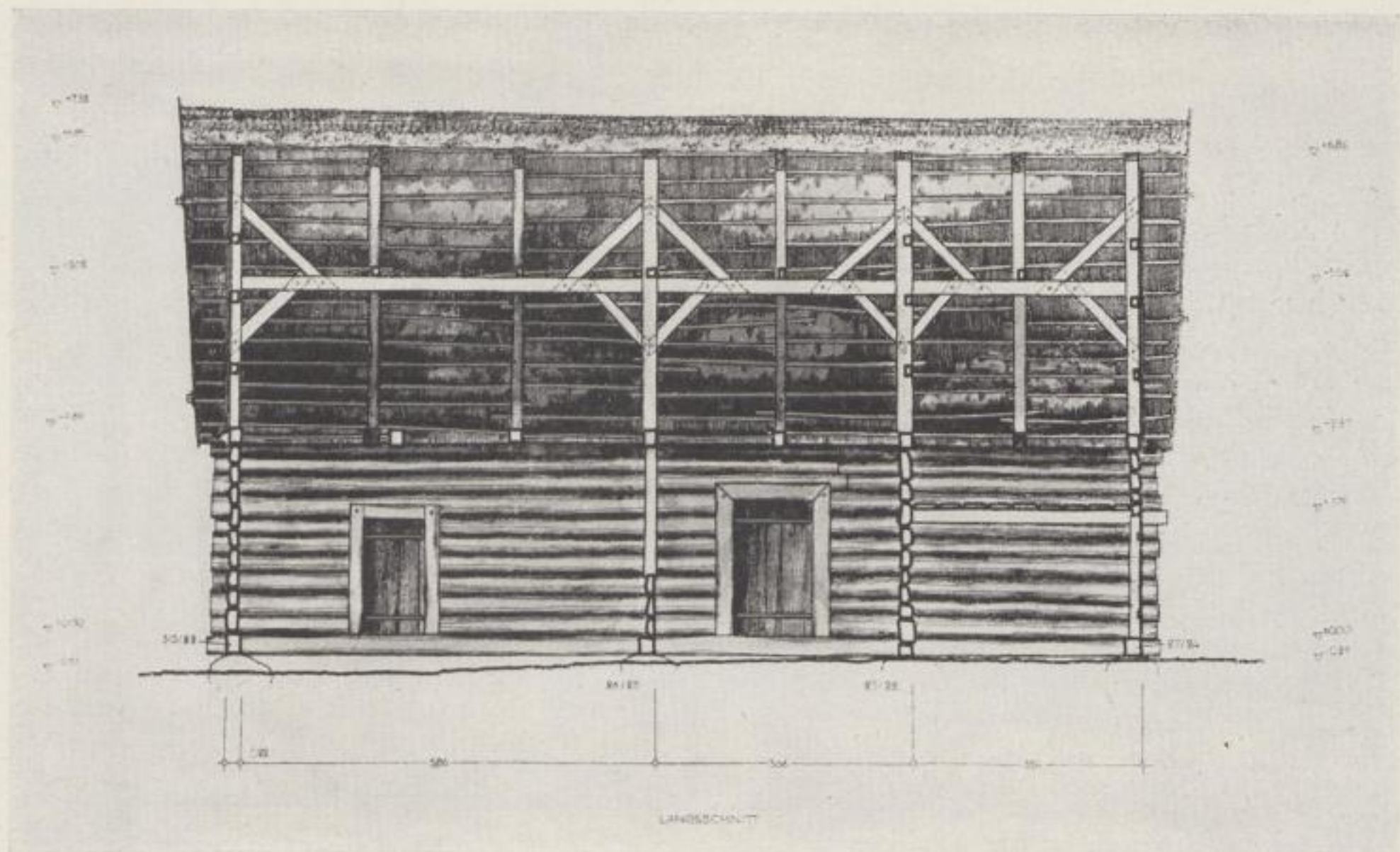


Bild 49: Scheune in Lehde/Spreewald Nr. 15 — Längsschnitt

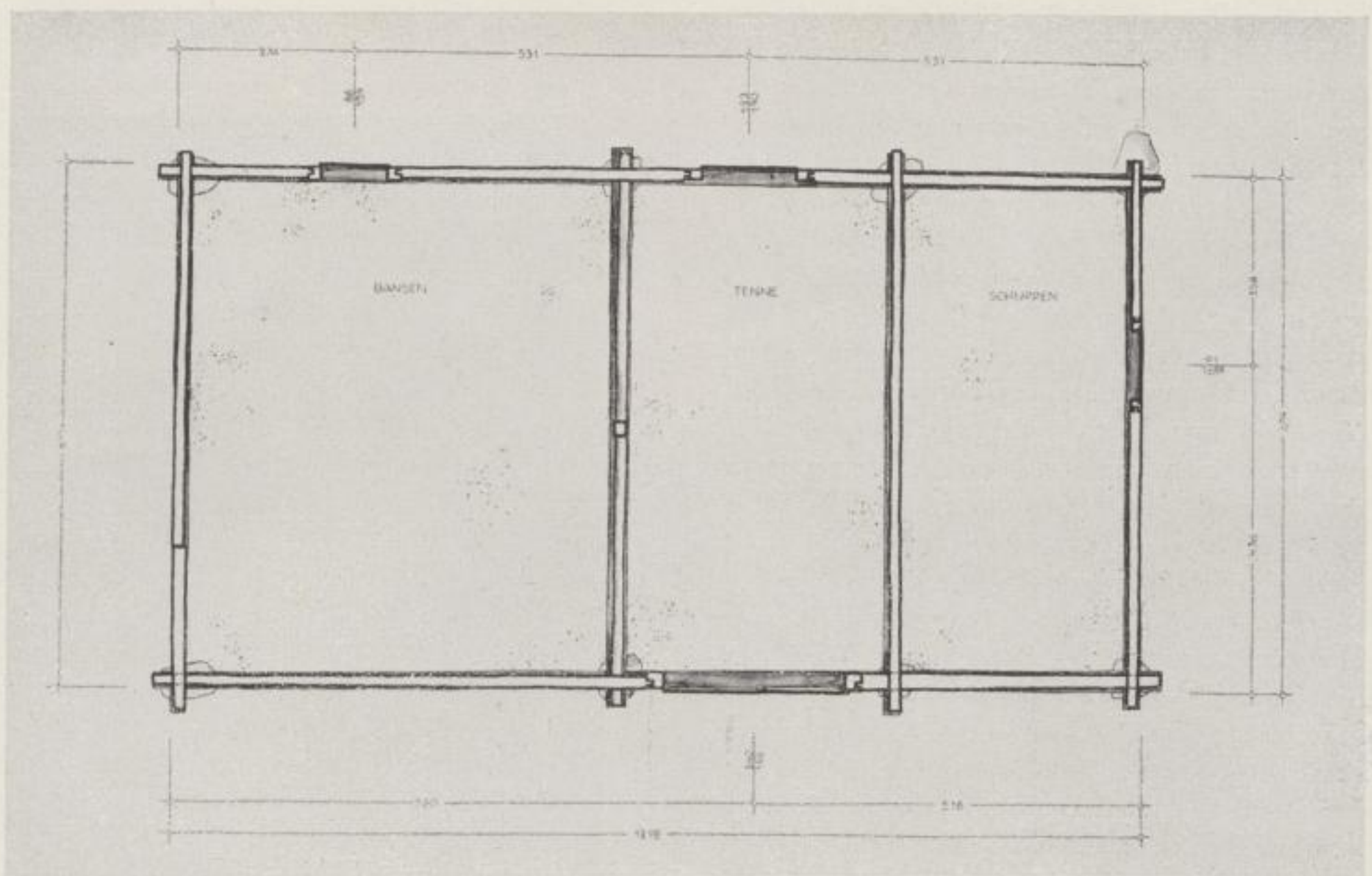


Bild 50: Scheune in Lehde/Spreewald Nr. 15 — Grundriß

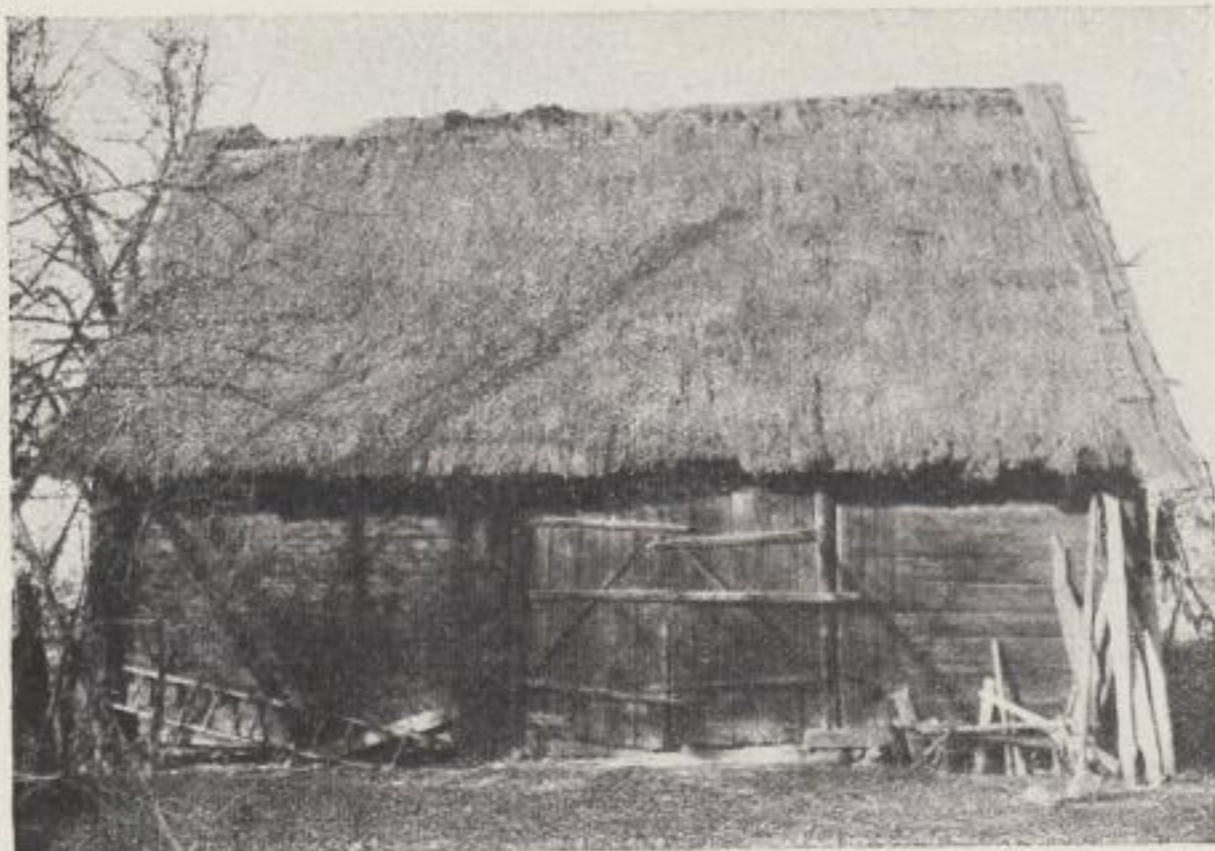


Bild 51: Scheune in Klein-Partwitz Nr. 11

schober entwickelt.⁴⁴ Diese Entwicklungsstufe ist in der Lausitz noch im Spreewald zu finden. Das Gerüst der Heuschober (nds. stog) besteht aus einer Holzbühne, die Schutz gegen Bodenfeuchtigkeit gewährt, und einem senkrechten Stab (Bild 47). Während das Heu im Spreewald noch heute in Schobern gestapelt wird, verwahrte man das Getreide anfänglich in dem kleinen Scheunenteil der Wohnstallhäuser, später in besonderen Scheunen. Die alten Tennen (nds. tla) gestatteten jedoch kein Einfahren von Wagen. Der Scheune (obs. bróznja) ist die Einrichtung der Kornberge vorangegangen, die besonders in Friesland verbreitet sind und bereits in der *lex bajuvariorum* erwähnt werden. Nach Schier sollen die Westslawen ihre Scheune um 800 n. Ztr. von den Deutschen übernommen haben, da obs. bróznja von dt. barg, berge entlehnt ist.⁴⁵ Vor der Übernahme der Scheune haben die Slawen nur einen Dreschplatz unter freiem Himmel gekannt, der altsl. gumno hieß. Auch die sorbische Sprache bezeichnet mit diesem Wort heute Tennen und Dreschplätze.

Die ältesten Scheunen der Lausitzer Heide haben eine mittlere Quertenne zum Einfahren und eine große und eine kleine Banse. Die Scheune aus Lehde stellt ein typisches derartiges Bauegefüge dar (Bilder 48, 49 und 50). Da Lehde aber nur reine Grünland- und Gartenbauwirtschaft betreibt, hat diese Scheune hier eigentlich ihren Zweck verfehlt. Aus diesem Grunde wurde sicher auch die kleine Banse zu

einem Stall ausgebaut. Wie schon erwähnt, hat der Spreewälder keine Bezeichnung für die Banse, sondern nur für die Tenne (nds. tla) und den Raum über dem Tennengebälk (nds. nade tłami) (L). Auch darin findet die geringe Bedeutung der Scheunenwirtschaft im Spreewald ihren Ausdruck.

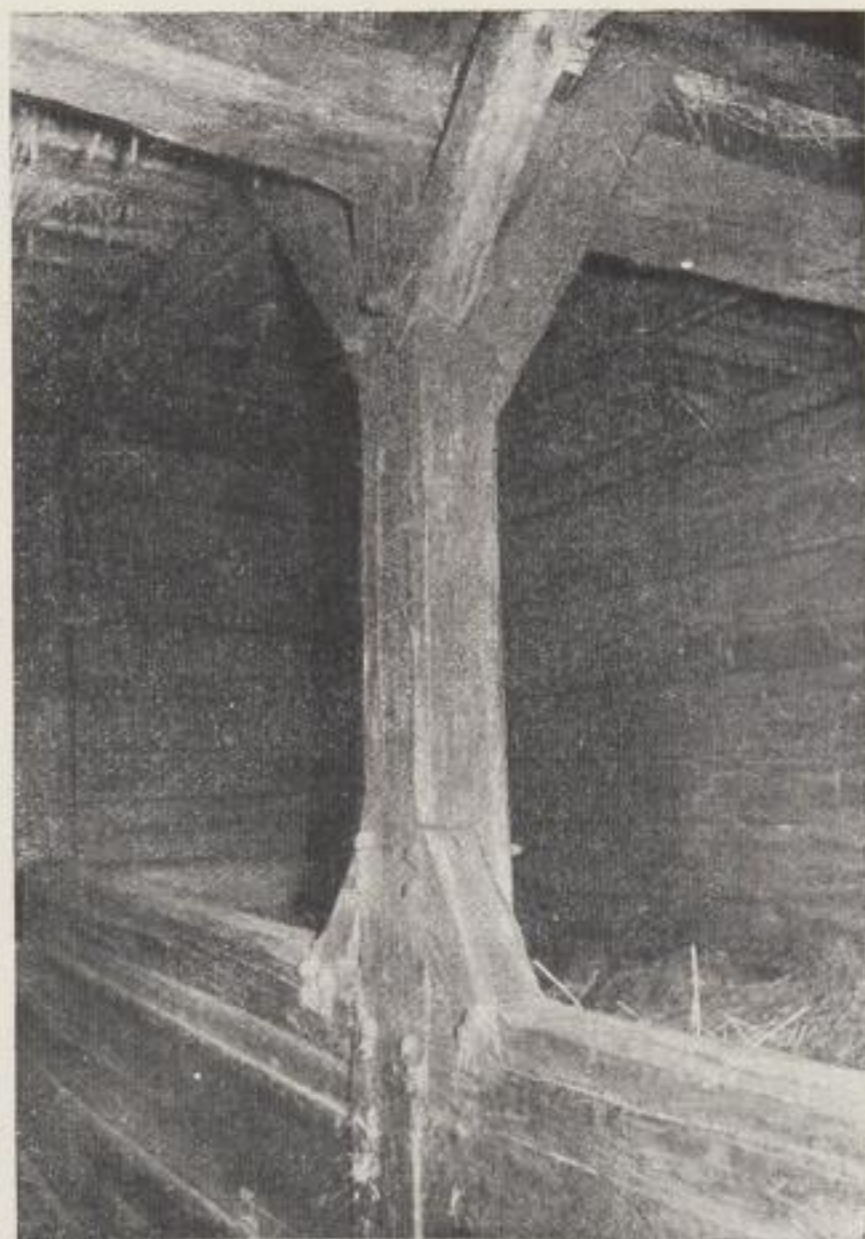


Bild 52: Firstsäule und Bansenwand in der Scheune Klein-Partwitz Nr. 11

⁴⁴ Zelenin (79), S. 35

⁴⁵ Schier (61), S. 386



Bild 53: Schweinestall in Uhyst/Spree, Kreis Hoyerswerda, Parkstraße 1



Bild 55: Schweinestall mit Tordurchfahrt in Crostwitz, Kreis Kamenz, Nr. 70

In der Lausitzer Heide heißt die Scheune obs. bróznja; das etwa 50 m lange Hinterland zwischen dem eigentlichen Hof und der Scheune wird jedoch mit guno (Ly) bezeichnet.⁴⁶ In diesem Zusammenhang sei auf die Bezeichnung obs. na ladach hingewiesen, die aber keine Beziehung mehr zur Scheune hat, sondern nur „wüstes Land“ bedeutet.⁴⁷ Die Klein-Partwitzer Scheune (Tafel 3, Bild 51) mißt 6,95 mal 10,27 m und hat eine 3,80 m breite Tenne = tlo (Ly), eine 2,10 m breite kleine Banse = malka wottalka (Ly) und eine 3,20 m breite große Banse = wjelika wottalka (Ly). Die Scheune ist zum Einfahren eingerichtet, denn

⁴⁶ Černý (10), S. 35 weist gumno auch für die Niederlausitz nach.

⁴⁷ Ein sorbisches Volkslied heißt: „Za našimi hunami, tam puste lada su.“

die Fußschwelle steht nur soviel in die lichte Toröffnung über, wie zur Lagerung des Wendepfostens erforderlich ist (Bild 51). Die Bansewände sind allgemein 1,10 m hoch und werden mit wottalnica (Ly) bezeichnet. Während bei der Lehder Scheune die Deckenbalken über 6,91 m freitragend gespannt sind, werden sie in Klein-Partwitz bei der gleichen Spannweite durch einen Mittelunterzug gestützt (Bild 52). Die vielfach abgestrebte Mittelsäule ist am Unterzug gestoßen und setzt sich darüber als Firstsäule fort.

In der südlichen Oberlausitz sind die Scheunen nicht mehr im Blockbau, sondern meist in Fachwerk mit Füllholz ausgeführt; die Raumfolge wird aber unverändert beibehalten. Während in der Lausitzer Heide der Scheunengarten noch guno heißt, bezeichnet dasselbe Wort in der Oberlausitz die Tenne = obs. huno und in Ab-



Bild 54: Schweinestall in Wendischbaselitz, Kreis Kamenz, Nr. 3

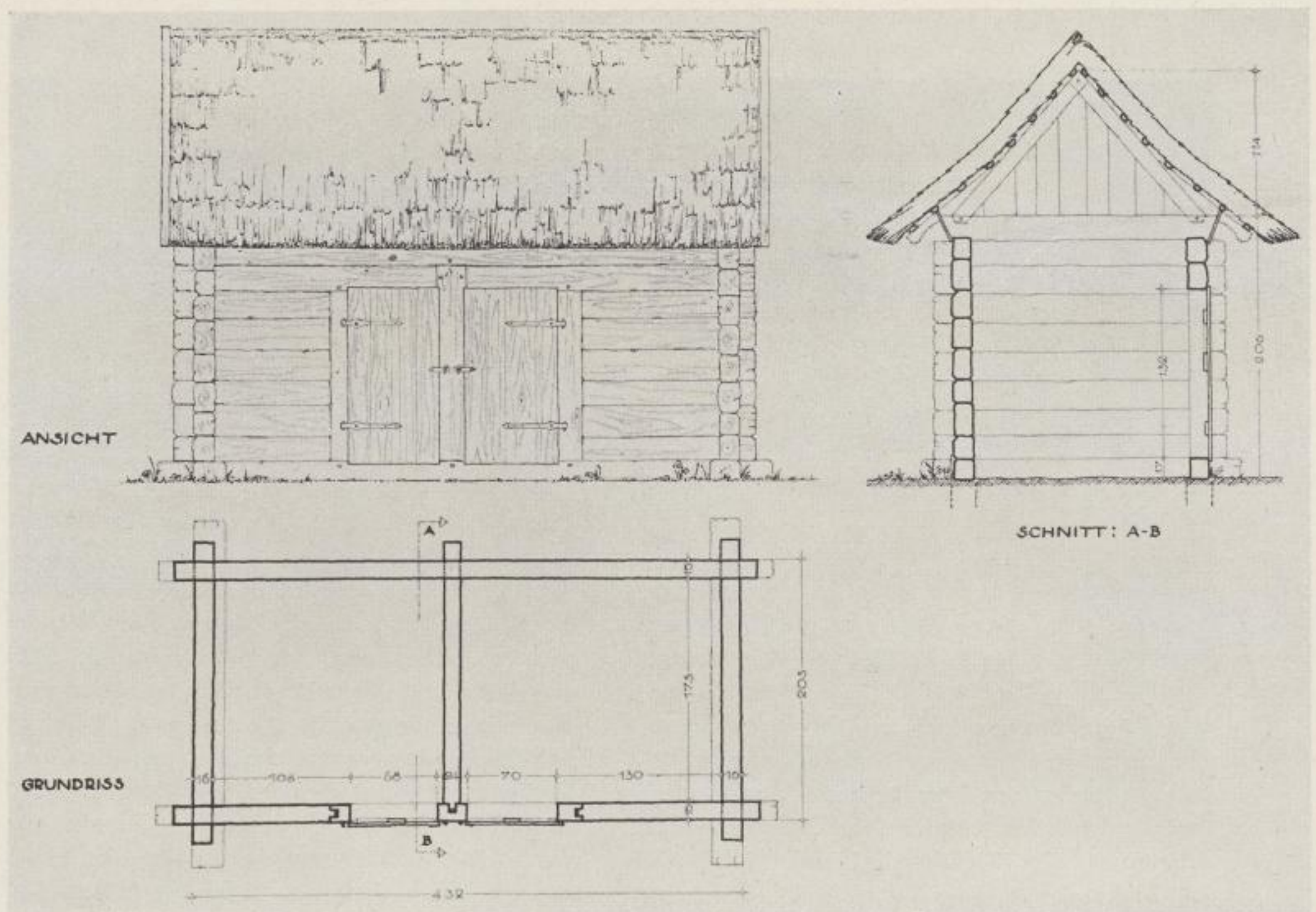


Bild 56: Schweinestall in Lehde/Spreewald Nr. 31

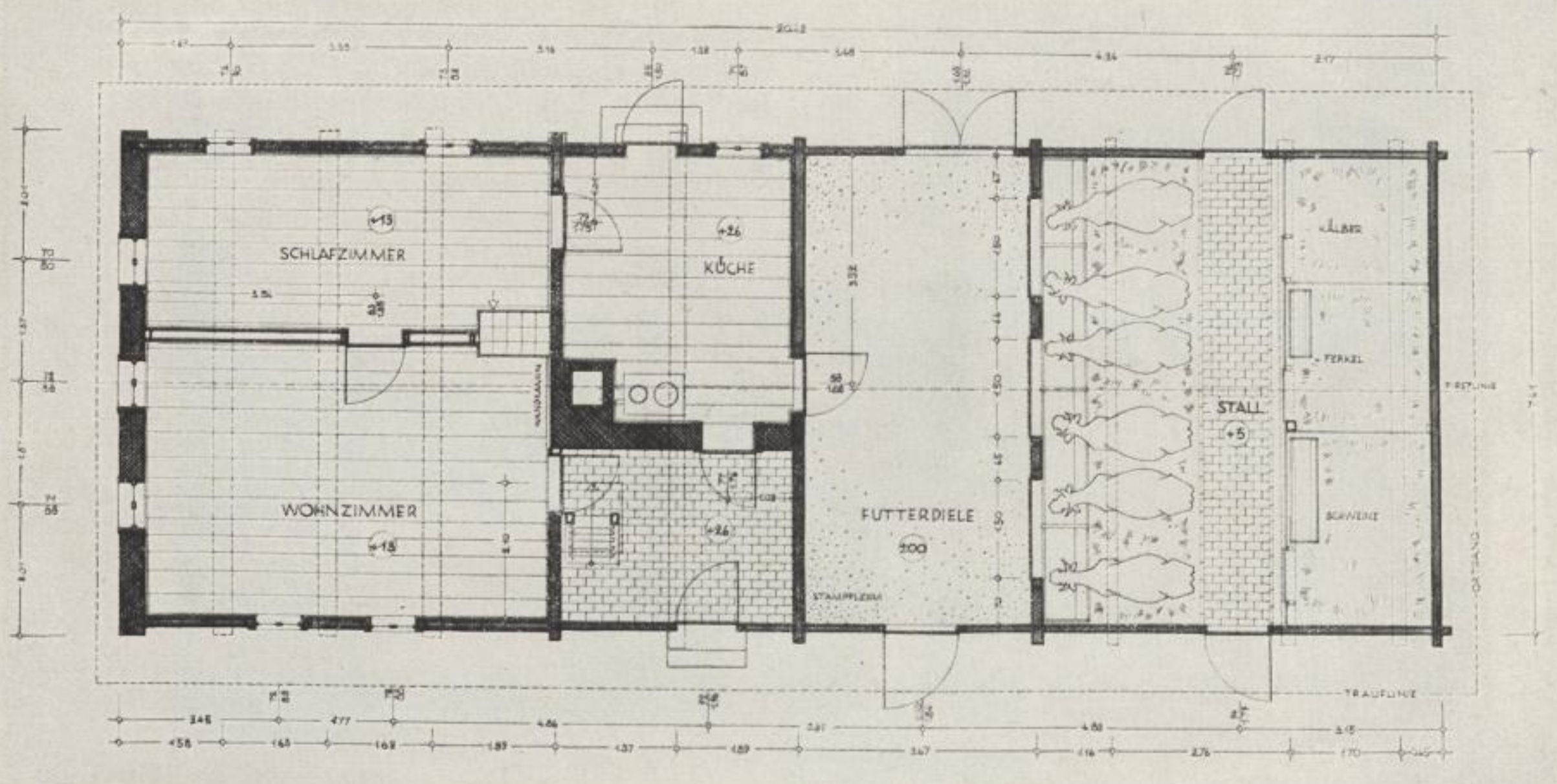


Bild 57: Aufstallung im Wohnstallhaus Lehde/Spreewald Nr. 32



Bild 58: Futterklappen im Wohnstallhaus Burg/Spreewald Nr. 222

hängigkeit davon die Tennenwand = obs. hunjeŋca. Der Raum über dem Tennengebälk heißt obs. přatr.

Die Ställe

Noch heute bezeichnet der Sorbe gern die Ställe mit den Pluraletantum obs. hródže = Kuhstall und obs. chlěwy = Schweinestall. Im Spreewald heißt der Kuhstall nds. krowjeca groź und der Schweinestall nds. swinjeca groź, während in der Lausitzer Heide die Bezeichnung chlěw für alle Stallarten gebräuchlich ist, z. B. husacy chlěw swinjacy chlěw⁹⁸ und konjacy chlěw.⁹⁹ In Sagar bezeichnet man mit chlěw sowohl den Kuhstall als auch den Schweinestall. Die Bezeichnung hródž, die mit obs. zahroda = Garten verwandt ist, deutet darauf hin, daß früher das Vieh nur in einem Pferch untergebracht war. Daraus hat sich bei den Slawen der Umlaufstall entwickelt. In der Lausitz finden wir aber nur den Anbindestall, in dem die Kühe mit einer Kette befestigt sind und daher nur etwa 1 m Standbreite brauchen. Noch deuten aber die sorbischen Benennungen hródže auf das freie Umherlaufen der Tiere, während sich das deutsche Wort Stall von dem einzelnen Stand ableitet.

Tatsächlich sind die ältesten Stallgebäude nur bescheidene Hütten, wie die wenigen noch

erhaltenen Schweineställe bestätigen (Bilder 53, 54 und 55). Während im Oberlausitzer Wohnstallhausgebiet der Kuhstall in der Regel an die Wohnung anschließt, hält man die Schweine auch heute noch gern in kleinen, schuppenartigen Gebäuden. Die Ställe sind kaum manns-hoch und haben gewöhnlich ein Dach mit ungleich hohen Dachtraufen, wie es auch bei Speichergebäuden allgemein angewandt wird (Bild 54). Dadurch gewinnt man über den Ställen noch Raum zur Lagerung von Futter und Geräten. Die Schweineställe sind gewöhnlich 3 m tief und haben 1,50 m breite Buchten, die meist an einem mittleren Futtergang liegen (Tafeln 4 und 14). Jeder Stall hat außerdem ein kleines Türchen für den Auslauf. Im Spreewald werden die Schweine entweder nur in einem notdürftigen Anklapp am Hauptgebäude untergebracht (Bild 9) oder in kleinen Blockhäuschen (Bild 56). Wenn nur eine Bucht vorhanden ist, liegen Eingang und Auslauf an den Giebel-seiten. Diese kleinen Schweineställe haben sich der guten Wärmehaltung wegen bewährt und wurden daher seit Jahrhunderten ausgeführt. Mit den heutigen Schweinehütten hat man diese Einrichtung wieder aufgegriffen. Allerdings muß man bedenken, daß die hervorragende Wärmedämmung einer 15 cm dicken Blockwand durch unsere heutigen Baustoffe nicht erreichbar ist.

Die alten Kuhställe unterscheiden sich nicht viel von den Speichergebäuden (Bild 12). Meist sind die ursprünglichen Blockwände heute durch massive Baustoffe ersetzt worden, aber das Dachgeschoß mit der Galerie ist noch in vielen Fällen erhalten. Früher führte in den Kuhstall gewöhnlich nur eine einzige Tür. Die Kühe standen mit dem Kopf zur gegenüberliegenden Längswand und wurden von hinten gefüttert. Daher diente die Stalltür sowohl zum Einbringen des Futters, selbst wenn eine Futterkammer neben dem Stalle lag, als auch zur Beseitigung des Mistes. Derartige Ställe waren selten tiefer als 4 m. Im Wohnstallhausgebiet der Oberlausitz ist diese Längsaufstallung auch heute üblich. Da hier jedoch die Gebäudetiefen bei 6 m liegen, nutzt man die gegenüberliegende Längsseite oft für Schweinebuchten oder Jungviehställe, wobei dann ein mittlerer Mistgang entsteht. Der Mist wird aber erst bei neueren Anlagen in Richtung des Ganges zum hinteren Giebel hinausbefördert, sonst aber meist auf

⁹⁸ Černý (10), S. 29, aufgezeichnet in Neustadt, Kreis Hoyerswerda.

⁹⁹ aus Mulkwitz

unbequeme Art durch die einzige Stalltür, so daß der Misthaufen mitten auf dem Hof unweit der Stalltür liegt.

Nur im Spreewald bedient man sich der Queraufstallung, bei der von der angrenzenden Futterdiele aus die Tiere durch Futterklappen gefüttert werden können (Bild 57). Unter den Futterklappen liegt die Holzkrippe unmittelbar auf dem Stallboden auf. Zwei oder drei Kühe werden jeweils durch eine Futterklappe gefüttert (Bild 58). Die große Stalltiefe von 6 m teilt sich hier wie folgt auf: 0,60 m Krippe, 1,90 m Standtiefe, 1 m Mistgang, 2,50 m Schweine- und Kälberbucht. Diese Stallbreite ist aber außergewöhnlich, denn meist werden auch im Spreewald die Schweine in besonderen Ställen außerhalb der Gebäude gehalten, so

daß sich der Kuhstall nur auf eine Mindestbreite von 3,5 m beschränken kann, die ausreicht, um 0,60 m Krippe, 2 m Stand und den Mistgang unterzubringen. Der Stallfußboden besteht meist aus einer Ziegelflachsicht, der Mistgang aus Rollschichten, manchmal auch aus Feldsteinpflaster.

Auch bei dem Querstall wird der Mist an der Längsseite des Gebäudes gelagert und ruft besonders im Sommer eine große Fliegenplage hervor. Neuerdings begegnet man diesem Nachteil durch Verlagerung des Stalles an das hintere Gebäudeende, um den Mist zum Giebel hinausfahren zu können (Tafel 4). Auch wenn vom Wohnhaus getrennte Rindviehställe errichtet werden, behält man das gewohnte Prinzip der Queraufstallung mit Kopffütterung bei.

DIE TYPISCHEN KONSTRUKTIONSMERKMALE DER LAUSITZER HOLZBAUTEN

Die Wand

Der Blockbau

Der reine Blockbau ist heute vor allem in der Lausitzer Heide und im Spreewald zu finden. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hielt man fast ausnahmslos an der uralten Technik fest, bei der gebeilte Halbhölzer mit der glatten Seite nach innen und den Waldkanten nach außen verlegt werden und die übereinandergelagerten Enden des besseren Verbandes wegen um etwa 20 cm überstehen. Diese Eckausbildung wird in Süddeutschland mit „Wettkopf“ bezeichnet. Das niedersorbische Wort hierfür heißt „kišina“.

Im Spreewald wurden noch vor wenigen Jahren neue Blockhäuser errichtet, während in allen anderen Gegenden der Wandbaustoff Holz fast völlig durch massive Materialien verdrängt wurde. In der Oberlausitz sind seit etwa 1870 keine Holzhäuser mehr gebaut worden. Die Blockbautechnik hat sich im Spreewald bis in die Gegenwart lebendig erhalten, weil sie gegenüber anderen üblichen Bauweisen folgende Vorzüge aufweist:

1. Ein Blockhaus stellt eine fest zusammengefügte Kiste dar, die als geschlossenes Ganzes keinen anderen Formenänderungen als Schwindbewegungen unterliegt. Diese starre, geschrotene Kiste wird dann an einigen Punkten auf Findlinge gelagert, damit zwischen Grundschwelle (obs. zemnica) und Erdreich eine Lücke verbleibt, die das Abfaulen der Schwelle verhindert (Bild 59). Wenn sich die Findlinge mit der Zeit einsenken, wird die ganze Blockhauskiste gehoben und mit neuen Steinen unterfüttert. Diese punktartige Lagerung der hoch-

liegenden Grundschwelle hatte nicht nur Schutz gegen die aufsteigende Bodenfeuchtigkeit zu bieten, sondern bewährte sich auch bei den alljährlichen Überschwemmungen. Demgegenüber muß bei einem Fachwerkbau die Grundschwelle in ihrer gesamten Länge satt aufliegen und ist daher viel eher der Fäulnis preisgegeben. Würde man aber eine Fachwerkwand auch nur in Abständen von 4—5 m auflagern, dann wäre mit erheblichen Durchbiegungen und Schäden zu rechnen.

2. Ein Blockhaus mit Strohdach hat nur ein geringes Eigengewicht, das den Untergrund so wenig wie möglich beansprucht. Der Bau von massiven Gebäuden ist auf dem sumpfigen Boden des Spreewaldes heute noch mit Schwierigkeiten verbunden.

3. Die hohe Luftfeuchtigkeit des Spreewaldes erfordert eine hohe Wärmedämmung der Außenwand. Diese wird gegenwärtig nur durch eine Holzwand gewährleistet.



Bild 59: Eckauflagerung der Blockwand auf einem Feldsteinfundament in Burg-Kolonie Nr. 155

Eine $1\frac{1}{2}$ Stein dicke Ziegelwand zeigt bereits einen hohen Schwitzwasserniederschlag. Eine 15 cm dicke Holzwand hat etwa die doppelte Wärmedämmung wie eine normale, 38 cm dicke Vollziegelwand. Hierbei ist berücksichtigt, daß bei den Blockbauten die Fugen außerordentlich sorgfältig gedichtet sind und die Wandinnen-seite meist noch mit einem 6 cm dicken Lehmputz überzogen ist.¹

Die große Steifigkeit des Blockhauses ermöglicht es, das gesamte Haus zu versetzen. Hierfür sind genügend Beispiele bekannt. So ist z. B. im Jahre 1897 das Haus Burg-Dorf Nr. 350 von der Stelle Burg-Dorf Nr. 206 umgesetzt worden. In den meisten Fällen darf man jedoch nicht an ein Umsetzen des gesamten Baukörpers denken, sondern nur an den Transport seiner einzelnen Teile.² Aus dem Spreewald sind auch einige Fälle bekannt, wo ganze Blockstuben über geringe Entfernungen verrollt wurden, nachdem die Dachkonstruktion vorher auseinandergenommen war.

¹ Nach DIN 4108 werden die Wärmeleitzahlen von Baustoffen wie folgt angegeben:

Granit $\lambda = 3,0 \text{ kcal/m h}^\circ$

Strohlehm $\lambda = 0,60 \text{ kcal/m h}^\circ$

Lehmwickel mit Stroh auf Holzstaken $\lambda = 0,40 \text{ kcal/m h}^\circ$

Mauerwerk aus Vollziegeln

einschließlich Mörtelfugen $\lambda = 0,68 \text{ kcal/m h}^\circ$

Fichten- und Kiefernholz, lufttrocken, $\lambda = 0,12 \text{ kcal/m h}^\circ$

Kalkmörtel $\lambda = 0,75 \text{ kcal/m h}^\circ$

² Über die ungarischen Schrotholzkirchen berichtet Henning: „Die Einwohner halten zäh an diesen Kirchlein fest. Und wenn die ganze Gemeinde fortwandert, werden sie häufig abgebrochen und mitgenommen.“

Normalerweise bleibt die Blockwand ohne jede weitere Behandlung, so vor allem bei Ställen und Wirtschaftsgebäuden. Bei Wohnstuben ist eine erhöhte Fugendichtung notwendig. Dazu drückt man Lehm in die durch die Wandkanten gebildeten Fugen. Einen zusätzlichen Halt geben kleine Holzkeilchen, die dicht unter den Fugen eingeschlagen sind (Bild 131). Die verstrichene Wandfläche ist vollkommen eben, zeigt aber ein lebhaftes Bild durch das wechselvolle Spiel des schwarzen Holzes mit den weiß getünchten Fugen. Diese Technik ist bei Blockbauten von Nordböhmen bis in den Spreewald zu verfolgen. Im Stubeninnern wird gelegentlich die ganze Wandfläche mit einer 6–8 cm dicken Strohlehmschicht geputzt. Als Putzträger werden ähnlich wie an der Außenseite kleine Holzkeilchen in die Schrotwand eingeschlagen.³ Im Spreewald wird in zunehmendem Maße auch die Außenwand verputzt. Bei Wohnstallhäusern kann man schon von weitem den Wohnteil an seinem Putz erkennen (Tafel 4), der gewöhnlich mit himmelblauer Kalkfarbe gestrichen wird. Dieser Verputz ist werktechnisch nicht abzulehnen, solange er aus dem porösen und elastischen Strohlehm besteht, denn unter dieser Putzhaut kann das Holz noch atmen. Nachteilig wirkt sich jedoch ein auf Ziegeldrahtgewebe angeworfener Kalkzementputz aus, wie er heute allgemein ausgeführt wird. Der Lehmwurf der Außenwand ist vereinzelt auch in der Lauseitzer Heide zu finden (Bild 60). Reine Lehm-

³ So z. B. in Klein-Partwitz Nr. 11 (Tafel 3)



Bild 60: Blockhaus mit Lehmverputz in Weißwasser Nr. 103

Bild 61: Lehmwellerbau in Weißwasser Nr. 99



wellerbauten gehören allerdings zu den Ausnahmen (Bilder 32 und 61). Die Wände aus Stampflehm erreichen hier Dicken von 1 m im Mittel.

Es ist schwierig, die Verbreitung der reinen Blockbauweise in der Lausitz zu erfassen, denn reine Blockhäuser, die mit Ausnahme der Fenster- und Türstiele nur waagerecht liegende Bohlen verwenden, sind verhältnismäßig selten und gehäuft nur im Spreewald anzutreffen. In der Lausitzer Heide treten sie nur spurenhafte in Rohne, Sagar, Muskau und Uhyst auf. Auch herrscht keine Einheitlichkeit zwischen den einzelnen Bauwerken eines Gehöfts. In der Lausitzer Heide ist es allgemein üblich, nur Ställe und Scheunen im Blockbau zu errichten, während das Wohnhaus, zumindest im Bereich der Stube, zwar auch aus Blockwänden besteht, jedoch am Giebel ein Umgebände erhält. Wenn die wenigen Lehmwellerbauten außer acht gelassen werden, so tritt als typische Erscheinung des Lausitzer Hauses die geschrotene Wohnstube auf, ohne Rücksicht darauf, ob es sich um ein- oder mehrgeschossige Bauten oder um die verschiedenen Modifikationen des Umgebändes handelt. Demzufolge kann die gesamte Lausitz dem Blockbauggebiet zugeordnet werden. Die Blockbautechnik ist in Skandinavien, in ganz Osteuropa mit Ausnahme des südrussischen Lehmbaugbietes und in den Ost- und Westalpen heimisch. Aus verschiedenen Nachrichten wird offenkundig, daß selbst in Landschaften, die heute reine Gebiete des Fachwerkbaus sind,

früher der Blockbau geherrscht hat. Mit Recht bezeichnet Rhamm den Bohlenständerbau als eine Übergangsform des Blockbaus zum Fachwerk. Dieser Bohlenständerbau war nicht nur in Jütland, sondern auch in den Heidestrichen zwischen Weser und Elbe verbreitet,⁴ und zwar besonders bei alten Speichern (spiker). Auch das Schwarzwaldhaus zeigt die Bohlenständerkonstruktion, beim alemannischen Bundbau reduziert sich die Bohlenfüllung auf die halbe Dicke der Bundständer. Am Federsee ist der Blockbau schon in der spätbronzezeitlichen Wasserburg Buchau bekannt.⁵ In Biskupin (Polen) sind sowohl Blockbauten als auch Bohlenständerbauten zur Zeit der Lausitzer Kultur (Bronzezeit) nachgewiesen. Die heutige Westgrenze des Umgebändehauses liegt im Geraer Holzland.

Dieses gewaltige Verbreitungsgebiet des Blockbaus, das eigentlich nur einen Teil Mittel- und Norddeutschlands einschließlich der Ostseeküste ausläßt, ist nicht etwa einem „Kulturkreis“ zuzuschreiben, sondern ist pflanzengeographischen Ursprungs. „Nur in Gegenden mit vorwiegendem Nadelholz kann es zur Entwicklung eines reinen Blockbaues kommen, der einer großen Zahl längsstämmiger, geradegewachsener Baumstämme bedarf.“⁶

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß sich das Gebiet des Blockbaues unge-

⁴ Rhamm (57), S. II. 1., S. 516

⁵ Reinerth (55)

⁶ Schier (61), S. 109

fähr mit dem heutigen Verbreitungsgebiet der Waldkiefer und der Grauerle deckt⁷ (Bilder 7 und 8). Im gesamten Lausitzer Raum dient Kiefernholz als bevorzugtes Baumaterial, nur im Spreewald wird gelegentlich Erle verwendet.

Der Blockbau mit Giebelumgebinde

Das Giebelumgebinde (Tafel 3, Bilder 62 und 63) steht in enger Beziehung zur Giebelvorlaube. Zur Beurteilung dieser Bauform ist es notwendig, auf die Entwicklung der Vorlaube hinzuweisen. Auffallend ist ihre Verbreitung in Ostdeutschland und Polen. Die ertümlichsten Formen sind dadurch gekennzeichnet, daß zwischen Giebelumgebinde und Hauswand ein breiter Vorraum entsteht, der bei nebeneinanderstehenden Häusern einen Laubengang bildet. Beispiele dieser Bauweise sind die Häuser der Grublicher Straße in Mittelwalde und die sogenannten Zwölf-Apostel-Häuser in Chruszczów (Oberschlesien).⁸ Die Lauben sind besonders für die schlesischen Städte, die teilweise schon



Bild 62: Giebelumgebinde in Naundorf, Kreis Calau, Nr. 4

im 13. Jahrhundert gegründet wurden, charakteristisch, so in Jelenia Góra, Lubań (= Laube) und Görlitz.

Plümecke weist den Zusammenhang mit den italienischen Laubengängen zurück und spricht mit Rhamm der Vorlaube nord- und ostgermanischen Ursprung zu.⁹ Daß die Vorhallen im schlesischen Raum nicht durch westdeutsche Kolonisten eingeführt worden sein können, geht

⁷ Bertsch (6), S. 27, 67

⁸ Die Häuser in Chruszczów sind bereits im zweigeschossigen Ständerbau errichtet.

⁹ Plümecke (53), S. 35



Bild 63: Giebelumgebinde in Niederprauske, Kreis Weißwasser, Nr. 28

daraus hervor, daß in Legnica bereits 1344 Verordnungen erlassen wurden, um die Lauben abzuschaffen.¹⁰

Ein charakteristisches Verbreitungsgebiet der Vorlaube ist Litauen und Nordostpolen. Die masurenischen Häuser mit Giebelumgebinde sehen den Blockhäusern der Lausitzer Heide zum Verwechseln ähnlich (Bild 64).¹¹ An litauischen Kleten kommen Längslauben vor. Im Weichsel-Nogat-Delta sind die Vorlauben auch bei Kolonistenhäusern allgemein angewandt¹² und ursprünglich unter dem Namen „Löwing“ bekannt.¹³ Hunziker hat Vorhallenhäuser in Tessin festgestellt, die geräumige Giebelvorlauben haben. Sirelius hat das Vorhallenhaus als gängigen Bautyp der finnischen und obugrischen Völker nachgewiesen.¹⁴ Henning bringt Beispiele aus Norwegen, und zwar Giebelvorlauben aus dem südlichen Norwegen und Längslauben aus der Gegend um Gudbrandsdalen.¹⁵ In Polen ist die Vorlaube unter dem Namen przylap und in Mähren unter žudr bekannt. Giebel- und Längslauben sind auf dem Balkan, besonders in Rumänien, weitverbreitet und typisch für die dortige Baukunst.

Als Laube pflegt man allgemein auch den Vorraum der Wohnstube (Flur) zu bezeichnen, wenn dieser keine Feuerstelle aufnimmt. So

¹⁰ Plümecke (53)

¹¹ Dethlefsen (13), S. 39

¹² Kloeppel (33)

¹³ Kulke (37)

¹⁴ Schier (61), S. 162

¹⁵ Henning (26)



Bild 64: Giebelumgebinde in Brannitz bei Muskan

führen die Vorräume der ostalpinen Rauchstuben die Bezeichnung „Labn“ bei den Deutschen bzw. „loupa“ bei den Slowenen.¹⁶ In der Zips ist der Name „Leib“, in Siebenbürgen „Lef“ bekannt.¹⁷ Auch bei der russischen „izba so svjazju“ hat die seni halboffenen, laubenartigen Charakter.

Die gewaltige Verbreitung der Vorlaube schreibt Schier dem nord-osteuropäischen Kulturkreis zu und hält die Annahme für wahrscheinlich, daß das rechteckige Vorhallenhaus am Ende der jüngeren Steinzeit durch „nordische und indogermanische“ Ströme an das Ägäische Meer und nach Oberitalien gelangte und zur Grundlage der klassischen Architektur wurde.¹⁸

Dem ist folgendes entgegenzuhalten:

1. In der Jungsteinzeit sind mehrzellige Häuser im gesamten europäischen Raum bekannt, so z. B. im Moordorf Taubried am Federsee, wo das Vorhallenhaus bei der Entwicklung zur Zweizelligkeit seine Vorlaube verliert.¹⁹ Spätere bronzezeitliche Ausgrabungen zeigen durchweg Mehrzelligkeit, wie z. B. Buch bei Berlin und Biskupin (Polen).

2. „Für die oberitalienischen Laubengänge, insbesondere für die Bolognas hat Sulze nachgewiesen, daß diese auf die alte römische Holzbauweise zurückzuführen sind, daß man einfach, um bei der dichten Bebauung der damali-

gen Städte Raum zu gewinnen, die Häuser nach der Straße hin erweiterte, eine Erscheinung, die, wenn auch in anderer Form, bei einer großen Anzahl mittelalterlicher Städte Deutschlands zu finden ist.“²⁰ Daraus ist ersichtlich, daß hier bestimmte örtliche Bedingungen zur Entwicklung der Laube geführt haben.

3. Das Auftreten der Laube deckt sich mit dem alten Blockbaugebiet. Dieses Zusammentreffen ist nicht zufällig, denn der urtümliche Blockbau besteht aus einzelligen Gebäuden. Die Herstellung größerer Gebäude ist nur durch Aneinanderreihen mehrerer Einzelelemente möglich.²¹ Als das Bedürfnis nach einem geschützten Vorraum entstand, hat man den einzelligen Blockhäusern, die meist Wohnstuben waren, Vorhallen angefügt, die vorerst nur in losem konstruktivem Zusammenhang mit dem Kernbau standen.

Den in der Lausitz häufig vorkommenden dreiteiligen Hausgrundriß: Stube, Flur und Kammer bezeichnet Schier als Wohnspeicherhaus, weil diese Bauform aus einem zweizelligen Vorhallenhaus, bestehend aus Stube und Vorhalle, durch Anfügen eines Speichers (Gaden) entstanden sein soll. Durch diese Verschmelzung ist die Vorhalle zum Flur und der Gaden zur

²⁰ Plümecke (59), S. 45

²¹ Bancalari erkennt dieses Prinzip beim Tiroler Haus, s. inem Achsenentyp, indem er schreibt: „Man sieht, wie die 4 Blockwürfel des Wohnhauses wie ein selbständiges Gebäude in den weiten überdachten Raum hineingebaut sind.“

¹⁶ Geramb (17)

¹⁸ Schier (61), S. 162

¹⁷ Bhs. i. Ö. u. U. (12)

¹⁹ Reinerth (55)

Kammer geworden. Rhamm nennt diese Bauform Doppelhaus.

Da Eilert Sundt die Einbeziehung der Gaden bei norwegischen Wohnhäusern genau verfolgt hat und auch die Ostslawen seit dem 12. Jahrhundert die klet' mit der izba zu einer izba so svjazju verbanden,²² kann man annehmen, daß auch die Wohnspeicherhäuser der Lausitzer Heide und des Spreewaldes durch einen derartigen Verschmelzungsprozeß entstanden sind. Dieser Vorgang ist aber nirgends mehr festzustellen, obwohl auch noch zweizellige Häuser bestehen (Bild 11). Verschiedene Erscheinungen deuten jedoch darauf hin, daß das dreizellige Wohnspeicherhaus durch Aneinanderücken zweier Systeme entstand. Am deutlichsten wird dieses Prinzip bei dem Haus in Lehde Nr. 23 (Tafel 5) sichtbar, wo die beiden Stuben einschließlich der Dachkonstruktion jeweils in sich geschlossene Konstruktionsböcke darstellen, bei denen sogar die Bundseiten der Dachbinder an den Außenseiten liegen, d. h. bündig mit Außenkante Giebelwand und mit Innenkante Flurwand. Das gleiche Prinzip der Zusammenfügung verschiedener, in sich geschlossener Konstruktionsböcke ist auch auf Tafel 4 ersichtlich. Über dem Flur hat der große Schornstein hauptsächlich zum fast völligen Verzicht auf den Dachstuhl beigetragen, während das Fehlen des Dachstuhles über der Tenne (Bild 4) nicht ohne weiteres erklärbar ist. Die Forderung nach Holzeinsparung dürfte in der damaligen Zeit noch keine Rolle gespielt haben.

Daß der Speicher zur Entstehung des Wohnspeicherhauses beigetragen hat, läßt sich in den Lausitzer Häusern nicht beweisen. Der umstrittene dritte Raum führt meist die Bezeichnung Kammer = obs. komora (von dt. Kammer), dient aber in Wirklichkeit zur Aufbewahrung von Milch, Brotteig, alten Kleidern und dergleichen. Der Fußboden der Kammer besteht im Gegensatz zur Wohnstube aus Stampflehm, so in Klein-Partwitz (Tafel 3). Eine höhere Entwicklungsstufe stellt die Nutzung der Kammer als zweite Wohnstube (meist Auszüglerstube) dar (Tafel 5), wobei sich die Feuerstätte vom Vorgelege zur Schwarzen Küche verändert.

Im Gegensatz zu dem Wohnspeicherhaus, das durch nachträgliche Verschmelzung des alten Vorhallenhauses mit einem Speicher entstanden ist, soll die Dreigliedrigkeit des Wohnstallhauses (Stube, Flur, Stall) durch innere Teilung entstanden sein.²³

Die Erklärungen für die Entstehung des Wohnspeicherhauses geben allerdings keine Auskunft darüber, warum nach stattgefundenem Verschmelzungsprozeß die Giebelvorlaube dennoch erhalten blieb. Offenbar wollte man sich von der alten Vorhalle nicht trennen und hat diese nunmehr, wenn auch in verkleinerter Form, am anderen Wohnhausgiebel angeordnet.

Die weite Verbreitung der Giebelvorhalle im Blockbaugbiet deutet darauf hin, daß sie hier bereits vor der deutschen Kolonisation des Mittelalters bestanden hat. In keinem Fall ist die Übertragung dieses Konstruktionsteiles aus dem Westen nachzuweisen, weder für die schlesischen Laubenhäuser, wie schon erwähnt wurde, noch für die nordostpolnischen Gebiete. Rhamms Annahme, holländische Siedler hätten die Giebelvorlaube nach dem Osten gebracht, wurde bereits durch Kloeppel²⁴ widerlegt.

Franke weist darauf hin, daß sich die Umgebinderkonstruktion aus verschiedenen Notstützungen zur Sicherung der Standfestigkeit entwickelt haben kann, die er bei vielen eingeschossigen schlesischen Blockhäusern beobachtet hat.²⁵ Diese Sicherungsmaßnahmen waren in dem von Franke untersuchten Gebiet besonders vonnöten, weil hier die Blockbalken nicht dicht aufeinander geschroten, sondern in Zwischenräumen von 1—1,5 cm verlegt wurden.

Das Umgebinder stellt eine verbesserte Konstruktion gegenüber dem üblichen Blockbau dar, da es die gleichzeitige Verwendung stehender und liegender Hölzer in derselben tragenden Wand vermeidet und die tragende Funktion nur den stehenden Hölzern zuweist, während die waagrecht liegenden Bohlen nur den vor Kälte schützenden Raumabschluß bilden. Durch diese klare Trennung der Aufgaben werden ungleichmäßige Setzungen vermieden. Bei den Blockbauten, wo aufrecht stehende und liegende Holzteile gemeinsam angewendet werden, ist die Gefahr der unterschiedlichen Setzung vorhanden, weil das Holz längs und

²² Niederle (49), S. 749

²³ Schier (61), S. 160

²⁵ Franke (14), S. 37

²⁴ Kloeppel (33), S. 136



Bild 65: Stützgerät vor der Blockstube in Halbendorf, Kreis Weißwasser, Nr. 34

quer zur Faser verschieden stark schwindet. Je feuchter das Holz ist, umso größer sind die Schwindmaße, deshalb sollte nur trockenes und abgelagertes Holz verwendet werden. Da jedoch Holz über Jahre hinaus schwindet, sind in jedem Falle die Verbindungen so auszubilden, daß Formänderungen aufgenommen werden können, ohne das ganze Haus zu schädigen.

Das Schwindmaß längs der Faser (β_l) beträgt bei Holz mit 10 % Feuchtigkeit 0,2—0,4 %. Keylwerth gibt das Verhältnis von Tangentialschwindung β_t (in Richtung der Jahresringe) zur Longitudinalschwindung mit $\beta_t/\beta_l = 23$ an. Die Radialschwindung (senkrecht zu den Jahresringen) ist etwas geringer als die Tangentialschwindung. Für Nadelhölzer im Frühholz gilt

nach Kollmann²⁰ das Verhältnis $\frac{\beta_t}{\beta_r} = 2,33$ und im Spätholz $\frac{\beta_t}{\beta_r} = 1,25$.

Durchschnittlich schwinden also liegende Holzteile fünfzehnmal stärker als stehende. Deshalb vermeiden die ältesten Blockbauten nach Möglichkeit aufrecht stehende Hölzer. Für Fenster werden nur kleine Löcher eingeschnitten. Die Türen sind kaum 1,50 m hoch. Um eine hohe Steifigkeit des Blockbaugesüges zu gewährleisten, werden die Öffnungen möglichst weit von den Ecken eingeschnitten. Alle stehenden Hölzer müssen mit „Luft“ eingepaßt sein, die bei geschoßhohen, etwa 2 m langen Stielen mindestens 10 cm betragen muß. Wird das nicht beachtet, setzt sich die Wand ungleichmäßig. Bei den Lausitzer Blockhäusern sinken oft die Dachtraufen nach beiden Giebeln zu ab, was wohl vor allem durch die in der Gebäudemitte liegenden Türpfosten und den gemauerten Rauchschlot begründet ist, die keine Setzungen zulassen, während die nur durch kurze Fensterstiele unterbrochenen Blockwände am Giebel beträchtlich schwinden.

Um diesem Nachteil wenigstens bei der Wohnstube zu begegnen, hat man dort am Giebel ein Stützgerüst, „ein Umgebinde“, aufgestellt. Späterhin dehnte man das Stützgerüst auch auf die Längsseite aus (Bild 65).

²⁰ Kollmann (34), S. 419

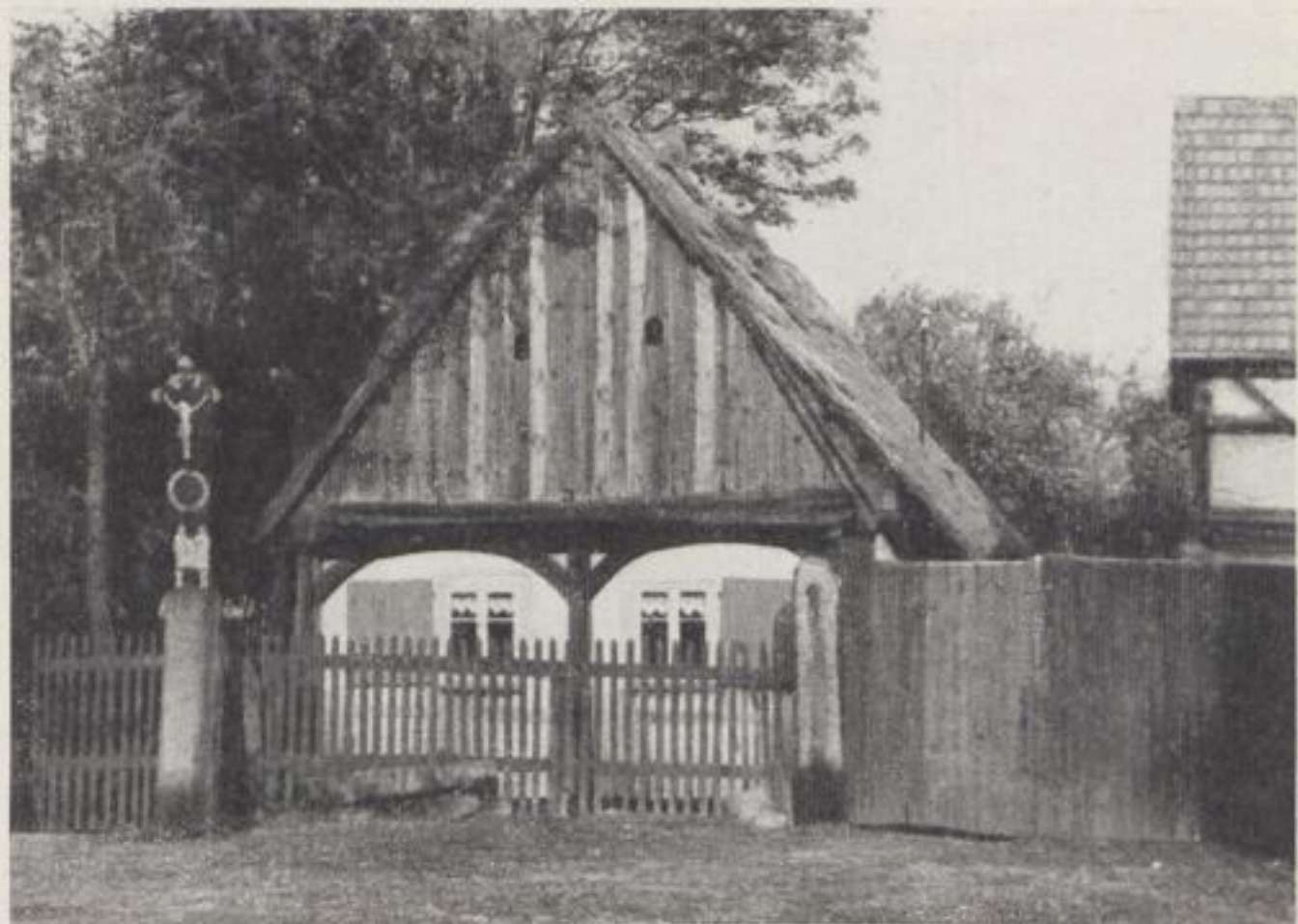


Bild 66: Giebelumgebinde in Saarlau, Kreis Hoyerswerda, Nr. 15



Bild 67: Ausgemauertes Giebelumgebinde in Kringelsdorf, Kreis Hoyerswerda, Nr. 4

Die Säulen des Giebelumgebines stehen nach Möglichkeit auf den vorspringenden Grundschweller, um einen besseren Halt mit dem Gesamtgefüge des Hauses zu erreichen. Dieses Prinzip wirkt sich sogar in der Gestaltung aus. Von der Stube ist, wie später beschrieben wird, der etwa 1,80 m breite Schlafwinkel abgetrennt. Um die mittlere Umgebinesäule auf die Grundschwelle dieser Trennwand zu setzen, ordnet man die Säule außermittig an (Bild 64). Wo die Stube die gesamte Hausbreite einnimmt, ist nur ein einziges Umgebinde vorhanden (Tafel 3), oder das Giebelfeld wird gleichmäßig durch Umgebinesäulen aufgeteilt (Bild 66).

Bei den höchstens 14 m langen Wohnspeicherhäusern ist die gesamte Außenwand aus ganzen Stämmen einheitlich im Blockbau hergestellt.

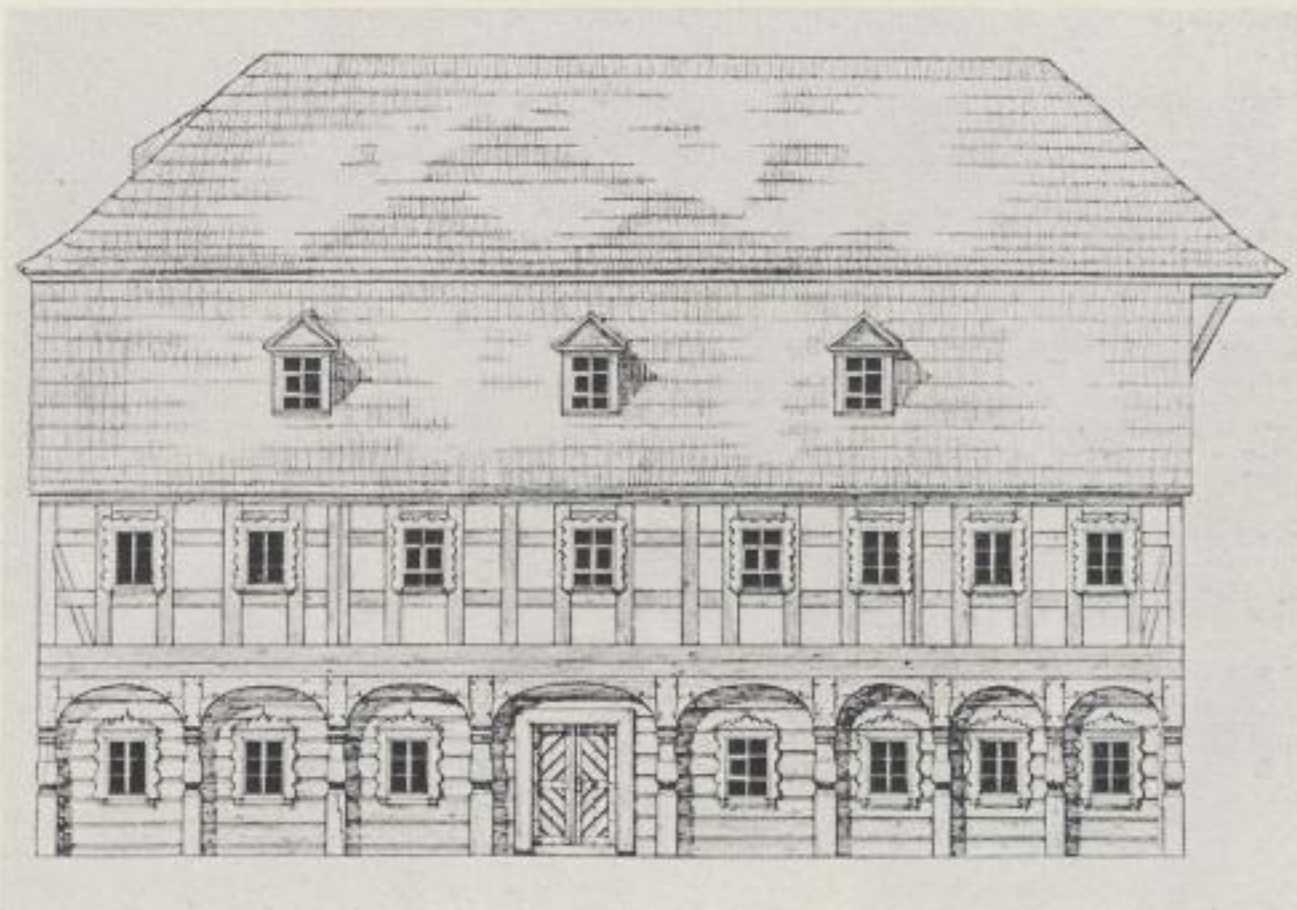
Zwangen kurze Bohlenlängen auch bei diesen kleinen Gebäuden zum Balkenstoß, zapfte man die Bohlenenden von beiden Seiten in die durchgehenden Nuten eines Stiels ein (Tafel 3). Die Wohnstube, deren Länge etwa 6 m beträgt, wurde jedoch stets mit einer Bohlenlänge geschroten. Bei Anordnung eines Giebelumgebines war der wichtigste Gebäudeteil, die Stube, konstruktiv gesichert. Nur an Flur und Kammer konnten jetzt noch Verformungen auftreten. Zur Beseitigung diesen Mangels erhielten Flur und Kammer meist Fachwerkwände. Die Schrottholz wand blieb nur auf die Wohnstube beschränkt, weil dort eine gute Wärmedämmung gefordert war.

Das Giebelumgebinde scheint nur bei eingeschossigen Bauten aufzutreten, wie die Beispiele aus der Lausitz, dem Vogtland, Nordostpolen und Oberschlesien bestätigen. In den meisten Fällen überspannt nur ein einziges Joch den gesamten Giebel; denn die Auflagerkräfte der Fußrahme des Dachstuhls gehen ja unmittelbar in die Umgebinesäulen über, und der Riegel hat nur das Eigengewicht des Giebels zu tragen. Seine freie Länge wird durch Kopfbänder verkürzt. Bei zwei Jochen sitzt der mittlere Stiel entweder unter dem First (Bild 66) oder außermittig (Bild 64). Drei Joche kommen nur bei großen Gebäudetiefen vor (Bild 67) und sind im allgemeinen sehr selten anzutreffen. Die für die sorbischen Gebiete typische Umgebinesform beschränkt sich auf höchstens zwei Öffnungen (Bild 66).



Bild 68: Erdgeschossiges Umgebinde in Schönbach, Kreis Löbau

Bild 69: Erdgeschossiges Umgebände mit Fachwerkobergeschoß, „Alte Mangel“, in Ebersbach, Kreis Löbau



Das erdgeschossige Umgebände

Mit erdgeschossigem Umgebände wird eine Konstruktion bezeichnet, bei der das Stützgerüst nicht nur am Giebel, sondern auch an der Längsseite des Gebäudes steht. Die Säulen dieses Umgebändes sind immer erdgeschossig, d. h. bei eingeschossigen Bauten tragen sie das Fußrahm des Dachstuhls, bei zweigeschossigen Bauten tragen sie die gesamte Außenwand des Obergeschosses, wobei ausdrücklich betont wird, daß sowohl Erdgeschoß als auch Obergeschoß selbständig abgebundene Systeme darstellen (Tafeln 17 und 1). Das erdgeschossige Umgebände tritt in verschiedenen Erscheinungsformen auf. Die ursprünglichste Form ist wohl auch hier das eingeschos-

sige Wohnstallhaus oder Wohnspeicherhaus, bei dem nur die Wohnstube in Bohlen geschroten ist und ein Umgebände erhält, während die anderen Gebäudeteile, wie Flur und Wirtschaftsteil, in Fachwerk hergestellt sind (Bild 68). In einer späteren Entwicklungsstufe, besonders dort, wo zwei gleichwertige Stuben an einen Flur angebunden sind, erhalten oft alle Gebäude-seiten Umgebände (Bild 69). Obergeschosse werden in der Lausitz grundsätzlich in Fachwerk errichtet. Das Blockbauobergeschoß ist demgegenüber typisch für Nordböhmen. Als letzter Ausläufer dieser nordböhmischen Bauart ist ein zweigeschossiges Haus in Hinterhermsdorf (Sächsische Schweiz) zu nennen, das im Wohnteil ein erdgeschossiges Umgebände besitzt, während Stallteil und Obergeschoß einheitlich in Blockbau durchgeführt sind.²⁷

In den Gebieten um Bautzen und Kamenz bleibt das Umgebände nur auf die Wohnstube beschränkt (Bild 70), der Wirtschaftsteil und das Obergeschoß sind gewöhnlich in Fachwerk hergestellt. An diesem Wechsel in der Konstruktion kann nicht der Holzmangel schuld sein, weil für den Wirtschaftsteil überwiegend der Bohlenständerbau angewandt wurde, der genau so holzverschwendend wie der Blockbau ist. Bei dieser Anordnung ist jedoch die tragende Funktion der Erdgeschoßwand einheitlich stehenden Hölzern zugeordnet.



Bild 70: Erdgeschossiges Umgebände der Wohnstube mit Fachwerk im Wirtschaftsteil und Obergeschoß, Laske, Kreis Kamenz, Nr. 6

²⁷ Fiedler (16), S. 58



Bild 71: Zweigeschossiger Ständerbau mit ausgemauertem Erdgeschoß in Soritz, Kreis Bautzen

Das erdgeschossige Umgebinde tritt uns heute meistens in der korbbogenartigen Riegel- und Kopfbandgestaltung entgegen, die vieles Gemeinsame mit der Form steinerter Arkaden hat. Hierbei handelt es sich aber um eine späte Entwicklungsstufe, bei der das Kopfband zur Knagge reduziert ist. Ältere Umgebinde zeigen einfache, derbe Formen mit unter 45° verlaufenden Kopfbändern.

*Das Umgebinde
des zweigeschossigen Ständerbaus*

Diese Form ist in der Lausitz als altertümliche Bauweise bekannt (Tafeln 2 und 17) und wird

gelegentlich als „unechtes Umgebinde“ bezeichnet. Dieser Ausdruck erscheint jedoch unsachlich, da er über den wahren Charakter der Konstruktion nichts aussagt und außerdem im Widerspruch zur historischen Entwicklung steht, denn viele Umgebinde des zweigeschossigen Ständerhaus sind nach den derben Formen zu urteilen älter als das erdgeschossige Umgebinde. Franke hat diese Konstruktionsweise erstmalig eingehend untersucht. Er bezeichnet sie als „zweistöckiges Umgebinde“ im Gegensatz zum einstöckigen Umgebinde und Kniestockumgebinde. Alle Umgebindearten faßt er unter „Säulenhäuser“ zusammen und schreibt ihre Herkunft ohne stichhaltigen Nachweis den Ostger-



Bild 72: Ständerkonstruktion an einer Scheune in Crostwitz, Kreis Kamenz



Bild 73: Eingeschossiges Fachwerkhaus in Deutschbaselitz, Kreis Kamenz, Nr. 18



Bild 74: Eingeschossiges Fachwerkhaus in Schadendorf, Kreis Weißwasser



Bild 75: Erdgeschossiges Umgebände des Wohnteils mit Fachwerkobergeschoß. Die Blockstube ist bereits durch Mauerwerk ersetzt worden. Crostwitz, Kreis Kamenz

manen zu. Seine Theorie gipfelt in dem Satz: „Der griechische Tempel und der indogermanische Holzbau des Ostens unterliegen ein und denselben rassistischen Bildungsgesetzen.“²⁸ Franke erkennt aber richtig, daß Beziehungen zwischen allen Vorlaubenhäusern und den verschiedenen Umgebändearten bestehen. Er hat ferner eine Entwicklungsreihe vom zweigeschossigen zum eingeschossigen Umgebände aufgestellt und auf die Bedeutung der Dachstühle für die Klassifizierung der Säulenhäuser hingewiesen. Der ostgermanische zweigeschossige Säulnbau, für den er das früheste, datierbare Beispiel aus dem Jahre 1578 erbringt,²⁹ soll unter dem Einfluß westdeutscher Bauepflogenheiten zum geschoßweise abgebandenen Umgebände degeneriert sein. Im 18. Jahrhundert habe man die Überblattungen, die allein die Ausbildung des Hängefachwerks ermöglichen, aufgegeben und das gewöhnliche Standfachwerk mit Zapfenverbindungen übernommen.³⁰

Der zweigeschossige Ständerbau bildet die Obergeschoßwand als Gitterträger aus, der normalerweise aus einem Obergurt, der auch Korbrähm³¹ genannt wird, und einem Untergurt, einem Riegel sowie den Verstrebungen besteht, und spannt freitragend bis zu 8 m zwischen den Säulen.³² Die Hängefachwerke tragen die gesamte Dachlast (Tafel 17), nicht aber die Decke der Wohnstube im Erdgeschoß, die bei dieser Konstruktionsweise auf den Schrotwänden aufliegt.

Diese eigentümliche Bauweise ist nur in der Lausitz und in Schlesien zu finden und hat bei weitem nicht die Ausdehnung erreicht wie das erdgeschossige Umgebände. Der zweigeschossige Ständerbau tritt heute kaum über die am Gebirgsrand verlaufende Straße Dresden-Görlitz hinaus. Bild 71 zeigt eines der Beispiele, die am weitesten nach Norden vorgedrungen sind. Allerdings sind typische Konstruktionsglieder dieser Bauweise noch weiter verbreitet. Eine Scheune in Crostwitz z. B. zeigt in ihrem Wandaufbau 4 m lange Stiele, die mit Kopf- und Fußstreben nach Art der zweigeschossigen Ständerbauten mit Hängefachwerken verbunden sind

²⁸ Franke (14), S. 146

³⁰ Franke (14), S. 117

²⁹ Franke (14), S. 74

³¹ Franke (14), S. 57

³² In der Lausitz ist die Bezeichnung „Korb“ für das Obergeschoß üblich, demzufolge heißt die Obergeschoßschwelle auch Korbschwelle und das Obergeschoßbrähm auch Korbrähm.



Bild 76: Dorfschmiede mit Fachwerk und Krüppelwalm in Come-
rau bei Klix, Kreis Bautzen

(Bild 72). Die typischen Lausitzer Dachstühle zeigen Längsverbände, die sich eines ähnlichen Schemas bedienen (Tafeln 2, 3, 4, 5). Die kreuzweise überblatteten Kopfbänder werden allgemein als Doppelreiter bezeichnet. Trotz dieser verwandten Konstruktionen wird wohl das Hängefachwerk früher kaum einen größeren Ausbreitungsbereich als heute gehabt haben, was einmal damit begründet werden kann, daß die frühesten Beispiele dieser Ständerbauten erst aus dem 16. Jahrhundert datierbar sind und sich andererseits diese Bauweise durchaus nicht auf Rückzugsgebiete beschränkt, da sie noch bis in das 19. Jahrhundert hinein angewandt wurde. Auch haben diese Firstsäulendachbinder viele gemeinsame Konstruktionsteile mit den Dachstühlen der mittelalterlichen Kirchen Ostdeutschlands. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß der mittelalterliche Kirchendachstuhl Ostdeutschlands in vereinfachter Form auf das Bauernhaus übertragen wurde und auch bei der Ausbildung der Hängefachwerke Pate gestanden hat.

Der Fachwerkbau

Im Verbreitungsgebiet des Blockbaus ist die Fachwerkwandkonstruktion sofort als Fremdkörper erkennbar und zweifellos deutschen Einflüssen zuzuschreiben. Dies zeigt sich besonders darin, daß erst am Rande des sorbischen Sprachgebietes reine Fachwerkbauten auftreten, wobei unter reinem Fachwerkbau eine Konstruktions-

weise zu verstehen ist, die das gesamte Baugesfüge ausschließlich aus senkrechten, waagerechten und schrägen Hölzern errichtet und sich des geschoßweisen Abbundes bedient (Bilder 73 und 74).

Diese Unterscheidung ist notwendig, da auch Umgebindehäuser mit Fachwerkobergeschossen im landläufigen Sinne als Fachwerkbauten bezeichnet werden, was aber nicht ganz zutrifft, weil bei dieser Mischbauweise zweifellos der kühnen Umgebindekonstruktion die größte Bedeutung zukommt (Bild 75) und in dem Falle die sachliche Bezeichnung Umgebindehaus angewandt werden muß.

Eingeschossige Fachwerkbauten treten an der westlichen Sprachgrenze in folgenden Orten spurenhafte auf: entlang der Linie Kamenz-Oßling in den Orten Deutschbaselitz, Milstrich, Lieske. In diesen Gegenden bildet heute das erdgeschossige Umgebinde mit Fachwerkobergeschos die Hauptbaubsubstanz. Früher war aber auch hier der Blockbau heimisch. In Oßling soll 1952 das letzte Blockhaus abgerissen worden sein. In der Lausitzer Heide tritt das reine Fachwerk spurenhafte dort auf, wo es sich im Zuge eines gutsherrlichen Einflusses oder auf Grund wichtiger Verkehrswege Eingang verschaffte. So haben wir deutliche Spuren des Fachwerks in Förstgen, dem Jagdsitz des Grafen Arnim, in Schadendorf, dem Jagdsitz der Muskauer Herrschaft (Bild 74), und in der zu den Gutsbauten gehörigen Schäferei Reichwalde. Weiterhin gibt es Spuren des Fachwerks

längs der Straße Reichwalde-Rietschen in Napatsch, Neu-Liebel, Viereichen, Kosel. In Commerau bei Klix ist nur die Dorfschmiede in Fachwerk errichtet (Bild 76). Früher herrschte jedoch hier allgemein der eingeschossige Blockbau, wie noch die letzten Spuren verraten. Die Sonderstellung der Schmiede drückt sich sowohl in der Wandbauweise als auch in der Dachform aus, denn auch der Krüppelwalm ist ein ungewohntes Element in der volkstümlichen Bauweise der Lausitzer Heide und war ursprünglich nur vornehmeren Gebäuden vorbehalten, wie Gutsbauten und Pfarrhäusern. Im Dorfbild haben diese Dachformen vorerst nur bei Bauten Eingang gefunden, die sich durch ihre Funktion aus der Gemeinschaft heraushoben, wie Mühlen, Gasthäuser und Schmieden. Da gerade diese Art von Gebäuden innerhalb der Dörfer durch grundherrlichen Einfluß entstanden, sind hieran die fremden Einflüsse gut ablesbar. So ist z. B. das Forsthaus in Keula bei Muskau als Fachwerkbau inmitten des Blockbaugesbietes gekennzeichnet.

Die Grundherren bauten nicht etwa in Fachwerk, weil diese Konstruktionsweise für die deutschen Siedler charakteristisch war, sondern weil sie dem holzverschwendenden Blockbau Einhalt gebieten wollten.

Auch im Spreewald läßt sich zeigen, daß die Fachwerkbauten in Burg der Siedlungspolitik Friedrichs II. zuzuschreiben sind. Das Fachwerk häuft sich einmal in der Nähe der Bleiche und tritt auch in der Webersiedlung in Burg-Dorf spurenhafte auf. Trotz seiner vielen Vorteile gegenüber dem Blockbau, wie nur halb so hohen Holzverbrauchs, keiner Beschränkung der Gebäudelänge, schnellerer Bauzeit und geringerer Schwindmaße, konnte sich das Fachwerk im Spreewald nicht durchsetzen. Voraussetzung für eine dauerhafte Fachwerkkonstruktion ist eine gute Lagerung der Grundschwelle, die sowohl Zutritt der Bodenfeuchtigkeit als auch ungleiche Setzungen verhindert. Diese Bedingungen konnten im feuchten, nur wenig tragfähigen Untergrund des Spreewaldes, der außerdem regelmäßig im Frühjahr Überschwemmungen ausgesetzt war, nicht erfüllt werden. Eine geschrotene Wand aus liegenden Bohlen, die in jeder Fuge miteinander gut verdübelt sind und kaum durch Öffnungen unterbrochen werden, wirkt als starre Scheibe und ist wesentlich unempfindlicher gegen Veränderung der Stützungsbedin-

gungen als die aufgelöste Fachwerkkonstruktion. Dank seiner großen Eigensteifigkeit pflegt man das Blockhaus nur aller 4—6 m unter den Eck- und Kreuzungspunkten der Bohlen punktförmig auf Steine aufzulagern (Bild 59). Bei Setzungen brauchen nur diese Eckpunkte unterstopft zu werden. Da die Grundschwelle bei dieser Stützung vollkommen frei in etwa 30 cm Abstand vom Boden liegt, können Bodenfeuchtigkeit und leichte Überschwemmungen keinen Schaden mehr anrichten.

Ein weiterer Umstand, der für die Beibehaltung der Blockbautechnik spricht, ist die höhere Wärmedämmung der Bohlenwand gegenüber einer gleichdicken, mit Lehm ausgestakten Fachwerkwand.

Man darf jedoch den Bewohnern des Spreewaldes und der Lausitzer Heide die Kenntnis des Fachwerkbaus nicht absprechen, denn einmal stellen die Galerien eine Art Fachwerk dar, andererseits werden auch in Blockhäusern gelegentlich innere Trennwände in Fachwerk errichtet, so z. B. die Trennwand zwischen Wohnstube und Flur, weil hier die massive Feuermauer sowieso ein steifes Gefüge bildet. Auch das Dachgerüst mit seinen dicht verstreuten Binderscheiben kann als eine Art Fachwerk angesehen werden. In der Lausitzer Heide war offenbar ähnlich wie in Oberschlesien das Holz so billig und die Zimmerleute waren in der Blockbautechnik so geübt, daß keine andere Bauweise Einfluß gewinnen konnte.

In der sächsischen Oberlausitz finden wir heute allerdings viele Bauten, die aus einem massiven Erdgeschoß mit Fachwerkobergeschoß bestehen (Bild 34) und schon durch ihr Baugesfüge verraten, daß es sich um verhältnismäßig junge Bauten handelt. Solche Zeichen sind: höhere Geschosse, größere Fenster, steilere Fachwerkstreben, Krüppelwalme, liegende Dachstühle, Hartdach und Dachgauben. Es ist schwierig, darüber zu entscheiden, ob diese Art von Bauten schon von Anfang an in Mischbauweise von Massivbau und Fachwerk errichtet wurden, oder ob es sich um nachträglich untermauerte Umgebinderhäuser handelt. Manchmal deuten noch Schwalbenschwanzblätter in den Obergeschoßschwelen auf ehemalige Kopfbänder eines Umgebinderes. Das Deutschbaselitzer Haus (Bild 80) zeigt als eines der wenigen Drempelbauten im Drempelgeschoß und dem hinteren Kammerteil das alte Fachwerk, während die Wohnstube, die

früher von einem Umgebände umgeben war, untermauert wurde. Diesem Vorgang, der in der Bautzener und Kamenzer Gegend weit um sich gegriffen hat, wird einmal dadurch Vorschub geleistet, daß durch die Untermauerung meist größere Fenster- und Türöffnungen gewonnen werden. Im vorstehenden Beispiel hat man zugleich mit der Untermauerung auch eine seitliche Kammer, die sogenannte „Abseite“ angebaut, um einen zusätzlichen Raum zu schaffen. Der Fachwerkbau hat sich wohl in den wenigen Orten, wo wir ihn überhaupt antreffen, nur sehr zögernd durchgesetzt, wie die vielen Übergangsformen zwischen Blockbau und Fachwerk zeigen. Anfänglich behielt man wenigstens die untersten drei bis vier Kränze in der altbewährten Blockbaukonstruktion bei. In der

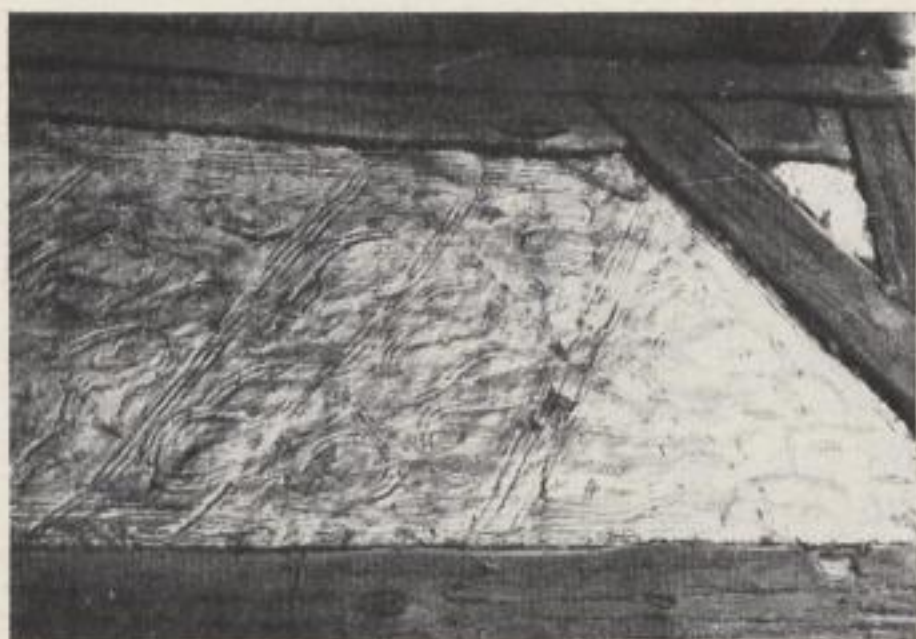


Bild 77: Mit Fingern oder kammartigem Werkzeug eingeritzte Putzmuster in Rosenthal, Krs. Kamenz, Nr. 12

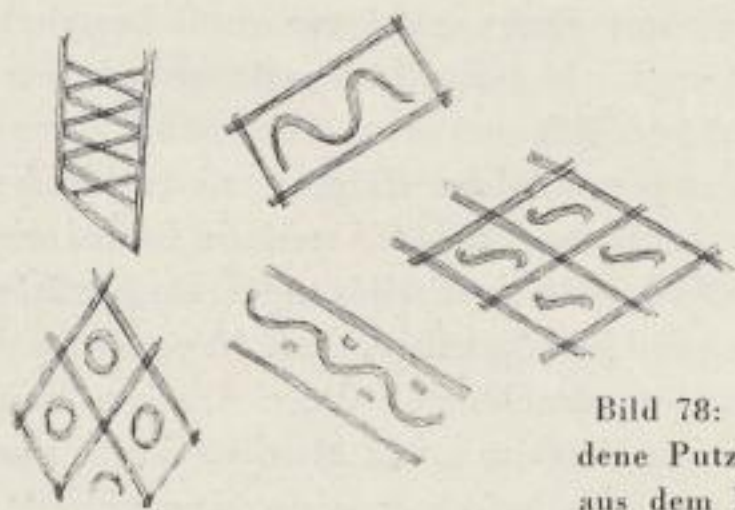


Bild 78: Verschiedene Putzritzmuster aus dem Kreise Kamenz

Schäferei Reichwalde, wo das Fachwerk offensichtlich gutsherrlichem Einfluß zuzuschreiben ist, hat man die Erdgeschoßwand sogar bis in die Höhe der Fensterbrüstung im Blockbau errichtet (Bild 81). Ein kennzeichnendes Beispiel für die Unsicherheit bei der Anwendung der

neuen Bautechnik stellt Bild 82 dar. Hier sind die untersten Kränze noch in Blockbau geschroten, während darüber ein Fachwerkgerippe steht, das aber, als ob man den plötzlichen Materialwechsel gescheut hätte, im untersten Teil mit Bohlen ausgefüllt ist und erst im oberen Teil die übliche Lehmstakung aufweist. Bei einem einzigen mir bekannten Bauwerk wurde das Erdgeschoß in Blockbau und das Obergeschoß in Fachwerk errichtet (Bild 79). Es handelt sich um das Wirtschaftsgebäude eines Saalauer Gehöfts, dessen Erdgeschoß Kuh- und Schweineställe aufnahm, während das Obergeschoß für Gesindekammern und Schüttboden Platz bot. Das in nur 4 m Abstand parallel hierzu stehende Wohnhaus ist jetzt massiv, hatte jedoch früher eine Wohnstube mit Umgebände, während Flur und Kammer in Fachwerk hergestellt waren.

Überall dort, wo in der Lausitz Fachwerk auftritt, hat man, besonders bei den Flurwänden, die Gefache mit Kratzmustern verziert (Bild 77), wobei man entweder die Finger oder ein kammartiges Werkzeug benutzte und je nach der Gliederung des Fachwerks verschiedenartige Muster einritzte (Bild 78). Oft wird behauptet, man habe den Untergrund für einen nachträglichen Verputz aufrauen wollen, da aber die Wände bis heute durchweg unverputzt geblieben sind, können diese Verzierungen nur als Schmuckfreudigkeit der Handwerker erklärt werden. Die Putzmuster sind sowohl im Lausitzer Bergland als auch im Lößlehmgebiet zu finden. In einigen Fällen waren sogar die ausgefachten Giebellauben des Spreewaldes mit derartigen Verzierungen versehen.

Die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Wandbautechniken

Von den Wandbautechniken der Lausitz ist besonders das Umgebände Gegenstand der Untersuchungen gewesen und wurde einmal den Slawen, ein andermal den Deutschen, gelegentlich sogar den Ostgermanen zugeschrieben. Über das Verbreitungsgebiet der einzelnen Bauweisen liegen bis heute leider noch keine zuverlässigen Unterlagen vor, weil die meisten Forscher mit unklaren Begriffen gearbeitet haben. Schnelle hat beispielsweise 1932 einen Bericht über die Verbreitung des Umgebändehauses in Sachsen und seinen Grenzgebieten vorgelegt.



Bild 79: Stallgebäude in erdgeschossigem Blockbau mit Fachwerkobergeschoß in Saalau, Krs. Hoyerswerda, Nr. 11



Bild 80: Massiv untermauertes Umgebindehaus mit Drempel in Deutschbaselitz, Kreis Kamenz, Nr. 17 a

Darin sind aber alle Konstruktionsweisen, gleich, ob Giebelumgebinde, erdgeschossiges Umgebinde oder Umgebinde des zweigeschossigen Ständerbaus unter einer Gruppe zusammengefaßt, obwohl viele konstruktive und entwicklungsgeschichtliche Unterschiede bestehen. Die Westgrenze des rechtselbischen Verbreitungsgebietes gibt Schnelle wie folgt an: Lindena bei Kloster Dobrilugk - Gorden - Kahla - Gröden - Großthiemig - quer durch die Schradenaue nach Norden - Mückenberg - in weitem Bogen das Niederlausitzer Braunkohlengebiet umgehend nach Gahro - Naundorf - Peickwitz - Niemtsch - Hörlitz - Buchwalde bei Senftenberg - Kleinkoschen - Rosendorf - Groß-Partwitz - Bröthen bei Hoyerswerda - bis nahe Bernsdorf - Zeißholz - Weißig - Lieske - Commerau bei Königswartha - Nebelschütz - Schmeckwitz - Burkau auslassend nach Elstra - Möhrsdorf - Friedersdorf - Ohorn - Lichtenhain - Leppersdorf - Fischbach - Arnsdorf - Neudörfel bei Stolpen - Wilschdorf - Dittersbach - Eschdorf - Schönfeld - Wachnitz - Bonnewitz - Lohmen - Wehlen - Niederrathen - Hohenstein - Porschdorf - bei Königstein die Elbe überquerend - Pfaffendorf - Cunnersdorf - Markersbach - Eiland Tissa - Peterswald - Voitzdorf - in den Böhmischem Kessel abbiegend. Weiter im Gebiet Hohenstein-Ernstthal - Zschopau - Johanngeorgenstadt. In Oelsnitz war das Umgebindehaus bis 1908 sehr häufig, desgleichen im Vogtland und im Altenburger Ostkreise bis Geithain - Borna - Pegau. Die westlichen Ausläufer liegen im Geraer Holzland. Die heutige Verbreitung der Bauefüge zeigt, daß bereits in der Lausitzer Heide das erdgeschossige Umgebinde nicht mehr anzutreffen ist. Da die Südgrenze der Heide etwa der sächsisch-



Bild 81: Wechsel von Blockbau- und Fachwerktechnik in einem Geschoß in Reichwalde-Schäferei, Kreis Weißwasser, Nr. 83

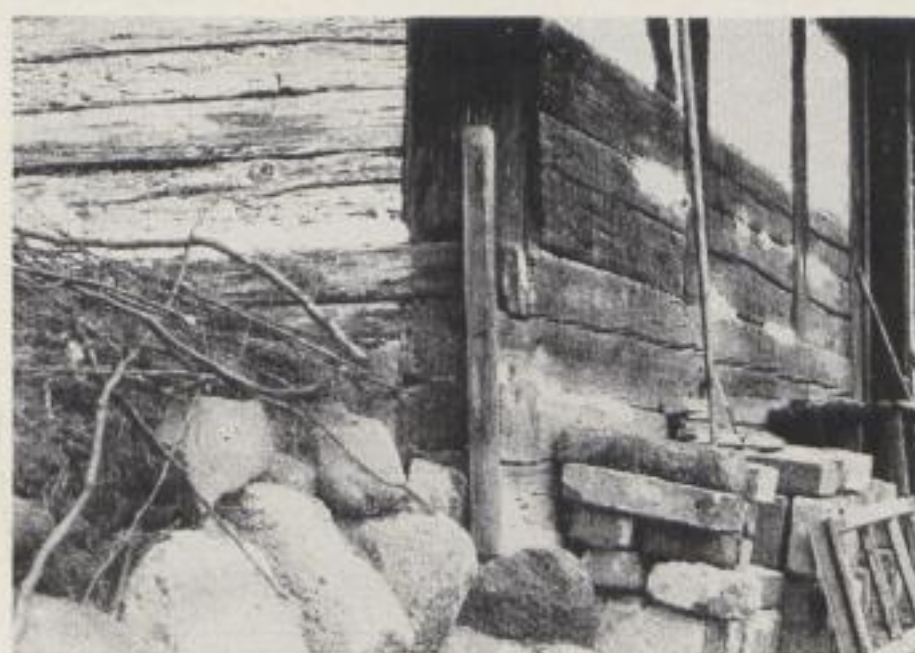


Bild 82: Wechsel von Blockbau-, Bohlenständer- und Fachwerktechnik in einem Geschoß in Viereichen, Kreis Weißwasser, Nr. 3

niederschlesischen Grenze von 1815 entspricht, kann man mit einiger Sicherheit diese Linie als Nordgrenze des erdgeschossigen Umgebundes annehmen, denn sowohl in Saalau bei Wittichenau als auch in Uhyst/Spree finden wir heute ausschließlich Blockbauten mit Giebelumgebünde. Das Umgebünde des zweigeschossigen Ständerbaus tritt selbst im Lausitzer Bergland nur spärlich auf und dringt daher auch kaum in die sorbischen Gebiete vor. Die ungefähre Nordgrenze dieser Konstruktionsweise könnte man mit der Linie Bischofswerda - Bautzen - Löbau festlegen. Vereinzelt ist es noch in Gröditz bei Weißenberg zu finden (Bild 35). Sein dichtestes Verbreitungsgebiet liegt um Jelenia Góra, Kamienna Góra und Wałbrzych, woher auch Franke die Mehrzahl seiner Beispiele gewählt hat.

Das Giebelumgebünde hingegen ist in dem großen Gebiet der Lausitzer Heide und der Niederlausitz mit den Spreewaldrandgebieten stark vertreten. Über sein gewaltiges Ausdehnungsgebiet von Litauen über Galizien bis nach Ungarn wurde bereits berichtet.

Das Umgebündehaus des zweigeschossigen Ständerbaues wird im allgemeinen für älter gehalten als das erdgeschossige Umgebünde, obwohl genaue Nachweise fehlen. Franke hat das früheste Beispiel aus dem 16. Jahrhundert erbringen können. Demgegenüber kann sich aber auch das erdgeschossige Umgebünde eines hohen Alters erfreuen. Aus Hinterhermsdorf (Sächsische Schweiz) ist ein geschoßweise abgebundenes Umgebündehaus aus dem Jahre 1670 bekannt,³³ das im Stallteil und im Obergeschoß einheitlich in Blockbau durchgeführt ist und damit an die in Böhmen üblichen Formen anschließt. Der Übergang des zweigeschossigen Ständerbaus zum geschoßweise abge bundenen System wird von vielen Forschern in das 18. Jahrhundert verlegt. Es sind aber auch zweigeschossige Ständerbauten bekannt, die erst am Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden sind³⁴ und sich konstruktiv nicht von den ältesten Beispielen unterscheiden.

Die über zwei Geschosse durchgehenden Ständer sind ein altes Konstruktionsprinzip der deutschen Holzbaukunst. Aus Marburg ist ein

Bürgerhaus aus dem Jahre 1319 bekannt, in dem die Ständer sogar über drei Geschosse hinweg in einem Stück durchschießen.³⁵ Bekannt sind die über zwei Geschosse reichenden Säulen der westfälischen Vierständerhäuser, der altwestfälischen Speicher³⁶ und der Treppenspeicher in der Lüneburger Heide. Durch zwei Geschosse reichende Ständer sind auch aus Thüringen bekannt.³⁷ Sie treten entlang der gesamten Nord- und Ostseeküste auf und sind im späten Mittelalter nachweislich durch niedersächsische Siedler ins Weichsel-Nogat-Delta gelangt.³⁸

Dennoch haben die durch mehrere Geschosse reichenden Ständer nirgends zu solchen charakteristischen Hängefachwerken geführt wie gerade in der Lausitz und in Schlesien. Auch das alemannische und bayrische Bundwerk kann einem Vergleich nicht standhalten. Warum sich gerade hier diese kühnen Konstruktionen herausbildeten, muß einstweilen noch ungeklärt bleiben.

Sucht man nach Ursachen, die zur Ablösung des alten zweigeschossigen Ständerbaues durch das geschoßweise abge bundene System geführt haben, so ergeben sich folgende Gesichtspunkte: 1. Technisch gesehen ist der durchgehende Ständer den geschoßweise abge bundenen Systemen überlegen, weil er wesentlich geringere Setzungen hat. Ein 6 m langer Ständer setzt sich etwa 3 cm, ein geschoßweise abge bundenes System der gleichen Höhe jedoch um 10 cm, weil sich die drei waagerecht liegenden Holzlagen (Umgebinderähm, Deckenbalken, Korbschwelle), die in Deckenhöhe dazwischengeschaltet sind, etwa 15 mal so stark zusammendrücken wie die stehende Holzfaser. In Erkenntnis dieser Tatsache verwendet der moderne Holzgerippebau wieder über mehrere Geschosse durchgehende Ständer.

2. Oft wird behauptet, der Mangel an langstämmigem Holz habe zum geschoßweisen Abbund geführt, aber auch diese Begründung ist nicht stichhaltig, denn die normalen Deckenbalken und Dachsparren haben nach wie vor mindestens 6 m Länge.

³³ Fiedler (16), S. 58

³⁴ Michel (45), Haus Anders, Tüschau (Oberlausitz), Baujahr 1830

³⁵ Schäfer (60), S. 18, bezeichnet das Haus als „sächsisches Haus der Frühgotik“.

³⁶ Wolf (77), S. 96

³⁷ Das Bhs. i. dt. R. (11)

³⁸ Kloeppel (33)

3. Als einziger Grund können deshalb nur noch arbeitstechnische Gesichtspunkte angeführt werden. Das geschoßweise abgebundene System erlaubt die Verwendung kürzerer Hölzer und erleichtert damit sowohl den Abbund als auch das Aufstellen. Die größeren Setzungen hat man in Kauf genommen, weil sie sich ja überall gleichmäßig auswirken konnten. Gefährlich wären erst ungleichmäßige Setzungen geworden. Ein typisches Merkmal aller Lausitzer Umgebände-Systeme ist das Fehlen einer Fußschwelle. Nur Giebelumgebände stehen, wie schon erwähnt, meist auf den vorstehenden Köpfen der Fußschwellen. Sowohl die Säulen des umlaufenden erdgeschossigen Umgebändes als auch die des zweigeschossigen Ständerbaues stehen unmittelbar auf Bruchsteinen oder Findlingen. Heute werden meist 20–30 cm hohe Granitsockel eingefügt. Auch die Konstruktion der Hängefachwerke zeigt deutlich, daß die Steifigkeit des Systems im Obergeschoß gewährleistet ist und die Ständer ohne konstruktive Bedenken auf Findlinge gestellt werden können.

Hinsichtlich der Schwellenauflagerung unterscheiden sich die Lausitzer Umgebändehäuser von denen der Sächsischen Schweiz, des Vogtlandes und des Altenburger Ostkreises, wo überwiegend Fußschwellen angeordnet werden. Besonders in den Gegenden westlich der Mulde hat das Umgebände durch Verdopplung der Stiele, Anordnung von Kopf- und Fußbändern zu Bildungen geführt, die mit den gesunden, derben Formen der Lausitz nur noch wenig Gemeinsames haben.

Der Meinung Frankes, alle geschoßweise abgebundenen Umgebände hätten sich aus dem zweigeschossigen Ständerbau entwickelt, muß widersprochen werden. Obwohl arbeitstechnische Belange eine derartige Entwicklung durchaus begründen, ist ebensogut eine Entwicklung vom Giebelumgebände zum geschoßweise abgebundenen System denkbar. Das Blockhaus mit Giebelumgebände hat den größten geographischen Ausdehnungsbereich erlangt, so daß dieser Bauform schon auf Grund dieser Tatsache eine selbständige Entwicklung zuerkannt werden muß. Das Umgebände wird oft als Kontakterscheinung zwischen Blockbau und Fachwerk angesehen, wobei man in den westslawischen Gebieten den Blockbau als slawisches Erbteil und das Fachwerk als deutschen Anteil ansieht.³⁹ Schier nimmt an, daß die stofflichen und kon-

struktiven Voraussetzungen für das Umgebände in jedem Misch- und Übergangsgebiet von Blockbau und Fachwerk gegeben seien.⁴⁰ Dieser Schluß ist jedoch nicht berechtigt, denn die normale Übergangsform beider Bautechniken ist, von der konstruktiven Seite her betrachtet, nicht das Umgebände, sondern der Bohlenständerbau, wie dies auch eindeutig aus Bild 79 hervorgeht. Der Bohlenständerbau ist vor allem als alemannischer Bundbau bekannt, der aber wenig Beziehungen zum Umgebände hat, denn hier stehen die sogenannten Bundständer stets auf einer Fußschwelle und sind durch angeblattete Kopf- und Fußbänder mit Schwelle und Rähm fest verbunden. Der geschoßweise Abbund wird dabei so streng durchgeführt, daß man die Schwellen des nächsthöheren Geschosses erst nach Aufbringen der Dielung verlegt.⁴¹ Ein Bohlenständerbau ist ferner vereinzelt im nordöstlichen Schleswig und auf der Insel Öland beheimatet.⁴² Im nördlichen Kleinrußland ist das Säulenhäus der Trudy (chata w šuly oder stlupi) als Übergangsform des Blockbaues (rublena chata) der Polesja zum Lehmwellerbau (pod topor) der Steppe bekannt. Dieses Haus besteht aus Säulen, die einfach in die Erde gegraben werden; nur die Türsäulen werden in die Schwelle eingelassen. Als Wandfüllung werden Halbhölzer in die Nuten der Säulen eingefügt und von außen und innen mit Strohlehm verputzt, dem ähnlich wie bei den Lausitzer Blockbauten durch Holznägel Halt gegeben wird.⁴³ In holzärmeren Gegenden (Gorni Poltawa) ist die masanka, lepianka anzutreffen, bei der enger stehende Ständer (1,5 bis 2 m) ebenfalls in die Erde gesetzt werden. Die Wandfüllung besteht hier aus senkrechten Staken, die mit Weidenruten oder in Lehm getauchten Strohbindern durchflochten werden, und nur gelegentlich aus eingesenkten Bohlen (opolka).⁴⁴ Nach Moraczewski wird im westlichen Galizien gewöhnlich na wegiel (im Blockbau) gebaut, im Osten bis Lwów w stłupy (Ständerbau). In vielen Dörfern wird nur die Wohnstube geschroten, die Stallungen und das Vorhaus werden im

³⁹ Niederle (49), S. 822

⁴⁰ Schier (70), S. 128

⁴¹ Schäfer (60), S. 80

⁴² Rhamm (58), II. 2, S. 141

⁴³ Rhamm (58), II. 2, S. 139

⁴⁴ Rhamm (58), II. 2, S. 140

Ständerbau errichtet,⁴⁵ d. h., dieselbe Mischbauweise wie bei vielen sorbischen Holzbauten. Auch beim nordrussischen Einbau werden die Wände der Stube (izba) und der Vorratskammer (klet') geschroten (w ugol), die Wände des Flurs (sjeni) aber in Bohlenständerkonstruktion (na stolbach) hergestellt. Das Stallgebäude (dwor) zeigt im Gegensatz zum Wohnhaus ebenfalls den Bohlenständerbau.⁴⁶ Daß im polnischen Raum der Bohlenständerbau auf ein hohes Alter zurückblickt, beweisen die Ausgrabungen in Biskupin, wo diese Bautechnik schon für die Bauten der spätbronzezeitlichen Lausitzer Kultur nachgewiesen ist und bezeichnenderweise auch heute noch bei Biskupiner Bauten angewendet wird.

Der zweigeschossige Ständerbau kann jedoch nicht ohne weiteres als Nachfahre dieser alten Bohlenständersysteme angesehen werden, selbst wenn in beiden Fällen die Stiele unmittelbar auf dem Erdboden stehen. Die Hängefachwerke der Lausitz und Schlesiens sind von kühner Konstruktion und treten in einem räumlich eng begrenzten Gebiet auf, so daß hier wohl eine junge Entwicklung vorliegt.

Ein wichtiges Merkmal aller Lausitzer Umgebinderhäuser zeigt sich darin, daß diese Konstruktionsweise anfänglich nur auf die Wohnstube beschränkt bleibt, während Flur und Wirtschaftsteil in Fachwerk oder Massivbau errichtet sind (Bild 70). Derselbe Materialwechsel tritt auch bei vielen Blockhäusern mit Giebelumgebinde auf, wo ebenfalls nur die Wohnstube aus Bohlen geschroten ist, während die übrigen Hauswände Fachwerk zeigen.

Alle diese Anzeichen deuten darauf hin, daß die der Stube eigene Bauweise überall der Blockbau ist, was ebenfalls bei den erwähnten russischen und polnischen Beispielen klar hervortritt. In den ältesten Häusern war die Stube der Hauptraum, der seine Bedeutung auch nach Anfügung der Kammer beibehielt, wie das besonders frühe Entwicklungsstufen erkennen lassen (Tafel 3). Erst späterhin hat die Stube durch Anfügung weiterer Kammern und Wirtschaftsräume sowie durch ein zusätzliches oberes Geschoß an Bedeutung verloren und ist dann nur noch ein Raum unter vielen.

Auf Grund der heute noch vorhandenen ur-

tümlichen Blockhäuser in den sorbischen Gebieten können wir vermuten, daß die Wohnungen der slawischen Stämme gegen Ende des ersten Jahrtausends u. Ztr. einfache Blockstuben waren, die allenfalls noch eine Vorhalle besaßen, wenngleich durch Bodenfunde bisher nichts bestätigt ist.

Durch deutsche Siedler ist wohl zunächst nur eine Ständerkonstruktion in die Lausitz gelangt, die nach der im Westen üblichen Art mit Lehmstakwerk ausgefacht wurde. Nachdem die Siedler die Vorteile der von der heimischen Bevölkerung gebauten Stuben kennengelernt hatten, nahmen sie diese aus Bohlen geschrotenen Stube in ihr mitgebrachtes Baugesfüge auf. Um dieses Problem technisch zu lösen, erfanden sie die Hängefachwerke, die wie eine schützende Haube über die vorhandenen Stuben gesetzt wurden. Wenig später haben dann wohl auch einheimische sorbische Zimmerleute diese Technik aufgegriffen und verbreitet. In den abgelegenen Gegenden der Lausitzer Heide und im Spreewald hielt man jedoch nach wie vor am traditionellen Blockbau fest. Hieraus ergibt sich, daß der Umgebinderbau nicht nur aus dem Zusammentreffen von Blockbau und Fachwerk zu verstehen ist, sondern erst dort Eingang finden konnte, wo die Einrichtung der Stube heimisch war. Da die typischen Verbreitungsgebiete des Umgebinder im mitteldeutschen Raum, wie Vogtland, Altenburger Osterland, Lausitz, auch durch eine dichte slawische Vorbesiedlung gekennzeichnet sind, können wir die Vermutung aussprechen, daß hier die Stube mit dem Ofen als Hauptwohnraum bereits im frühen Mittelalter heimisch war. In Norddeutschland waren zu dieser Zeit Stuben noch unbekannt, denn das heizbare Wohngemach des niederdeutschen Hauses, die Dönse, wurde erst im späten Mittelalter von den Slawen in der Bedeutung *dwornica* entlehnt,⁴⁷ wobei dieser Raum zunächst nur bei den Häusern der Vornehmen und Fürsten Eingang fand und erst später auf das Bauernhaus übertragen wurde. Bei den Umgebinderhäusern ist die Stube tatsächlich als selbständiger Körper in das Ständersystem hineingesetzt und könnte wieder entfernt werden, ohne daß dadurch das Gesamtgefüge Schaden erlitt. Diese Tatsache hat zur

⁴⁵ Rhamm (58), II. 2, S. 139

⁴⁶ Rhamm (58), II. 2, S. 19—21

⁴⁷ Schier (61)

Vermutung geführt, man habe die Stube erst später hineingebaut, was aber jeder realen Grundlage entbehrt, weil es schon werktechnisch nicht möglich ist, die Stubendecke in nur 50 cm Abstand unter der mit dem Traggerüst verbundenen Geschoßdecke zu verlegen. Beim zweigeschossigen Ständerbau (Tafel 2) wäre ein nachträglicher Einbau der Stube wohl möglich gewesen, aber es ist kaum anzunehmen, daß man auf die bequeme Arbeitsbühne der Geschoßdecke während des Bauvorgangs verzichtet hat.

⁴⁸ nach Dipl.-Ing. Scholze, T. H. Dresden

Berichten zufolge⁴⁸ wurde beim Bau der Umgebinderhäuser zuerst die Blockstube errichtet und dann ohne Decke den Winter über stehen gelassen, damit das Holz austrocknen und schwinden konnte. Erst im nächsten Frühjahr hat man das eigentliche Umgebinder mit dem Obergeschoß und dem Dach errichtet. Dieser Arbeitsablauf entspricht durchaus den Erfordernissen des Materials. Das Überwintern des Schrotbaues vor Aufbringen der Decke und des Dachstuhls ist auch aus dem Spreewald zuverlässig bezeugt. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß nicht das Ständerwerk des Umgebinderes, sondern die geschrotene Stube der Kristallisierungskern des Hauses war.

DAS DACH

Gliederung und Kennzeichnung der Dachgerüste

Die Unterscheidung der Dachgerüste in Sparren- und Pfettendächer hat schon früh zur Kennzeichnung der deutschen Hausformen beigetragen. Semper und Klenze vertraten den Standpunkt, das flache alpenländische Dach habe sich aus dem römischen Pfettendach entwickelt. Schäfer trennt steile germanische Kehlbalkendächer von flachen keltischen Pfettendächern. Rhamm unterscheidet innerhalb des europäischen Raumes ein nordisches Ansdach und ein slawisches sochadach als Pfettendachkonstruktionen vom Sparrendach Mitteleuropas.

Im Jahre 1908 legt Ostendorf eine grundlegende Arbeit über die Dachkonstruktionen mittelalterlicher Kirchen Deutschlands, Skandinaviens, Englands, Frankreichs und Italiens vor, deren großer Wert in der klaren technischen Darstellung und der Angabe vieler Jahreszahlen liegt.

Ostendorf bezeichnet das antike römische Pfettendach als eine der Wurzeln der germanischen Dachgefüge und nimmt an, daß alle Pfettendachkonstruktionen Westdeutschlands und Nordfrankreichs auf römischer Grundlage entstanden sind.

Der Schweizer Hans Schwab (1914) setzt den Aufbau und die Entwicklung des gesamten Baugefüges in Beziehung zur Dachkonstruktion. Er unterscheidet Wand- und Dachhütten.⁴⁹ Die Dachhütte habe zur Entwicklung des Sparren-

daches geführt, die Wandhütte zum Pfettendach. Dachhütten sollen in der Ebene entstanden sein, wo lockerer Boden die Anlage von Wohngruben und eine Befestigung der Dachhölzer im Erdreich ermöglichte. Den Ursprung der Wandhütte sucht Schwab in stein- und holzreichen Gegenden, die des unebenen und festen Untergrundes wegen keine Wohngruben gestatteten. Das Dach der Wandhütte kann in der einfachsten Form in der Wandbautechnik als geneigte Schrotholz wand hergestellt werden. Die Entstehung der Dachhütten mit dem steilen Sparrendach verlegt Schwab bereits in die Jungsteinzeit.⁵⁰

Otto Gruber (1926) hat eingehende Untersuchungen an Dachstühlen des Hotzenwaldhauses und des altoberschwäbischen Hauses durchgeführt. Er kommt zum Ergebnis, daß beide Dachgerüste die Strafbestimmungen der *lex bajuvorum* berücksichtigen, auf deren Grundlage er das althayrische Dach rekonstruiert (Bild 83). Somit ist es ihm gelungen, das steile Pfettendach bereits im 5. Jahrhundert u. Ztr. in Südwestdeutschland bodenständig nachzuweisen. Nach Gruber hat im Jahre 1932 Otto Klemm das steile Pfettendach mit Firstsäulen auch im Hohen Venn beschrieben. Beide Arbeiten widerlegen einerseits die Ostendorfsche Ansicht von der antiken Wurzel des steilen deutschen Pfettendaches, andererseits die Behauptung Schwabs, daß nur die Wandhütte zum Pfettendach führen könne.

⁴⁹ Zur Dachhütte rechnet Schwab das niedersächsische, ostdeutsche und fränkische Dach; zur Wandhütte das Dach des alpenländischen und oberdeutschen Hauses, das alemannische oder Winkeldach und das kelto-romanische Dach der Schweiz.

⁵⁰ Als Beispiel werden die von Schliz ausgegrabenen 20 steinzeitlichen Wohngruben in Großgartach angeführt, die schon Wandpfosten und Ankerbalken gehabt haben sollen.

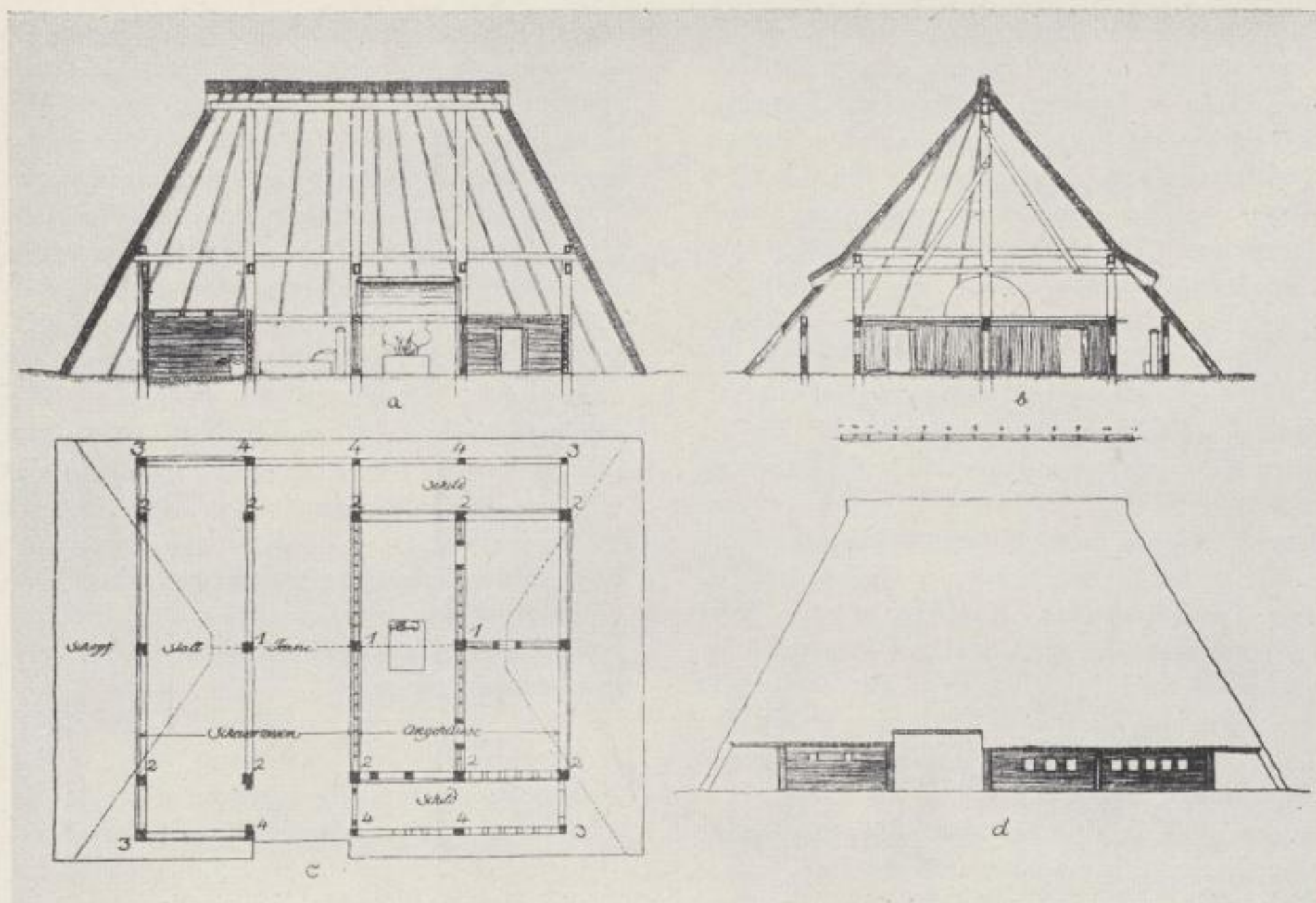


Bild 83: Rekonstruktion des Hauses gemäß der lex bajuvariorum (n. Gruber)

Nach Dürerbildern zu urteilen, hat das steile Dach im Mittelalter auch in Süddeutschland einen wesentlich größeren Raum eingenommen als heute. Seit diesem Zeitpunkt wird das steile Dach durch das flache alpenländische Dach verdrängt. Die Ursachen liegen offensichtlich in den Strömungen der Renaissance und des Klassizismus.⁵¹

Aus der Tatsache, daß ein steiles Pfettendach bereits für die Zeit der lex bajuvariorum nachgewiesen ist, schließt Bruno Schier, daß das alte Pfettendach Mittel- und Osteuropas allgemein ein Steildach mit Vollwalmen war.⁵² Das altjütische Ansdach hatte nach Mejborg mehrere Firstsäulen, während das altnordische, insbesondere altisländische Ansdach nach Gudmund-

son nur zwei Mittelpfetten aufweist.⁵³ Noch heute zeigt der größte Teil Norwegens und Schwedens Ansdächer. Das slawische socha-Dach ist ein urtümliches Pfettendach mit Firstsäulen, deren oberes Ende von einer Astgabel gebildet wird. Reste slawischer socha-Firstsäulen treten vereinzelt noch in Polen auf, während sonst allgemein das Sparrendach zur Herrschaft gelangt ist.

Auch in der Tschechoslowakei sind im Böhmerwald und in Nordmähren bei Wirtschaftsgebäuden noch restartig Pfettendächer anzutreffen. E. Baláš beschreibt Polygonscheunen aus dem Kreis Votice (Land Prag), deren Pfettendächer von beiderseits der Tenne stehenden, 10 m hohen Firstsäulen getragen werden.⁵⁴ Auch in Jugoslawien ist in entlegenen Gegenden Kroatiens, der Herzegowina und Serbiens das Pfettendach anzutreffen.

Selbst dort, wo das Pfettendach heute nicht mehr vorkommt, kann man aus Sprachrelikten

⁵¹ Bereits 1650 schrieb Goldmann in seiner Civilen Baukunst: „Die Schindel- und Schilf- oder Strohdächer werden aus der Kunst verbannt; auch diejenigen Ziegeldächer, welche durch Zwang der übermäßigen Höhe große hölzerne Gespärre erfordern. Diese seyn nichts anders als Holzhauften, welche das Mordbrennen befördern.“

Schwab (86)

⁵² Schier (61), S. 31

⁵³ Schier (61), S. 34

⁵⁴ Baláš (4), S. 164

das einstige Vorhandensein feststellen. So deuten in der obersorbischen Sprache die Wörter: *kózly* = Sparren und *lemjaz* = Sprosse auf ein ehemaliges Pfettendach.⁵⁵ Aus namenkundlichen Übereinstimmungen lassen sich Firstsäulen fast im gesamten europäischen Gebiet nachweisen. Im Althochdeutschen führt die Firstsäule die Bezeichnung *mangansul*.⁵⁶ Die Firstsäulen des Venntyps werden noch heute mit „Könneg“ benannt.⁵⁷ Das Sippenhaus des alten Wales hatte einen Firstbaum (*Ynen bren*), der mit „Kraftkönig“ übersetzt wird.⁵⁸ Die Tiroler Weistümer zum Jahre 1411 berichten von einer „firstseul“. ⁵⁹ Mejborg berichtet von einem alten „Sulehus“ in Jütland.⁶⁰ Die slawische *socha* ist eine Firstsäule mit natürlicher Astgabelung. Der Firstbalken (Hohlfirst) wird in Rußland gelegentlich mit *knjazek* = Fürstchen bezeichnet,⁶¹ worin auch die enge Verwandtschaft von First und Fürst ihre Erklärung findet. Bei Turmhelmen wird heute noch die Firstsäule mit „Kaiserstiel“ bezeichnet.

Aus solchen Zeichen schließt Schier, daß einst ganz Europa ein zusammenhängendes Pfettendachgebiet darstellte und daß heute Skandinavien, Ost- und Südosteuropa, die Alpen- und Mittelmeerländer und der romanische Westen große Schrumpfbereiche dieses Zusammenhanges sind.

Beim primitiven Pfettendach sind die Hölzer wahrscheinlich noch mittels Seilen oder Weidenruten miteinander verbunden worden, wie durch die Vedischen Lieder und durch vorgeschichtliche Funde bezeugt ist. (Hiervon ist die Bezeichnung „Abbund“ herzuleiten.) Die Herstellung eines Pfettendaches erfordert im allgemeinen weniger Kenntnisse als die Herstellung eines Sparrendaches, da hier zunächst eine tragende Unterkonstruktion errichtet wird, auf die dann die schrägen Dachhölzer ohne komplizierte Holzverbindungen aufgelegt werden können. Diese verhältnismäßig lose aufliegenden, schrä-

gen Dachhölzer bezeichnet man mit Rofen im Gegensatz zu den besser bearbeiteten, im regelmäßigen Abstand liegenden und mit kraftschlüssigen Holzverbindungen versehenen Sparren des Sparrendaches. Man sollte daher von einem Sparrendach erst dort sprechen, wo die Sparren nicht nur schräg liegende, auf Biegung beanspruchte Hölzer sind, sondern wo diese noch zusätzlich große Längskräfte aufnehmen müssen, die an den Fußpunkten einen erheblichen waagerechten Schub ausüben. Deshalb müssen die Sparren am First in der Regel untereinander durch einen Scherzapfen und am Fußpunkt mit dem Dachbalken durch einen Versatzzapfen verbunden sein.

Nach Schier haben die westgermanischen Siedler Niederdeutschlands um 500 u. Ztr. das Sparrendach erfunden. Seine Annahme stützt sich auf folgende Beweise:

1. Vorkommen des „krüzboms“ im niedersächsischen Haus. Der „krüzbom“ ist das Relikt einer alten Firstsäule und hat heute keinerlei konstruktive Bedeutung mehr
2. das ursprüngliche Fehlen des Sparrendaches auf den britischen Inseln.⁶² Da der Ausdruck „rafter“ Rofe und nicht Sparren bedeutet, muß zur Zeit der Abwanderung der Angeln und Sachsen um 450 u. Ztr. auf dem Festlande das Pfettendach noch allgemein in Gebrauch gewesen sein.

Ein weiterer Beweis für das späte Eindringen des Sparrendaches in den slawischen Raum kann darin gesehen werden, daß die Slawen keinen gemeinsamen Ausdruck für den Dachsparren besitzen und die Bezeichnung für Kehlbalken, Dachlatte, Mauerlatte, Band und Stuhl bei den Sorben Lehnworte aus dem Deutschen sind.⁶³

Im Gegensatz zu Schier vertritt Hermann Phleps den Standpunkt, das Sparrendach stamme aus der Urzeit.⁶⁴ Das in Siebenbürgen typische, auf einem Schwellenkranz sitzende Sparrendach sei schon bei den ostgermanischen Gepiden in Ge-

⁵⁵ *Kózly* tritt in der Bedeutung Rofe ebenfalls in Polen auf. *Lemjaz* hat die Bedeutung Rofe bei den Slowenen, in Jugoslawien ist diese Bezeichnung für die Belastungsstangen des Daches üblich. Rhamm (58) II. 2, S. 210

⁵⁶ Schier (61), S. 32

⁵⁷ Klemm (32), S. 10

⁵⁸ Rhamm (57) II. 1, S. 265

⁵⁹ Schier (61), S. 32

⁶⁰ Rhamm (57) II. 1, S. 265

⁶¹ Rhamm (58) II. 2, S. 278

⁶² Ostendorf stellt bereits fest, daß der angelsächsische Kirchenbau durch ein Pfettendachwerk gekennzeichnet ist, welches nicht auf römische Einflüsse zurückgeht.

⁶³ Im Obersorbischen *hembjerki* = Hängegebälk (vlkst. Kehlbalken); *bant* = Band; *lata* = Latte; *stol* = Dachstuhl; *ram* = Rähm

⁶⁴ Phleps (52), S. 20

brauch gewesen und von diesen aus ihrer Heimat im Weichsel-Nogat-Delta nach Siebenbürgen mitgebracht worden.⁶⁵

Der Schwellenkranz ist weder eine ostgermanische Erfindung noch ein gotischer Überrest aus der Völkerwanderungszeit, sondern eine allgemeine Frühform des Sparrendaches. In den ältesten Beispielen sitzen die Sparren auf einer Fußschwelle, selbst wenn ein Dachgebälk vorhanden ist, ja selbst wenn die Zahl der Dachbalken und Gespärre übereinstimmt. So z. B. in Westfalen, Niedersachsen, in Lübeck, aber auch in Süddeutschland, England und Frankreich.⁶⁶ Auch im ostdeutsch-slawischen Raum ist diese Fußschwelle ein allgemein durchgeführtes Konstruktionsprinzip, wie die Blockhäuser der Lausitzer Heide und des Spreewaldes bestätigen. Diese haben keine durchgehende Dachbalkenlage, sondern klauen die Leersparren auf eine Fußschwelle auf.

Die Entwicklung der Sparren- (Kehlbalken-) und Pfettendächer

Als gemeinsame Konstruktionsprinzipien der Kehlbalkendächer treten hervor:

1. Gleichartige und selbständig ausgebildete Gespärre bilden das Traggerüst des Daches. Selbst als später Binder auftreten, behält das Leergespärre eine größere Bedeutung als beim Pfettendach.⁶⁷
2. Ursprünglich fehlt eine Dachbalkenlage, so daß der Dachraum sichtbar bleibt.
3. In allen frühen Entwicklungsstufen stützen sich die Sparrenfüße auf eine Fußschwelle, die in den meisten Fällen das Kopfrähm der Fachwerkwand bildet. Zur Aufnahme des Dachschubes werden Ankerbalken angeordnet, die anfänglich versenkt liegen, d. h. tiefer als der statisch wirksame Sparrenfußpunkt. Die Aufteilung der Ankerbalken ist zunächst unabhängig vom Sparrenraster, sondern richtet sich nach den Wandstielen, die bei den ältesten Bauten Nordwestfalens bis 4 m entfernt stehen (Bild 84). Um Zugkräfte aufnehmen zu können, werden die Anker-

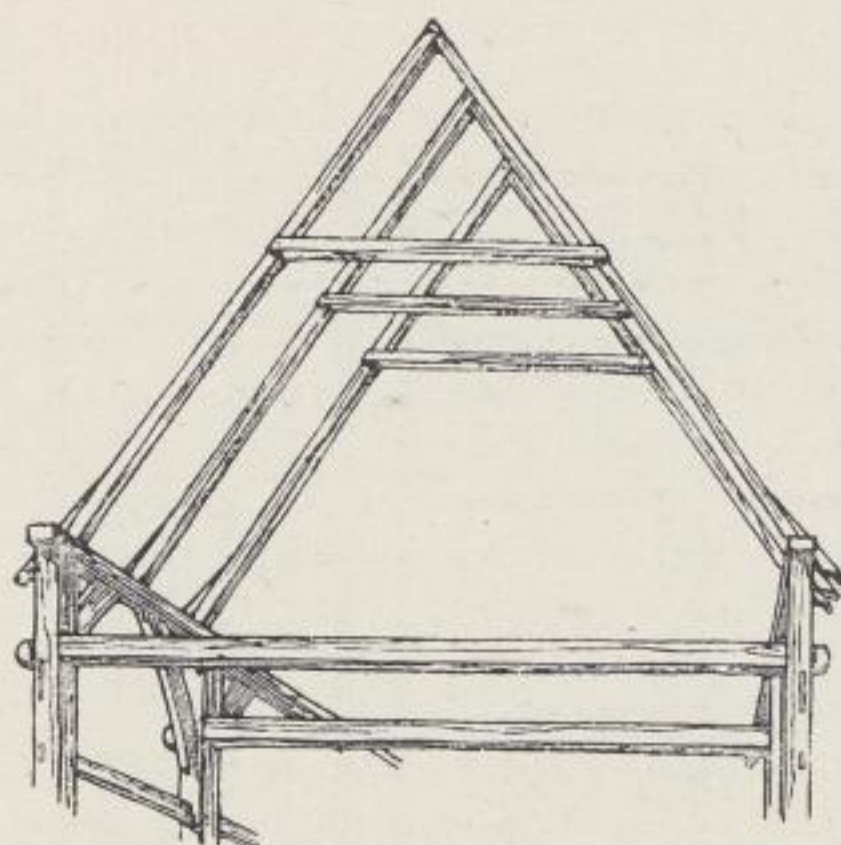


Bild 84: Dachgerüst eines Hauses in Nordwestfalen (n. Ostendorf)

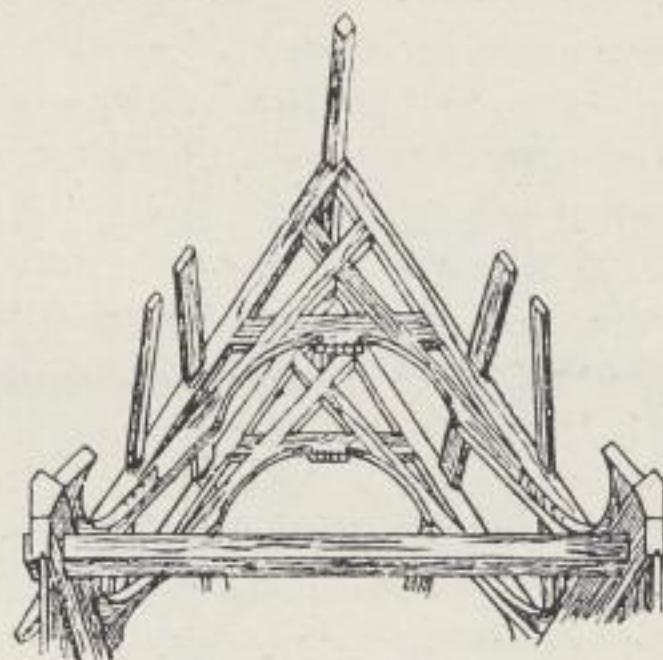


Bild 85: Dachgerüst einer norwegischen Stabkirche (n. Ostendorf)

balken mittels Zapfenschloß an den Stielen befestigt.

4. Nach Einführung eines Dachgebälks wird dieses anfänglich nur lose mit den Sparrenfüßen verblattet.⁶⁸ Erst später zapft man die Sparrenfüße in die Balkenenden ein.
5. Im Massivbau lebt das Kopfrähm der Fachwerkwand als Mauerlatte weiter. Die Sparrenfüße der Leergespärre werden selten unmittelbar auf die Mauerlatte gestellt, sondern meist in ein kurzes Balkenstück gezapft, das gegen den Sparren abgestrebt wird und mit der Mauerlatte verkämmt ist. Auch hier liegen die Ankerbalken anfänglich vollkommen unabhängig vom Sparrenraster.

⁶⁵ Phleps (52), S. 22

⁶⁶ Ostendorf (50), S. 6 u. Bild 41 Haus aus Regensburg, 13. Jh.

⁶⁷ Ostendorf (50), S. 4. Bis weit in das Mittelalter hinein ist von Binderkonstruktionen noch nicht die Rede.

⁶⁸ So bei dem Dachstuhl der Kirche des Zisterzienserklosters Maulbronn, die 1178 geweiht wurde. Ostendorf (50), Abb. 23

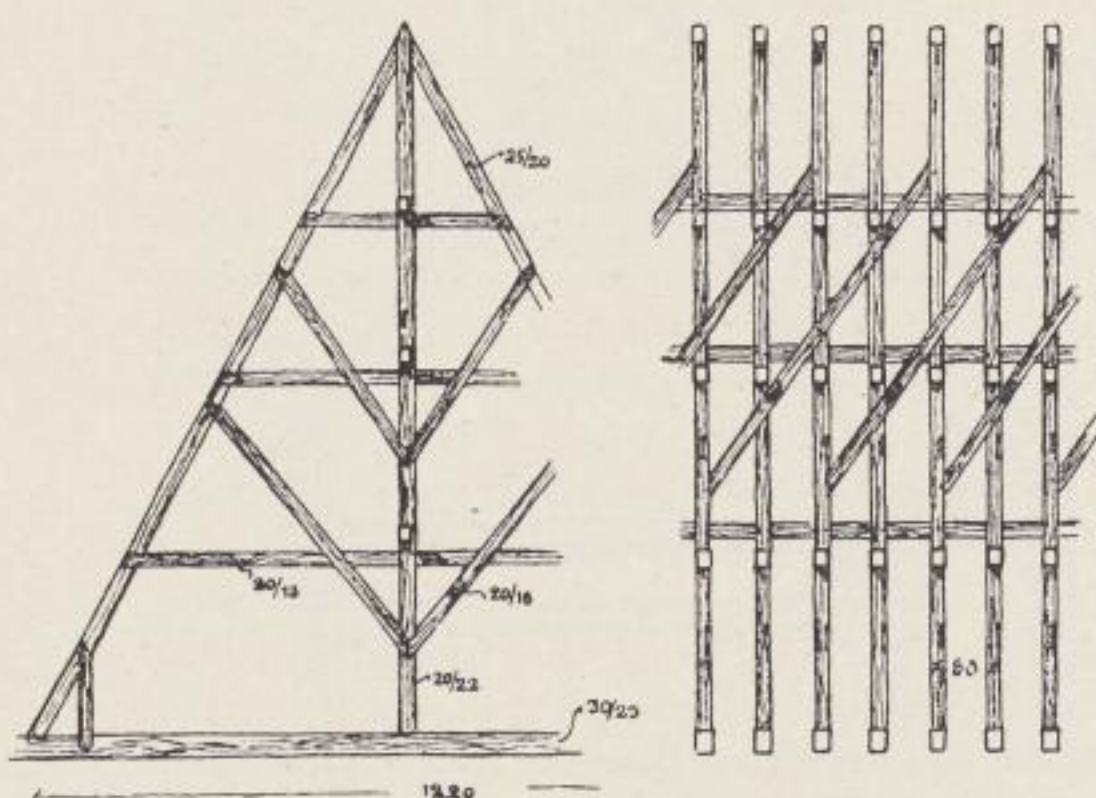


Bild 86: Dachgerüst über dem Chor der Katharinenkirche zu Gdańsk (n. Ostendorf)

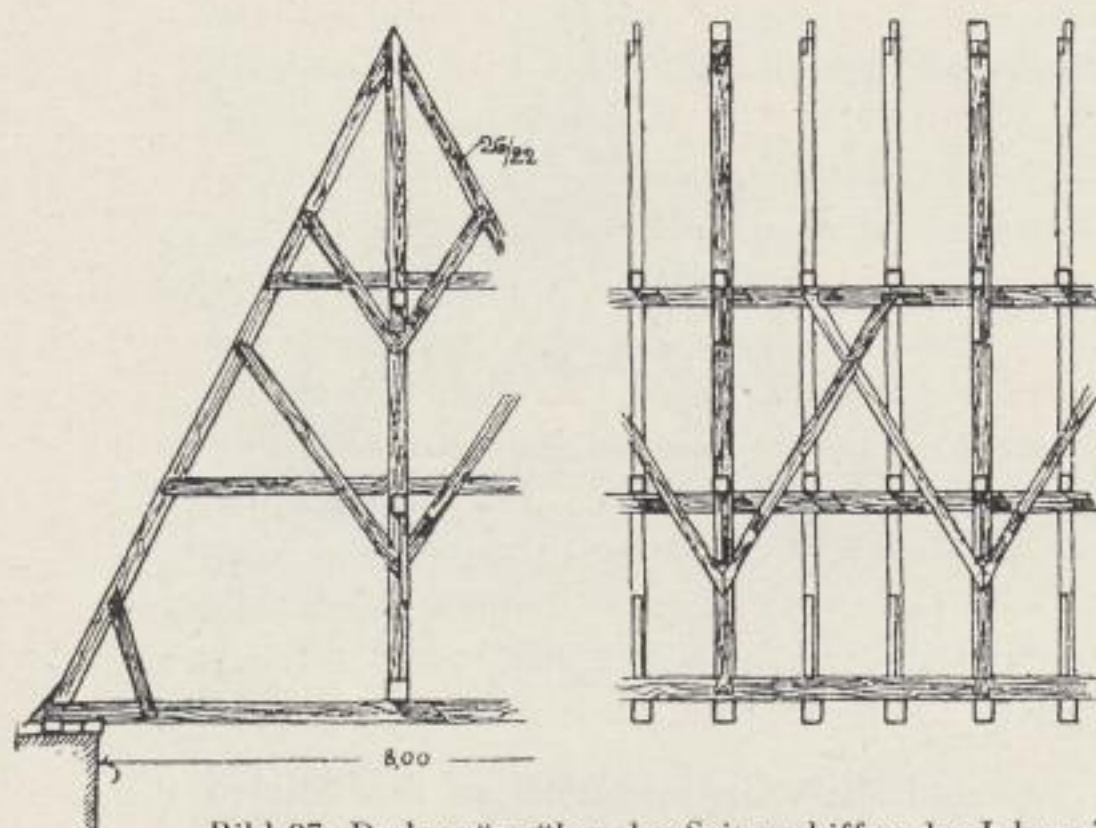


Bild 87: Dachgerüst über den Seitenschiffen der Johannis-kirche in Toruń, 15. Jahrhundert (n. Ostendorf)

Das Ankerbalkendach findet sich nicht nur in Norddeutschland, sondern auch in England, Nordfrankreich und Skandinavien. Besonders klar ist es bei den norwegischen Stabkirchen ausgebildet (Bild 85). In Deutschland ist dieses Dach im nördlichen Westfalen, am Niederrhein, in Hildesheim, Braunschweig und Lübeck verbreitet. Sein Konstruktionselement, der Ankerbalken mit Zapfenschloß, tritt an vielen mittelalterlichen Fachwerkhäusern in Güstrow, Hildesheim, Münden und Hersfeld auf⁷⁰ und ist auch bei dem Dachstuhl der aus dem 14. Jahrhundert stammenden Nikolaikirche in Berlin ange-

⁷⁰ Ostendorf (50), S. 4

wandt.⁷⁰ Dieses Gefüge ist wahrscheinlich durch niederdeutsche Siedler bis in das Weichsel-Nogat-Delta gelangt.⁷¹

Bis in das 19. Jahrhundert wurde das Ankerbalkendach beim friesischen Gultaus unter der Bezeichnung Rimm-Zimmerung (Stichbalken-Zimmerung) angewandt.⁷² Diese Konstruktionsweise verbindet je zwei gegenüberliegende Ständer etwa 0,5 m unterhalb der Köpfe durch Ankerbalken mit Zapfenschloß und stellt die so gebildeten Joche in der Regel aller 6–10 m hintereinander auf. Den Längsverband bildet das mit den Ständerköpfen verzapfte Rimm, ein tragfähiger Balken von 20×30 cm Querschnitt, der den Sparren als Fußschwelle dient, die sich in ihrer Aufteilung nicht an das Ständerraster halten, weil eine größere Sparren- als Ständerzahl verwendet wird (ungebundenes System). Die Stichbalken-Zimmerung wird auch mit „Hochrähm-Zimmerung“ bezeichnet.⁷³

Im Gegensatz zur Ankerbalkenkonstruktion setzt das Baugesfüge des Niedersachsenhauses jedes Sparrenpaar auf einen besonderen Balken. Die hier im Höchstfalle in 3 m Abstand stehenden Ständer⁷⁴ werden zunächst in Längsrichtung mit einer „Plate“ (einem flachliegenden Holz) mit etwa 22×16 cm Querschnitt verbunden, so daß zuerst ein Längsverband entsteht. Erst dann werden mit den etwa 24×30 cm dicken Deckenbalken jeweils die Ständerpaare zusammengefaßt. Weil jedes Sparrenpaar mit einem Balken gekoppelt ist, spricht man von einem „gebundenen System“. Die Plate ist demzufolge unbelastet und dient nur zur Längsaussteifung. Für die Platten-Zimmerung ist auch die Bezeichnung „Unterrähm-Zimmerung“ üblich.⁷⁵ Das ungebundene System ist zweifellos älter als das gebundene, weil es arbeitstechnisch leichter zu bewältigen ist. Beim ungebundenen System kann die gesamte Unterbaukonstruktion einschließlich Ankerbalken fertiggestellt werden, ohne daß auf die Gespärre Rücksicht genommen zu werden braucht. Beim gebundenen System ist stets ein Balken an ein Gespärre gekoppelt. Die Balkenlage kann daher nicht vor Aufstellen

⁷⁰ Ostendorf (50), S. 60

⁷¹ Kloeppel (33)

⁷² Junge (30), S. 7

⁷³ Wickop (32), S. 686

⁷⁴ Wickop (32), S. 686. Gibt 2,30 m als „Normmaß“ an

⁷⁵ Wickop (32), S. 686

des Dachstuhls fertiggestellt werden. Außerdem muß beim gebundenen System der Balken stets mit dem Gespärre um 90° gedreht werden, da der Dachabbund ja liegend hergestellt wird.

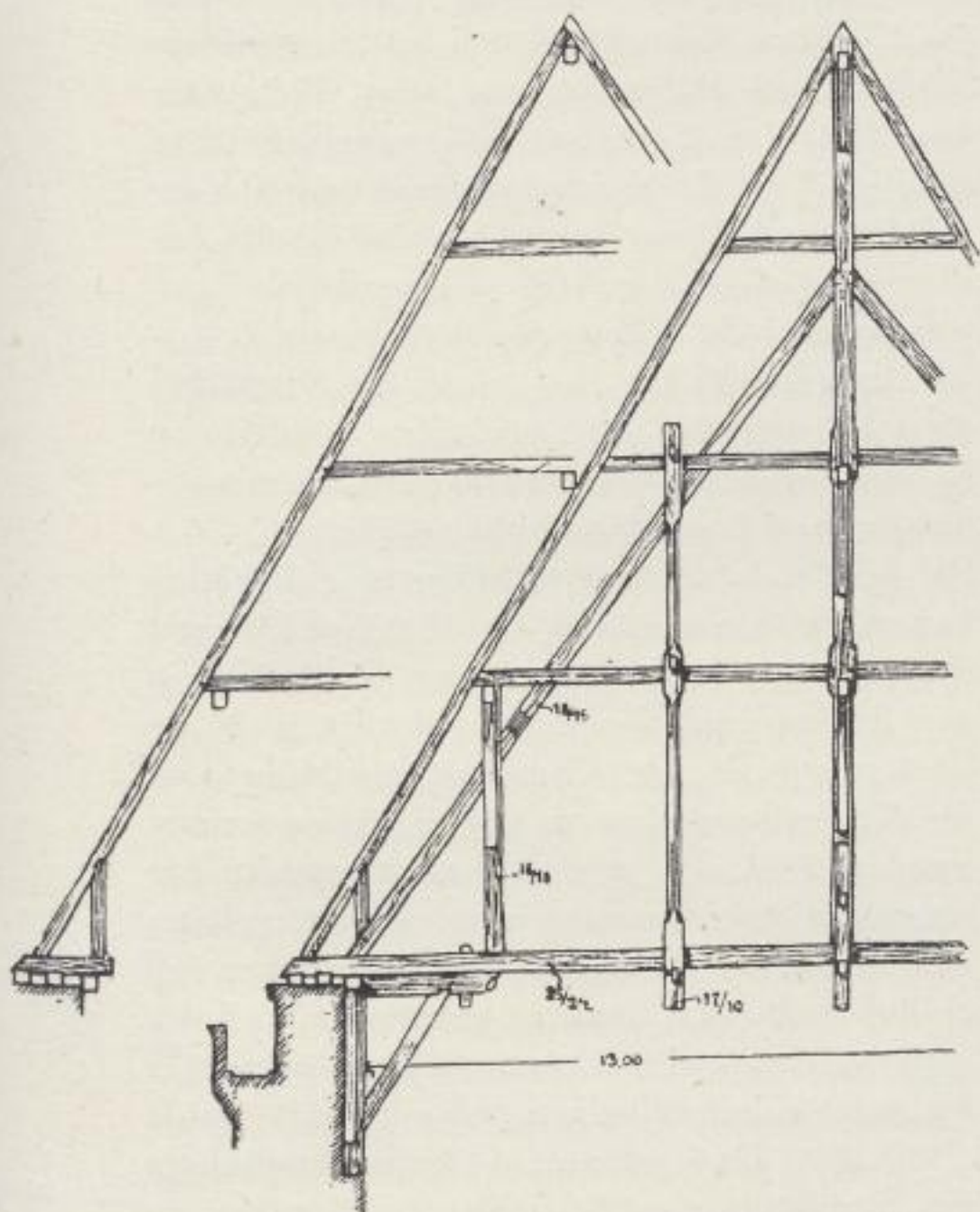


Bild 88: Dachgerüst von Notre Dame in Paris, 1200 (n. Ostendorf)

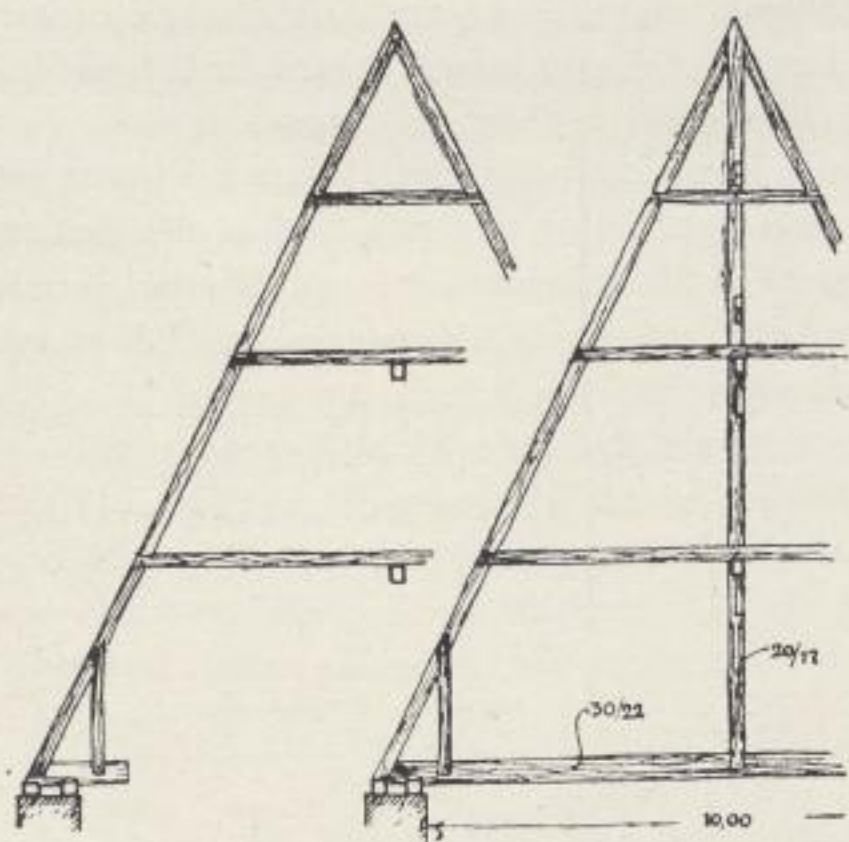


Bild 89: Dachgerüst der Elisabethkirche in Marburg um 1300 (n. Ostendorf)

Das ungebundene System vereinigt daher die statischen Vorteile des Sparrendaches mit den arbeitstechnischen Vorteilen des Pfettendaches. Die Firstsäule wurde aus folgenden Gründen in das binderlose Kehlbalkendach eingeführt:

1. um die Ankerbalken aufhängen zu können,
2. um die Möglichkeit eines wirksamen Längsverbandes in der Firstebene zu schaffen.⁷⁶

Zu diesem Zwecke werden Riegel zwischen die Firstsäulen gezapft und mit Kopfbändern gegen die Säulen verstrebt.

Den Riegeln der ostdeutschen Dachgerüste fiel ursprünglich nur die Aufgabe der Längsaussteifung zu, da sie allgemein ohne Rücksicht auf die Kehlbalkenlagen angeordnet sind und in dieser Lage die Funktion eines Rähms nicht übernehmen konnten. Aus diesem Dachgerüst, in welchem sozusagen jedes Gespärre einen Binder darstellt, wie z. B. bei dem Chor der Katharinenkirche zu Gdańsk (Bild 86), entwickelt sich später ein Dachstuhl, bei dem die Binder als ausgezimmerte Gespärre in größeren Abständen stehen und die dazwischenliegenden Leergespärre mit ihren Kehlbalken auf den Aussteifungsriegeln — hier ist die Bezeichnung Rähm berechtigt — ruhen. Diese Form finden wir bei der Johanniskirche in Toruń (Bild 87). Aber auch bei dieser Weiterentwicklung besitzt jedes Gespärre einen durchgehenden Ankerbalken. Einer späteren Entwicklungsstufe scheint auch die Anordnung einer Fußschwelle unter der Firstsäule anzugehören (Bild 87), die auch als typisches Element in den von Franke überlieferten schlesischen Umgebendehäusern erscheint. Das hohe Alter des binderlosen Daches wird durch das Dach der Nikolaikirche in Berlin beglaubigt, die im älteren Teil (Ende 14. Jahrhundert) ein binderloses Kehlbalkendach und im jüngeren Teil (Ende 15. Jahrhundert) eine Binderkonstruktion zeigt. Beide Dachsysteme verwenden Riegel mit Zapfenschlössern.⁷⁷

⁷⁶ „Dieser Weg ist im Osten Deutschlands im Kolonisationsgebiet — vielleicht nicht, ohne daß eine Einwirkung einer im Westen schon früher ausgebildeten Binderkonstruktion, ein Einfluß hessischer Zimmerkunst statt gehabt hat — eingeschlagen worden, und es ist dort im Mittelalter ein ganz eigentümliches binderloses Dachwerk ausgebildet worden, das einen außergewöhnlichen großen Aufwand an Holz erfordert, und das schon deshalb eben nur in diesem walddreichen Lande zu einer Zeit entstehen konnte, wo im Westen das Holz schon nicht mehr so reichlich vorhanden war.“ Ostendorf (50), S. 24

⁷⁷ Ostendorf (50), Bild 116

Die Kehlbalkendächer mit Firstsäulen sind nicht auf den ostdeutschen Raum beschränkt, sondern entsprechend der großen konstruktiven und daraus erwachsenden mythologischen Bedeutung der Firstsäulen in ganz Europa mit Ausnahme Skandinaviens nachzuweisen. In Westdeutschland waren diese Dachkonstruktionen bereits im 13. Jahrhundert gebräuchlich, wie das Dachgerüst der Elisabethkirche in Marburg beweist (Bild 89). Ostendorf nimmt an, daß diese Konstruktion das Vorbild für die Kirchendächer im ostdeutschen Raum abgegeben habe.

Ein klassisches Verbreitungsgebiet von Kehlbalkendächern mit Firstsäulen ist Frankreich, wo sie im Dachwerk von Notre Dame in Paris schon um 1200 nachgewiesen sind (Bild 88). Die französischen Dachgerüste zeigen gegenüber den frühen ostdeutschen Beispielen (Bild 86) stets eine Trennung in Binder und Leergespärre, sonst stimmen sie aber dahingehend überein, daß die Längsaussteifungsriegel in der Firstebene teilweise auch unabhängig von dem Kehlgebälk angeordnet sind. Bei den westdeutschen und französischen Dachgerüsten finden wir nie eine Längsschwelle unter den Firstsäulen, wie

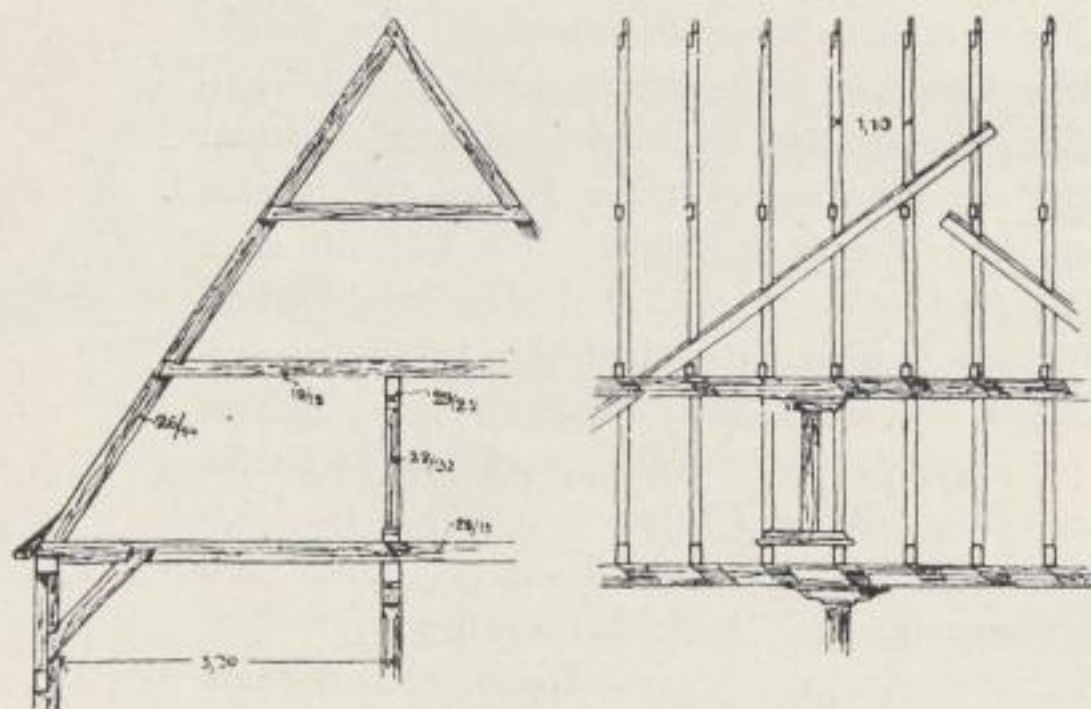


Bild 90: Ältestes Haus in Erfurt, 13. Jahrhundert (n. Ostendorf)

teilweise in Ostdeutschland, die aber auch hier keinerlei konstruktive Bedeutung hat, da die Firstsäule ja stets als Hängesäule ausgebildet ist. Die ostdeutschen und französischen Dachwerke zeigen in einer späten Entwicklungsstufe Firstsäulen mit Kopf- und Fußbändern, die gewöhnlich als „Wilder Mann“ bezeichnet werden. Dieser „Wilde Mann“ ist am charakteristischsten

im alemannischen Bundbau ausgeprägt und in dieser Form an dem 1430 errichteten Eßlinger Rathaus angewandt.⁷⁸ Noch älter ist der „Wilde Mann“ im Giebel eines Marburger Hauses, das aus dem Jahre 1320 stammt.⁷⁹

Die Verbreitung der Firstsäulen-Dachwerke und des „Wilden Mannes“ in den mittelalterlichen Kirchen und Bürgerhäusern zeigt, daß, nach dem Alter der überlieferten Konstruktionen zu urteilen, diese Elemente von West nach Ost gewandert sind. Diese Tatsache widerlegt die Annahme Frankes, der beide Elemente als „ost-indogermanische“ Baugewohnheit hinstellt.

In Deutschland hat sich schon im Mittelalter eine Entwicklung des einfachen binderlosen Kehlbalkendaches zum Kehlbalkendach mit stehendem und liegendem Stuhl angebahnt.

Da der Stuhl im wesentlichen nur lotrechte Lasten aufnehmen kann und die Tragfähigkeit des gesamten Daches, soweit es die Aufnahme von Schnee- und Windlasten betrifft, nicht erhöht, wurde er vor allem dort eingeführt, wo die Kehlbalkendecken zu Lagerzwecken genutzt wurden und die großen Lasten unmittelbar durch die Stuhlsäulen nach unten weitergeleitet werden sollten. Ostendorf denkt sich daher den einfach stehenden Stuhl so entstanden, daß der Längsunterzug der letzten Geschoßbalkenlage bis unter die Kehlbalken weitergeführt wurde (Bild 90). Eine sekundäre Weiterentwicklung der Stuhlsäule zur Firstsäule ist allerdings zu bezweifeln, denn überall dort, wo die Firstsäule altheimisch ist, hat man diese auch nach dem Übergang zum Sparrendach als tragende Stuhlsäule weiterverwandt. Alle Beobachtungen im Lausitzer Raum lassen darauf schließen, daß die Firstsäule früher fast ausnahmslos angewandt wurde und zäh ihren Platz bis heute behauptet hat. Selbst liegende Stühle, die erst im Laufe des 18. Jahrhunderts von Westen her in den Lausitzer Raum eindringen, sind hier mit kleinen Firststielen versehen worden.

Der doppelt stehende Stuhl begegnet uns das erste Mal bei der Klosterkirche in Pforta, 1300.⁸⁰ Er ist die Weiterentwicklung des einfach stehenden Stuhls. Um das Dachgebälk zu entlasten, entwickelt sich der stehende zum liegenden

⁷⁸ Schäfer (60), S. 82

⁷⁹ Schäfer (60), S. 25

⁸⁰ Ostendorf (50), Bild 60

Stuhl.⁸¹ Anfänglich fehlen noch Spannriegel, weil das Dach sehr steil ist, so beim Marburger Rathaus, 15. Jahrhundert.⁸² Dem Spannriegel geht zunächst eine Verdopplung des Kehlgebälks voraus. In der Verdopplung der Hölzer sieht Ostendorf eine alemannische Baugewohnheit. Späterhin werden die Stuhlsäulen auf Schwellen gesetzt, um zwischen diesen und dem Rähm einen Längsverband anordnen zu können. Auf diese Weise entstehen schrägliegende Fachwerkwände.

Ein Vergleich der einzelnen Dachgerüste lehrt, daß zwischen Pfetten- zu Kehlbalkenkonstruktionen viele Übergangsformen bestehen, die eine klare Abgrenzung beider Gruppen nicht ermöglichen. Die Binder der französischen Kehlbalkendächer ähneln denen der Pfettendächer, weil hier sparrenartige Streben als Auflage für die Pfetten dienen. Wenn man von der wesentlich flacheren Neigung absieht, hat auch das durch Hängewerk und Firstsäule gekennzeichnete römische Pfettendach die gleiche konstruktive Grundform und den gleichen Kräftefluß wie die französischen und ostdeutschen Dachstühle. Am klarsten tritt der Pfettendachcharakter bei den südwestdeutschen Dachstühlen hervor, deren Pfetten auf senkrechten Stielen aufliegen. Die Gespärre des friesischen Gulfhauses haben zwar einen Kehlbalken, benutzen aber das Rimm als Fußpfette. Beim Bauernhaus des ostdeutsch-slawischen Raumes werden die Sparren nicht unmittelbar in die Dachbalken gezapft, sondern meist auf eine darüberliegende Fußschwelle aufgeklaut, selbst wenn Sparrenraster und Balkenraster sich gleichen (Tafel 16c). In Schlesien⁸³ und Siebenbürgen⁸⁴ sitzen die Sparrenfüße mittels Geißfuß auf der Schwelle. In Polen werden sie wie bei Pfetten über die Fußschwelle hinweggeführt.

Schier glaubt, das Sparrendach habe sich in einem gewaltigen Siegeszuge von Niederdeutschland bis an die Weichsel ausgedehnt, und hält die pfettendachartigen Sparrenfußpunkte für spätere Degenerationsformen des eigentlichen niedersächsischen Sparrendaches. Diese Auffas-

⁸¹ „Er scheint in Süddeutschland um 1400, vielleicht auch noch etwas früher, aufgekommen zu sein.“ Ostendorf (50), S. 39

⁸² Ostendorf (50), Bild 80

⁸³ Franke (14)

⁸⁴ Phleps (52)



Bild 91: Einfach stehender Stuhl mit Firstsäulen und Längsverband mit „Doppelreitern“ in Burg/Spreewald Nr. 222

sung widerspricht den Tatsachen, da bereits in allernächster Nähe des reinen niedersächsischen Sparrendachgebietes derartige Formen beim friesischen Gulfhaus auftreten und sogar noch bis in die jüngste Zeit angewandt wurden. Ostendorf hat ebenfalls das Ankerbalkenprinzip und die Fußschwelle als Frühform des steilen Kehlbalkendaches in Deutschland gekennzeichnet. Das gebundene Konstruktionssystem des Niedersachsenhauses stellt hingegen eine späte und technisch ausgereifte Entwicklungsform dar, die wahrscheinlich erst im Mittelalter entstanden ist.⁸⁵

Diese Annahme wird durch die Lausitzer Beispiele bestätigt. In den entlegenen Gebieten der Lausitzer Heide und des Spreewaldes haben nur die Bindergespärre einen durchgehenden Ankerbalken, der an einer Firstsäule aufgehängt ist. Die dazwischenliegenden 3–4 Leergespärre sitzen nur mittels kurzem Balkenstumpf auf der

⁸⁵ Das älteste mir bekannte Beispiel ist das 1652 erbaute Häuslingshaus der Ww. Eggerking in Wetschen bei Rhen. (Nach einer Bauaufnahme von Prof. Wickop)



Bild 92: Derselbe Dachstuhl erhält Zwischengesparre zur Aufnahme des Hartdaches. Die beiden letzten Felder sind noch ursprünglich

Fußschwelle auf, während das eigentliche Gebälk in der Regel 50 cm tiefer liegt (Bild 158). In der südlichen Oberlausitz herrschen demgegenüber die gebundenen Systeme mit durchgehendem Gebälk vor, wobei die Deckenbalken gleichzeitig die Aufgabe der Binderbalken des Dachstuhls übernehmen. Diese Konstruktionsweise hat sich wahrscheinlich erst im 16. und 17. Jahrhundert durch deutsche Kolonisten verbreitet, denn sie tritt meist im Verein mit doppelt stehenden und liegenden Dachstühlen auf.



Bild 93: Giebellaube in Burg-Kolonie Nr. 155

Die Dachgerüste der Lausitz

Verbreitung und Entwicklung

In der Lausitz herrscht wie überhaupt im ost-deutschen Raum das Sparrendach. Das einfache binderlose Kehlbalkendach ist jedoch nur in Ausnahmefällen anzutreffen. Als typisch kann ein Dachgerüst angesehen werden, dessen Binder Firstsäulen (nds. *špicbom* von dt. Spitzbaum) haben, zwischen denen Längsriegel angeordnet sind (Bilder 91, 92). Die Längsriegel sitzen hier meist unter den Kehlbalken, so daß sie die Funktion eines Rähms ausüben und damit ein *einfach stehender Stuhl* entsteht. Wie wenig sie aber dieser Aufgabe gerecht werden, ersieht man daraus, daß in den meisten Fällen Rähme und Kehlbalken nicht miteinander verkämmt sind. Oft haben sich die bis zu 6 m weit gespannten Rähme so weit durchgebogen, daß von einer Kraftübertragung keine Rede mehr sein kann (Tafel 3). Dieses Dachgerüst mit Firstsäulenbindern hat in der südlichen Oberlausitz und weiter östlich im gesamten schlesischen Raum eine durchgehende Dachbalkenlage, so daß auch die Leergespärre unverschiebbliche Dreiecke bilden (gebundenes System).

In der Lausitzer Heide und dem Spreewald haben nur noch die Binder durchgehende Dachbalken (Ankerbalken), während die Leergespärre mit kurzen Balkenstümpfen am Fuß verbunden sind (Bilder 92, 158). Die eigentlichen Deckenbalken liegen meist 50 cm tiefer, in



Bild 94: Giebellaube in Burg/Spreewald Nr. 222

manchen Fällen auch nur 20 cm, und sind meist in engeren Abständen als die Sparren verlegt. Sucht man nach den Gründen für eine derartige Konstruktion, so kann der Einwand, man habe einen Drempel zur Vergrößerung des Bergeraumes gebraucht, bei dieser geringen Versenkung nicht geltend gemacht werden. Hier handelt es sich offenbar um ein Weiterleben der alten Ankerbalkenkonstruktionen.



Bild 95: Liegender Dachstuhl mit Krüppelwalm eines Wohnstallhauses in Zschornau, Kreis Kamenz, Nr. 33

Der Firstsäulen-Dachstuhl findet sich sowohl in den sorbischen Gebieten als auch im Kolonisationsgebiet des Lausitzer Berglandes, wo jedoch keine so innige Verbindung zwischen Sparren und Firstsäule vorhanden ist wie in den sorbischen Gebieten. Beim Haus Ebersbach Nr. 135/178 (Tafel 16 d) stößt die Firstsäule stumpf gegen die Firstverblattung der Sparren. Bei den meisten schlesischen Beispielen, die von Franke überliefert sind, reicht die Firstsäule nicht einmal bis zum First, sondern endigt oft schon an der ersten bzw. zweiten Kehlbalkenlage. Auffällig ist die Fortführung des Dachsystems bis in das Fundament. Die Firstsäule ist somit keine Hängesäule mehr, sondern gibt ihre Last an Säulen und Unterzüge weiter, die in der Firstebene die Deckenbalken unterstützen (Tafel 2). Diese Konstruktionsweise deckt sich völlig mit der von Ostendorf für Südwestdeutschland gezeigten.

In den sorbischen Gebieten ragt die Firstsäule stets in der Art eines „Kaiserstiels“ über die Sparrenoberkante hinaus (Tafel 16). Die Sparren sind hier nur an die Firstsäule angelehnt bzw. haben einen Fersenversatz und werden mit Holznägeln befestigt. Stellenweise tritt der *doppelt stehende Stuhl* auf,⁸⁶ der vorwiegend in der verkehrsbegünstigten sächsischen Oberlausitz und überraschenderweise auch im Spreewald auftritt (Tafel 5), wo er sicher während der Siedlungszeit Friedrichs II. Eingang gefunden hat. Bei den doppelt stehenden Stühlen des Spreewaldes haben jedoch die Firstsäulen nach wie vor ihre Herrschaft behauptet (Tafel 10).

Bei den Wohnstallhäusern der Burger Gegend, die sich durch charakteristische Giebelkammern mit ungleicher Traufhöhe auszeichnen, wird im Wohnteil der doppelt stehende Stuhl und im Wirtschaftsteil der einfach stehende Stuhl angewandt (Tafeln 4, 5). Das eine Stuhlrahm des doppelt stehenden Stuhls bildet zugleich die Fußpfette für die höher gelegene Dachtraufe der

⁸⁶ Der doppelt stehende Stuhl ist wahrscheinlich erst nach dem 30jährigen Krieg nach Ostdeutschland gelangt. Vorher hat man nur den Firstsäulendachstuhl gekannt. Die Typenentwürfe Friedrichs II. für die Besiedlung Oberschlesiens zeigen bereits 1750 allgemein den doppelt stehenden Stuhl (Helmigk (27), S. 207). Im Weichsel-Nogat-Delta erscheint 1824 ein Dachwerk mit doppelt stehendem Stuhl (Haus Müren in Knojan), während alle älteren Bauwerke ausnahmslos das reine Kehlbalkendach tragen. (Bertram, La Baume, Kloeppel (33), S. 167)

Giebelkammer (Bilder 93, 94). Der *liegende Stuhl* hat sich wahrscheinlich im 18. Jahrhundert in den Randgebieten der Lausitz, z. B. in der Kamener Gegend (Bild 95) und in den verkehrsbegünstigten Weberdörfern des Lausitzer Berglandes (Tafeln 1, 9), eingebürgert, nachdem er schon früher in den Städten und den großen Gutsbauten Fuß gefaßt hatte.⁸⁷ Die liegenden Stühle mit den sich nach oben verbreiternden Stuhlsäulen und Spannriegeln halten sich an die in Südwestdeutschland übliche Grundform und dürften von dorthier übernommen worden sein. Sie wurden bis 10 m Gebäudetiefe freitragend ausgeführt (Tafel 1). Gelegentlich sind aber im Lausitzer Gebirge auch bei liegenden Stühlen Firstsäulen angeordnet, die ein drittes Rähm in der Firstebene aufnehmen.⁸⁸ Bei liegenden Dachstühlen tritt nur das „gebundene System“ auf, bei dem jedem Gespärre ein Deckenbalken zugeordnet ist; auch ein Beweis dafür, daß das gebundene System jüngeren Datums als das ungebundene System ist.

Beziehungen zwischen Grundrißgefüge und Dachgerüst

Die Anzahl und Aufteilung der Binder ist nicht einheitlich durchgeführt. Meist sind jedoch bei kleinen dreizelligen Gebäuden vier Binder vorhanden, zwei an den Giebeln und zwei über den Flurwänden (Tafel 5). Auf diese Weise ergeben sich unterschiedliche Binderabstände, da die Stubenlänge gewöhnlich über 5 m beträgt,⁸⁹ der Flur hingegen nur 3 m breit ist. Dieses Viergebinde, das vom Fundament bis in den Dachstuhl die Gliederung des Gebäudes bestimmt, ist in der Lausitz weit verbreitet und typisch für die Doppelstubenhäuser des Spreewaldes, während die Wohnspeicherhäuser der Lausitzer Heide der geringen Breiten von Flur und Kammer zufolge mit einem Dreigebinde ausreichen (Tafel 3). Das Viergebinde ist auch bei den zweigeschossigen Ständerbauten des Lausitzer Berg-

landes zu finden (Tafel 2), wenngleich in etwas unklarer Form wie im vorliegenden Beispiel, wo die Wandsäulen nicht mit dem Binderraster übereinstimmen.

Phleps bezeichnet das Viergebinde als Grundgefüge des westgermanischen Hauses und sucht dieses System in verschiedene Grundrisse alemannischer und niedersächsischer Häuser hineinzu konstruieren.⁹⁰ Seine Ausführungen können jedoch nicht überzeugen, da er je nach Bedarf Kammer oder Stube mit einbezieht oder wegläßt.

Meist stehen die Binder mit dem Wand- und Grundrißgefüge in Einklang, d. h. sie liegen entweder auf den Querwänden auf, z. B. bei den Blockhäusern (Tafel 4), oder nehmen beim zweigeschossigen Ständerbau den Rhythmus der Wandsäulen auf.

Aus dem Längsschnitt (Tafel 4) geht eindeutig die Abhängigkeit zwischen den Querwänden und der Binderstellung hervor. Man hat den Eindruck, als bestehe das gesamte Gebäude aus drei verschiedenen Konstruktionsböcken, die in sich starre Systeme darstellen und in Binderentfernung aneinandergereiht erscheinen.

Solche Systeme sind:

1. Wohnteil und Giebelkammer mit einem doppelt stehenden Stuhl
2. Stallteil mit einfach stehendem Stuhl
3. Bansen teil mit einfach stehendem Stuhl.

Über dem Flur ist das mittlere Gespärre lediglich durch einen in der Sparrenebene liegenden Riegel gehalten. Auch über der Tenne ist nur ein in der Firstebene liegendes einfaches Riegelholz eingezogen. Die Tatsache dieser Konstruktionsböcke wird durch den Abbund selbst bekräftigt. Die Bundseiten liegen immer an den Außenseiten der Böcke, z. B. an den Giebelaußenseiten und an den Tenneninnenseiten (Bild 91).

Das gleiche Prinzip herrscht im dreizelligen-viergebindigen Haus (Tafel 10). In den meisten Fällen sind über dem Flur die Rähme unterbrochen, weil hier der gewaltige Rauchschlot keine Hölzer zuläßt.

⁸⁷ In den Bautzner Barockbauten ist durchweg der liegende Stuhl zu finden, während die in der Gotik erbaute Ortenburg noch einen stehenden Stuhl besitzt.

⁸⁸ So z. B. bei dem Dach des „Hospitals“ in Ebersbach.

⁸⁹ Aus Petersdorf (Schlesien) ist ein Beispiel bekannt, bei dem der Binderabstand über der Stube sogar über 8 m beträgt. Franke (14), S. 91

⁹⁰ Phleps (52), Tafel 29

Zweckmäßigkeit und Wirtschaftlichkeit der angewandten Dachkonstruktionen

Diese Frage erscheint besonders wichtig, da sie von der volkskundlichen Literatur bisher nicht behandelt worden ist. Daher sind oft voreilige Behauptungen über das Maß der technischen Vollkommenheit einer bestimmten Konstruktion aufgestellt worden.

B. Wedler hat 1943 einen Untersuchungsbericht veröffentlicht, der einen „umfassenden Vergleich der gebräuchlichsten älteren und der wichtigsten neueren Bauarten auf vollkommen einheitlicher Grundlage durchführt“. Dieser Bericht bringt erstmalig eindeutige Angaben über die Zweckmäßigkeit der einzelnen Konstruktionen in Abhängigkeit von Spannweite und Dachneigung. Auf der Grundlage statischer Berechnungen kommt Wedler unter Berücksichtigung der beiden untersuchten Dachneigungen von 35° und 50° zu folgendem Ergebnis: „Das Sparren- und Kehlbalckendach hat einen wesentlich geringeren Holzbedarf als das Pfettendach, und zwar beträgt der Unterschied bei kleinen und mittleren Haustiefen (7,25 m und 9,38 m) 22 bis 39 %. Mit Rücksicht auf die erforderliche Holzersparnis sollte man überall dort, wo die Aufnahme des waagerechten Schubes möglich ist, mit Ausnahme von sehr großen Haustiefen, das Sparren- bzw. Kehlbalckendach verwenden. Wedler stellt die Dachstühle für die Aufnahme der auf die Dachfläche wirkenden Lasten jedoch nicht in Rechnung.“⁹¹

Da die Lausitzer Dachgerüste kaum größere Spannweiten als 10 m haben — am häufigsten nur 6 bis 8 m — und Wedler für diesen Bereich das einfache Kehlbalckendach als wirtschaftlichste Dachkonstruktion nachgewiesen hat, so wurde dieses einfache, nach heutigen Gesichtspunkten hergestellte Kehlbalckendach als Vergleichsmaßstab herangezogen. Bei dem Vergleich mit einem Kehlbalckendach neuerer Konstruktion muß

⁹¹ „Die Stühle haben beim Sparrendach tatsächlich nur den Zweck, lotrechte Lasten der Kehlbalckenlagen aufzunehmen und auf die unter den Stielen anzuordnenden Mauern abzuleiten. Daneben erhöhen sie durch ihre Kopfbänder die Längssteifigkeit des Dachwerkes. Sie haben aber nicht die Aufgabe, als Bestandteil des Dachtragwerkes zu wirken und etwa Schnee, Wind und andere Dachlasten aufzunehmen.“ Wedler (73), S. 9



Bild 96: Fortleben der alten Reiterkonstruktion des Dachlängsverbandes bei einem Schuppenbau der „Bleiche“ in Burg-Kolonie

allerdings berücksichtigt werden, daß sich auch die Arbeitstechnik verändert hat. Während man früher ausschließlich Holzverbindungen anwandte und Holznägel zur Sicherung der Zapfen benutzte, wird heute der Kehlbalcken nur mittels Nägeln an die Sparren angeschlossen. Dadurch braucht der Sparren an der am meisten beanspruchten Stelle nicht geschwächt zu werden.

Die Untersuchung beschäftigt sich mit einem liegenden Dachstuhl in Ebersbach (Lausitzer Bergland) und einem doppelt stehenden Stuhl in Lehde (Spreewald). Den alten Dachgerüsten wurde unter Beibehaltung sämtlicher äußerer Bedingungen, wie Spannweite, Dachneigung, Belastung, jeweils ein nach statischen Erfordernissen bemessenes einfaches Kehlbalckendach gegenübergestellt. Der Vergleich des Holzverbrauchs beider Dachkonstruktionen zeigt folgendes aufschlußreiche Ergebnis:

Bei dem Kehlbalckendach mit liegendem Stuhl (Tafel 9) würden die vorhandenen Sparren in Verbindung mit dem Kehlbalcken bereits die Tragfähigkeit des Dachsystems gewährleisten. Der gesamte Stuhl könnte also aus dem Dach entfernt werden, ohne daß dadurch die Standicherheit gefährdet wäre. Zur Herstellung des Längsverbandes genügten einige Windrispen. Die Gegenüberstellung des Gesamtholzverbrauchs zeigt, daß man heute die gleiche Aufgabe mit dem halben Materialaufwand lösen würde.

Bei dem Kehlbalckendach mit doppelt stehendem Stuhl (Tafel 10) sind die Unterschiede noch krasser. Wenn man hier den Stuhl entfernt und

nur Sparren und Kehlbalken für die Tragfähigkeit heranzieht, wäre das Dachwerk noch fast um das Doppelte überdimensioniert. Die Gegenüberstellung des Gesamtholzverbrauchs zeigt, daß man heute nur 37 % des vorhandenen Materials benötigte.

Diese Tatsachen bestätigen, daß der Stuhl wohl kaum in das binderlose Kehlbalkendach eingeführt wurde, um die Tragfähigkeit des Dachwerks zu erhöhen, sondern nur aus folgenden Bedingungen hergeleitet werden kann:

1. um ein besseres Aufstellen der Gespärre zu gewährleisten. Sparrendächer sind schwierig aufzustellen, weil stets der Deckenbalken gemeinsam mit dem Gespärre abgebunden werden muß. Beim Aufrichten des Gespärres muß der Deckenbalken mit gedreht werden. Durch Anordnung eines Dachstuhls können die Sparren ähnlich wie beim Pfettendach erst nach dem Verlegen der letzten Balkenlage aufgebracht werden;
2. um die Deformation des Dachwerks bei einseitiger Windbelastung herabzumindern, indem die beiden Rähme bis zu einem gewissen Grade eine starre Kehlbalkenscheibe bilden;
3. um eine sichere Längsversteifung mittels Kopfbändern anbringen zu können;
4. um die Kehlbalkenlage zur Aufnahme größerer Lasten zu befähigen, besonders dort, wo diese zu Lagerzwecken genutzt wird. Die senkrechten Lasten der Kehlbalkendecke werden dann unmittelbar von den Stielen aufgenommen.

Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß diese Vorteile durch einen sehr großen Materialaufwand erkauft wurden. Betrachten wir vergleichsweise das binderlose Kehlbalkendach eines niedersächsischen Bauernhauses, so finden sich durchweg Konstruktionen, die bei einer Dielenbreite von etwa 8 m und einem Gespärreabstand von 2,50 m Sparren aus Rundhölzern von 20 cm Durchmesser verwenden und den heutigen statischen Erfordernissen sehr nahe liegen. Daraus ist zu erkennen, daß eine einfache, derbe Konstruktion wirtschaftlicher und damit technisch vollkommener sein kann als komplizierte Weiterentwicklungen. Besonders die holzverschwendenden Dachgerüste des Spreewaldes mit ihren Gitterträgerrähmen (Tafel 10) stellen eine Fehlentwicklung dar, die nicht aus konstruktiven Er-

fordernissen heraus erwuchs, sondern gedankenlos das für mittelalterliche Kirchendächer geschaffene System auf das Bauernhaus übertrug. Sowohl die Firstsäulen als auch die gitterträgerartigen Kopf- und Fußverstreben können ihre Herkunft aus den Kirchendächern Ostdeutschlands nicht verleugnen. Die einheimischen Zimmerleute wenden diese charakteristischen Dachverbände bis in die Gegenwart hinein an, wie auf Bild 96 ersichtlich ist, wo jedoch die Zugstreben vollkommen sinnwidrig sind.

Die kreuzweise verstrehten Rähme versteifen zwar das Dach in der Längsrichtung, jedoch werden durch den hohen Ansatz der Kopfbänder in den Stielen (Tafel 3) erhebliche Biegespannungen verursacht. Deshalb ist es zweckmäßiger, die Verstreben besonders an den Giebeln bis an die Fußpunkte der Stiele zu führen (Tafel 2). Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, sind sogar die holzsparenden Windrispen günstiger als Dachstühle, weil sie die Dachlängskräfte unmittelbar in die Außenwände ableiten.

Die Dachformen der Lausitz

Das hartnäckige Festhalten am Firstsäulenbinder hat in den sorbischen Gegenden fast ausnahmslos das Satteldach mit ausdrucksvollen Giebeln bewahrt. Erst mit der Verbreitung des doppelt stehenden und liegenden Stuhls gelangte der Krüppelwalm in den Lausitzer Holzbau. Schon die äußere Dachform läßt an der Häufigkeit des Krüppelwalms den deutschen Einfluß erkennen, wobei dieser nicht einer deutschen Besiedlung gleichzusetzen ist, sondern in den meisten Fällen von den Feudalsitzen und Rittergütern ausstrahlte.

In rein sorbischen Dörfern, die einheitlich mit Giebeln durchgebildet sind, heben sich Gasthaus, Schmiede oder Mühle mit Krüppelwalm heraus.⁹² Diese Bauwerke wurden teilweise unmittelbar von den Gutsherren errichtet, wie z. B. Mühlen, die eine zusätzliche Einnahmequelle darstellten, weil die Untertanen verpflichtet waren, ihr Getreide in der von der Guts herrschaft bestimmten Mühle mahlen zu lassen. Im 19. Jahrhundert

⁹² So fiel noch vor wenigen Jahren in Commerau bei Klix die Schmiede als einziges Bauwerk mit Fachwerk und Krüppelwalm gegenüber den heimischen Blockbauten mit Giebeldächern auf.

Bild 97: Strohdach mit einzeln befestigten Schauben in Klein-Partwitz, Kreis Hoyerswerda



übernehmen dann sorbische Großbauern den Krüppelwalm allgemein für ihre Gutsgebäude, wie das die Bauernhöfe des Oberlausitzer Lößlehmgebietes bestätigen. Oft heben sich sogar die Wohnhäuser mit Krüppelwalmen innerhalb eines Gehöfts heraus, während die Wirtschaftsgebäude noch Satteldächer verwenden (Bild 33). Walm- und Mansarddächer finden wir überhaupt nur bei Rittergütern und Pfarrhäusern. Die „Alte Mangel“ in Ebersbach ist das einzige Beispiel eines Umgebindehauses mit Mansarddach. Hier handelt es sich aber nicht um ein Wohnhaus, sondern um einen frühen Industriebau (Bild 69).

Dachdeckung und Dachneigung

Die verschiedenen Techniken der Stroheckung in der Lausitz

In der Lausitz ist das Strohdach althetnisch, wobei nur das geglättete Schaubendach verwendet wird. Die Oberlausitz zeigt aber heute nur noch wenige Beispiele dieser alten Stroheckung, die sich meist auf Scheunen und Nebengebäude zurückgezogen hat, während Wohnhäuser bereits mit Biberschwänzen gedeckt sind. Finden sich in solchen hartgedeckten Dächern noch Sparrenabstände von etwa 1,50 und mehr, dann läßt

Bild 98: Abgenagtes Bandruten-dach im Spreewald





Bild 99: Aufbringen der Strohschauben

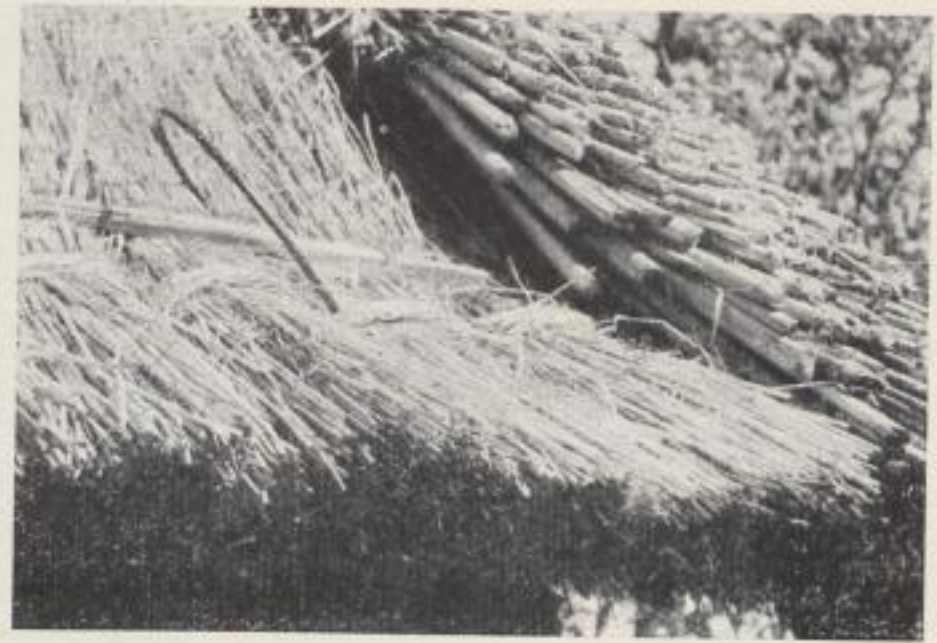


Bild 100: Verlegen der Traufschar

dies mit Sicherheit darauf schließen, daß früher eine Strohdeckung vorhanden war. Biberschwanzdächer lassen selbst bei einem Lattenquerschnitt von 4×6 cm höchstens einen Sparrenabstand von 1,20 m zu (vgl. Tafel 9). Werden alte Dachstühle anstelle des leichten Strohdaches mit dem wesentlich schwereren Biberschwanzdoppeldach eingedeckt, muß zur Aufnahme der zusätzlichen Last in jedem Feld ein Hilfsgespärre eingezogen werden (Bild 92).⁹³

Wir können zwei verschiedene Deckweisen unterscheiden. In der Oberlausitz einschließlich der Lausitzer Heide sind die Schauben einzeln mit Strohseilen an die Latten gebunden (Bild 97) und liegen in 15 bis 20 cm Abstand. Als Latten dienen gespaltene Derbstangen von 8 bis 10 cm Durchmesser, die man alle 30–40 cm mittels

hölzerner Dübel an den Sparren befestigte. In alten Häusern sind noch Latten aus Eschenholz oder Ahorn zu finden.

Im Spreewald werden die Schauben nicht einzeln an die Latten gebunden, sondern jeweils zu vier Stück mittels Bandruten⁹⁴ befestigt. Auch wird hier Stroh nur in Ausnahmefällen als Deckmaterial verwendet, weil dieses eine kurze Lebensdauer hat.⁹⁵ Gewöhnlich werden die Dächer mit dem dauerhafteren Rohr eingedeckt.

Während in der Oberlausitz, abgesehen von den Notbehelfen der Nachkriegszeit, seit 50 Jahren kein Strohdach mehr gedeckt wurde und demzufolge diese Technik verlorengegangen ist, werden im Spreewald noch heute gelegentlich Stroh- oder Rohrdächer ausgeführt. Im Jahre 1954

⁹³ Nach DIN 1055 werden die Gewichte für 1 m^2 geneigte Dachfläche einschl. Latten wie folgt angegeben; Biberschwanzdoppeldach in Mörtelbettung 105 kg/m^2 , Rohrdach, Strohdach 70 kg/m^2 .

⁹⁴ Die Bandruten sind etwa 1 m lange und 2×2 cm starke Latten aus Kiefernholz.

⁹⁵ Die Lebensdauer der Deckungsstoffe wird folgendermaßen angegeben: für Stroh 20–25 Jahre, für Schilf 50 Jahre, für Rohr bis 120 Jahre.

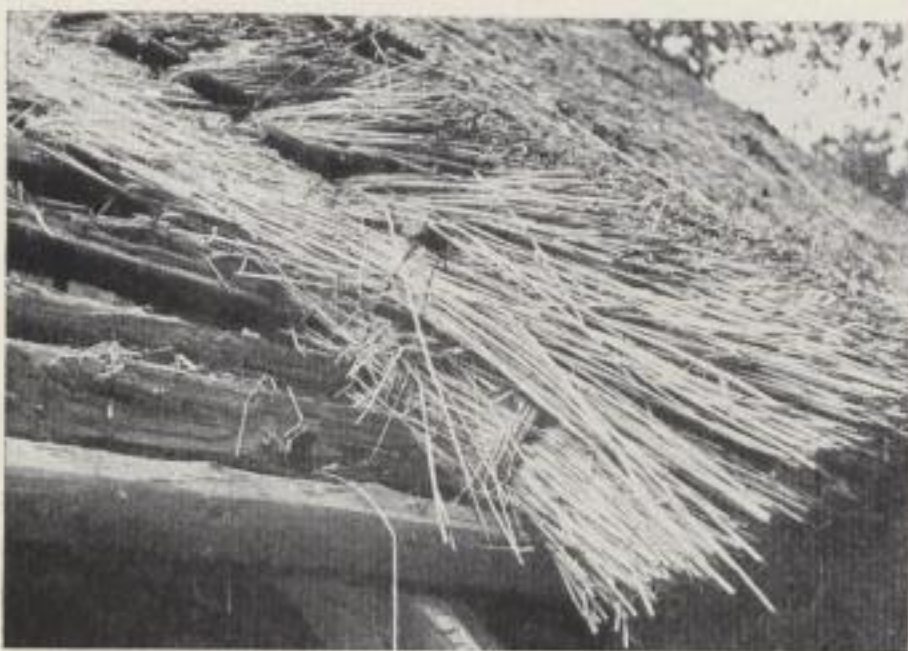


Bild 101: Schnitt durch ein gedecktes Dach



Bild 102: Befestigen der Bandruten



Bild 103: Strohschauben

konnte beim Decken eines gebundenen Strohdaches in Werben, Niederlausitz, folgender Arbeitsablauf beobachtet werden: Zunächst erhielt der Ortgang einen 30 cm breiten Randstreifen aus Schilf, um eine größere Haltbarkeit der Strohdecke zu gewährleisten.⁹⁰ Nach Fertigstellung des Ortganges wurde die Dachfläche in Bahnen zu 1 m Breite eingedeckt (Bild 102). Dieses Maß ergab sich aus der Länge der Bandruten. Die Traufschar bestand aus besonders zugeschnittenen Schauben, die 30 cm vom unteren, stoppelseitigen Ende mit einem Strohseil gebunden waren, das auf der untersten Latte ritt (Bilder 100, 101). Alle weiteren Schauben wurden nach dem Aufbringen aufgeschnitten, und das Stroh wurde gleichmäßig auf Bandrutenbreite verteilt (Bild 102). Als Dachschauben wurden Strohgebinde von 30 bis 35 cm Durchmesser am Halmende und einer Länge von 1,40 bis 1,60 m

⁹⁰ Normalerweise wird dieser Randstreifen nicht verlegt.

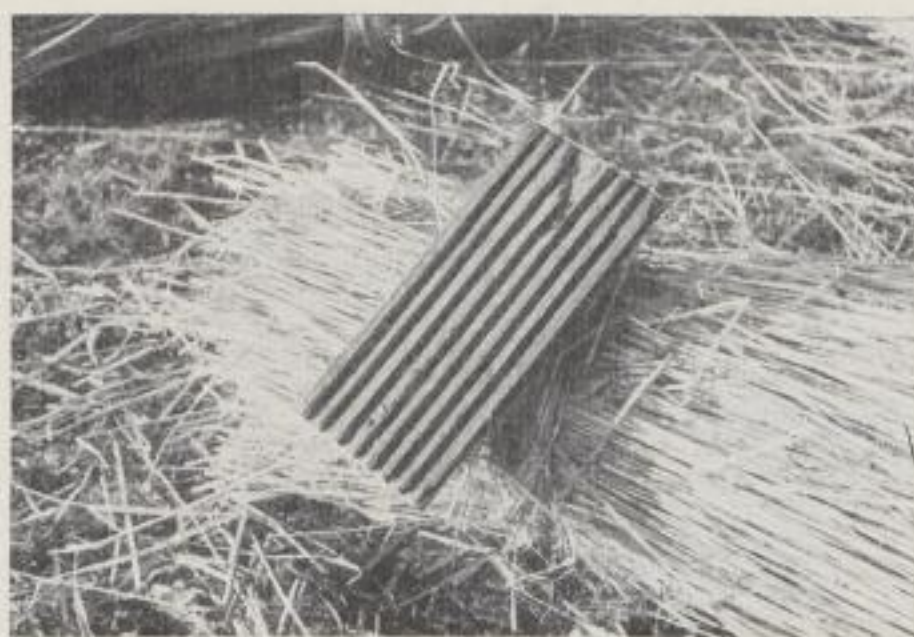


Bild 104: Deckbrett

verwendet, je nach Höhe des Roggens. Nachdem eine genügende Menge Schauben gebunden waren (Bild 103), trug sie der Dachdecker aufs Dach (Bild 99). Die zweitunterste Latte diente zur Befestigung zweier Bandruten, um die beiden untersten Schauben zu halten (Bild 101). Alle übrigen Latten erhielten je eine Bandrute. Es war darauf zu achten, daß die Bandruten in der unteren Hälfte des 30 bis 40 cm dicken Strohpelzes liegen, um beim Abfaulen der Dachhaut nicht hervorzutreten (Bild 98). Nachdem das Stroh auf einer Bandrutenbreite gleichmäßig verteilt und grob mit dem Handteller in Richtung der Dachneigung gestaffelt war, wurde die Bandrute in die bereits fertig gedeckte Bahn hineingestochen, um auf diese Weise das locker ausgebreitete Stroh anzudrücken. Während der Dachdecker mit der linken Hand die Bandrute nach unten preßte, schlug er mit der rechten Hand das Deckbrett (Bild 102) solange gegen die Stoppelenden, bis eine vollkommen ebene

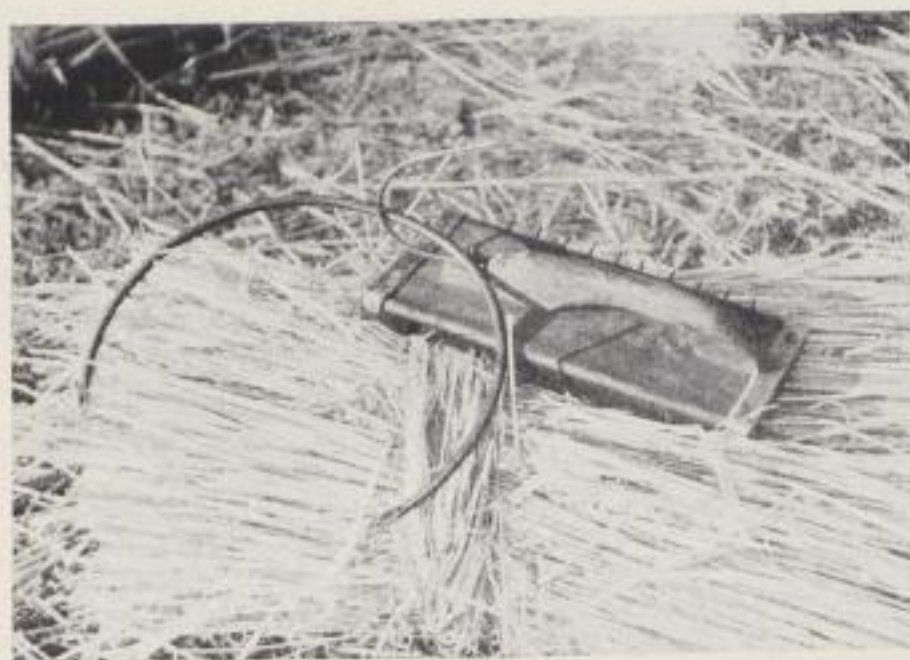


Bild 105: Deckbrett mit Kamm und Rundnadel



Bild 106: Angezogene Bandrute



Bild 107: Nachdunkeln des Strohdaches



Bild 108: Umgebrochener First



Bild 109: Fugendichtung mit Hanf

Oberfläche entstanden war. Das Deckbrett hat gleichmäßige Rillen und seitliche Zinken zum Kämmen des Strohs (Bilder 104, 105). Erst jetzt wurden die Bandruten an jedem Ende mit verzinktem, geglühtem Eisendraht angebunden. Hierfür diente die runde Nadel (Bild 105). Zum Schluß wurden die hervorstehenden Halme mit der Schere abgeschnitten.

Alle Werkzeuge des Dachdeckers haben Haken, um sie an den Dachlatten aufhängen zu können (Bild 106). Das helle Strohdach dunkelt mit der Zeit nach und überzieht sich mit Flechten und Moosen (Bild 107).

Der First kann auf folgende Arten eingedeckt werden:

1. mit Flachschäben und Holznägeln
2. als Rollfirst
3. als umgebrochener First
4. mit Strohlehmzöpfen, Belastungshölzern und Scherenreitern.

Zu 1. Diese Art ist bei den Spreewaldbauten am gebräuchlichsten. Heute wird sie nur noch bei der Abdichtung von Schornsteinen angewandt (Bild 19). Die etwa 20 cm langen Holznägel werden kreuz und quer schräg in die Flachschäben hineingestochen. Nach wenigen Jahren schon stehen diese Holznägel bis zu 10 cm wie Spieße hervor (Bild 98) und geben dem Dachfirst ein bewegtes Aussehen. Auf diese Erscheinung führt Niederle die Entstehung des tschechischen Wortes hřeben = First, gleichbedeutend mit Kamm zurück.

Zu 2. Eine Handvoll Stroh (10 cm dick) wird auf den Erdboden gelegt, eine zweite Handvoll so darüber gelegt, daß die Ähren sich überdecken. Zwei Mann heben den Bund über den Kopf und drehen sich entgegengesetzt um die eigene Achse. Dabei wickelt sich das Stroh zu einem Knoten zusammen. Die so hergestellten Strohseile werden reiterartig dicht an dicht auf den First gesetzt. Durch den Kopf wird eine Bandrute gesteckt.⁹⁷

Zu 3. Der umgebrochene First wird heute am meisten verwandt, weil er am einfachsten herzustellen ist. Die umgebrochenen Schauben werden durch sichtbar bleibende Bandruten befestigt (Bild 108).

Zu 4. Diese Firstausbildung scheint, nach alten Zeichnungen und Fotografien zu urteilen, in großem Maße, besonders in den sorbischen Ge-

⁹⁷ Kaminski (31)

Bild 110: Giebelverschieferung in
Obercunnersdorf, Kreis Löbau



bieten, verbreitet gewesen zu sein. Die Belastungshölzer sind auch heute noch zu finden, nur fehlen meist die Reiter (Bild 112). Aus Berg bei Muskau ist noch ein Firstjoch (Giebelspanne) bezeugt,⁹⁸ das die Belastungshölzer am Giebel verspannte (Tafel 16). Heute trifft man diese Vorrichtung nicht mehr an. Die Strohhelmzöpfe (obs. mućenki) werden aus in Lehm-schlempe durchgetretenem Stroh hergestellt.

Die Entwicklung der verschiedenen Deckweisen von Strohdächern

Die ursprüngliche Dachdeckung, die noch während der allgemeinen Verbreitung des Rofendaches in allen Getreidebaulandschaften Europas vorgeherrscht hat, soll eine Dachdecke aus Wirrstroh gewesen sein. Heute findet sich dieses Dach nur noch spurenhafte in Nordeuropa und in großem Maße in Ost- und Südosteuropa. Das Wirrstroh wird hierbei lose auf ein Lattennetz unregelmäßig liegender Rofen und Querhölzer gelegt und durch übergehängte Stangen befe-

stigt.⁹⁹ Diese Stangen werden auch beim russischen und skandinavischen Bretterdach verwendet. Das Wirrstrohdach wird am First durch Dachreiter angedrückt.

Den slawischen Sprachen fehlt eine allgemeine Bezeichnung für das gebundene Deckstroh, was darauf hindeutet, daß in diesen Gegenden nur ein Wirrstrohdach bekannt war. Das einzige ge-

⁹⁸ Rhamm (58) II. 2, 206, bezeichnet diese Deckart als großrussische und serbische Deckung. Weiterhin unterscheidet Rhamm: die *deutsche Deckung* (Schauben aufgelöst und mit Bandruten befestigt, vgl. auch Deckung im Spreewald) und die *westslawische Deckung* (die Schauben werden einzeln an den Latten befestigt). Die „deutsche Deckung“ soll früher in ganz Deutschland verbreitet gewesen sein. Heutzutage wird das Stroh in Nordwestdeutschland mit Zinkdraht und einer halbmeterlangen Nadel an die Latten genäht.



Bild 111: Eingezapfte Sparrenfüße mit vorkragenden
Aufschieblingen in Dissen, Kreis Cottbus

meinsame Wort kiczka, kitica (Strauß) kann am ehesten mit Schauben verglichen werden.¹⁰⁰ Im Obersorbischen finden wir: kić für Strauß, und im Niedersorbischen bedeutet kišina den Giebelschmuck der gekreuzten Windbretter¹⁰¹ (Tafel 16).

Bei der Anwendung von „kiticy“ zeigt die Dachfläche scharf abgegrenzte Lagen oder Schichten. Das ist überall der Fall, wo diese Anordnung auf slawischer Seite vorkommt. Auf deutschem Boden hingegen erscheint das Strohdach stets glatt, weil die Halmenden mit dem Deckbrett glatt geklopft werden.¹⁰² Die Vermutung, daß die Slawen von deutscher Seite die Schauben entlehnt haben, wird auch durch das deutsche Lehnwort für die Dachlatten bekräftigt (vgl. obersorbisch lata).

Die Staffelung der Schauben ist besonders dem westslawischen Gebiet eigentümlich. Sie muß ehemals auch den Sorben bekannt gewesen sein, wo sie Rhamm im Westen des alten Sorbenlandes bei Torgau und Delitzsch nebst anderen slawischen Rückständen (Gartenstellung der Scheune) beobachtet hat. In der preußischen Lausitz hingegen hat er sie nirgends mehr angetroffen.¹⁰³

¹⁰⁰ Rhamm (58) II. 2, S. 222. Bei allen deutschen Stämmen heißt der Strohbund im Gegensatz zu Garbe „Schaube“, ein Zeugnis für das hohe Alter des Schaubendaches bei den Westgermanen.

¹⁰¹ Černý (10)

¹⁰² Rhamm (58), II. 2, S. 208

¹⁰³ Rhamm (58), II. 2, S. 208

Die Dachneigung

Die Dachneigung ist abhängig von den Deckungsstoffen. Da früher ausschließlich Strohdächer verwandt wurden, kommen Neigungen unter 48° nicht vor. Wie aus den Tafeln hervorgeht, ist in den sorbischen Gebieten diese Mindestdachneigung durchweg beibehalten. Die den eingeschossigen Blockhäusern der Heide und des Spreewaldes eigene geringe Dachneigung, die nur wenig steiler als der rechte Winkel ist, verleiht diesen Bauten einen bodenverbundenen, lagerhaften Eindruck, während im Lausitzer Gebirge besonders bei zweigeschossigen Bauten steilere Neigungen bis zu 60° bevorzugt werden, die den hochstrebenden und lebendigen Charakter der hier üblichen Bauweise noch unterstreichen. Als Grund hierfür mag angeführt werden, daß man bei dem rauen, sturmreichen Gebirgsklima auf ein rascheres Abfließen des Regenwassers bedacht war als in der Ebene. Auch nach dem Übergang zu harten Dacheindeckungsstoffen behielt man die alten Dachneigungen bei. Erst in den letzten Jahrzehnten verringerten sich die Dachneigungen, weil das alte Sparrendach durch ein Pfettendach abgelöst wurde. So findet man heute vorwiegend bei zweigeschossigen Gebäuden viele Dächer, deren Neigung bei etwa 40° liegt.

Normalerweise ist in der Lausitz die Strohddeckung durch das Biberschwanzdoppeldach abgelöst worden. Im Lausitzer Bergland hat in der



Bild 112: Belastungshölzer am First in Rauden, Kreis Hoyerswerda, Nr. 18



Bild 113: Überkreuzte Windbretter im Spreewald

zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Schablonenschiefer seinen Einzug gehalten, der hauptsächlich aus Lehesten, Thüringen, eingeführt wurde. Der zunehmende Holzmangel bedingte es, daß auch Giebel- und Wandflächen verschiefert wurden. Die Forderung nach zusätzlichem Kälteschutz scheint jedenfalls bei den nur 300 m ü. NN liegenden Häusern nicht die ausschlaggebende Rolle gespielt zu haben. So kann man bei den Lausitzer Umgebendehäusern von einer „Schiefermode“ sprechen. Meist wird heller und dunkler Schiefer zusammen verwendet, und die sechseckigen Schablonen werden in phantasiereichen Mustern zusammengestellt, die auf ihre Weise die lebhafteste Eigenart des „Oberländers“ ausdrücken. Diese Verschieferungen bestimmen heute so weitgehend das Ortsbild, daß man sie bereits als ein heimisches Bauelement empfindet. Neben dem Schablonenschiefer sind einige Verschieferungen in handwerklicher Ausführung besonders hervorzuheben (Bild 110).

Dachgauben

Bei der ursprünglichen Strohdeckung wurden überhaupt keine Dachgauben angeordnet. Erst im Biberschwanzdach beleben kleine Fledermausgauben die Dachfläche. Die Bauernhäuser der sorbischen Gebiete verzichteten sogar noch bei harter Bedachung auf Gauben, da der Dachraum für Wohnzwecke nicht genutzt wird und Öffnungen im Giebel für die Belichtung und Belüftung ausreichen. Im Lausitzer Bergland

wurden die Weberhäuser schon früh von mehreren Familien belegt, die auch das Dachgeschoß für Wohnzwecke nutzten. So treten hier Hand in Hand mit dem Einzuge des Schiefers auch verschiedene mehr oder minder schöne Dachgauben auf. Das stehende Dachhäuschen mit rundem Blechdach erfreut sich allgemeiner Beliebtheit.

Die Dachtraufe

Die Traufausbildung hängt von dem Dachtragwerk und der Dachhaut ab. Beim Sparrendach werden am zweckmäßigsten die Sparren in die Deckenbalken eingezapft. Damit sind Traufhöhe und Sparrenfußpunkt in einer Ebene festgelegt. In den sorbischen Gebieten der Lausitz ist es auch bei Sparrendächern üblich, den für Pfettenkonstruktionen bezeichnenden überschießenden Sparren anzuwenden. Diese Aufgabe wurde auf zweierlei Art gelöst:

1. durch Aufschieblinge, die freikragend auf dem Vorholz des Balkenkopfes sitzen und genau wie Sparrenköpfe ausgebildet sind (Bild 111),
2. durch Verblattung von Balken und Sparren (Bild 92).

Besonders die Verblattung ist typisch. Man vermeidet auf diese Weise den durch jeden Aufschiebling bedingten Knick in der Dachfläche, die sich in der äußeren Form durch nichts von der eines Pfettendaches unterscheidet. An dem Leergespärre sind nur etwa 40 cm lange Balkenstümpfe angeblattet (Tafel 16 c). In einigen Fällen ist das Balkenstück noch zusätzlich durch einen kurzen Stiel gegen den Sparren abgesteift. Dieser verstrehte Sparrenfußpunkt wird von den sorbischen Zimmerleuten mit Knie (nds. koleno) bezeichnet. Der Übergang zum Hartdach führt zu Traufausbildungen ohne vorkragende Aufschieblinge (Tafel 16 a). Diese Formen sind besonders im Lausitzer Bergland zu finden.

Eine charakteristische Erscheinung aller Lausitzer Holzbauten ist der große, hofseitige Traufüberstand, der dadurch erreicht wird, daß man das Dachgebälk bis zu 1 m vorkragen läßt (Tafel 16 c). Da dieser Überstand auf der gegenüberliegenden Traufseite fehlt, die Dachneigung

aber nach beiden Traufen gleich ist, sitzt der First nicht in der Mittelachse des Gebäudes, sondern ist zur Hofseite hin verschoben (Tafel 3). Wenn die Deckenbalken tiefer als das Dachgebälk liegen, so werden oft schon die Bohlenkränze des Drempegeschosses ausgekragt (Tafel 16 c). Bei zweigeschossigen Bauten wird dieser Dachüberstand in vielen Fällen durch ein vorkragendes Obergeschoß mit Galerie genutzt. Der große Traufüberstand beschränkt sich bei Wohnstallhäusern meist nur auf den Wirtschaftsteil, damit man wettergeschützt zwischen Flur und Ställen gehen kann. Das wird entweder erreicht durch einen Rücksprung der Außenwand oder durch eine Veränderung der Dachneigung. Im letzten Falle entsteht zwischen Wohnteil und Wirtschaftsteil ein Absatz in der Dachfläche (Bild 44), der bei vielen Umgebinderhäusern des Lausitzer Berglandes zu finden ist.

Giebel und Ortgang

Der letzte Binder liegt stets bündig mit der Giebelwand, zu deren Schutz die Dachlatten noch 40 bis 60 cm vorstehen. Zur Sicherung der Dachhaut sind am Ortgang etwa 15 cm breite Windbretter angebracht (Tafel 16 c), die auf den Latten aufliegen und durch Keile in ihrer Lage gehalten werden. Eine besonders charakteristische Erscheinung der nördlichen Oberlausitz und der Niederlausitz ist der Giebelschmuck (Bild 113) (obs. kičina). Meist werden die Windbretter am First überkreuzt und die 40 bis 60 cm überstehenden Enden mehr oder weniger profiliert ausgeschnitten. Im Spreewald soll das gebräuchlichste Motiv den Schlangenkönig darstellen, der in der Mythologie eine große Rolle spielt. Dieser eigentümliche Giebelschmuck verliert sich in der südlichen Lausitz. Aus Ralbitz und Kotten sind noch Beispiele bekannt, wo nur ein senkrecht, profiliertes Brett vom First nach oben steht.¹⁰⁴ Diese senkrechten Firststiele sind vor allem in Masuren beheimatet und dort unter dem Namen Giebelpuppen bekannt. Sie sind aus einem Kantholz geschnitzt und überragen wie ein „Kaiserstiel“ den First, haben aber keine Beziehung zum Dachgerüst, sondern sind nur ein Bestandteil der Giebelver-

bretterung. In Osthannover ist die Giebelpuppe unter dem Namen „Wendenstiel“ bekannt,¹⁰⁵ der aber nicht nur als ethnisches Merkmal aufgefaßt werden kann. Das gleiche gilt von den gekreuzten Windbrettern, die, in der Form eines Pferdekopfes ausgeschnitten, oft als Besonderheit des niedersächsischen Stammes bezeichnet werden; sie sind aber in vielen europäischen Gebieten zu finden, wobei das ursprüngliche Symbol leicht verblaßt und neue Formen auftreten, wie in Tirol, wo in entlegenen Tälern als Giebelschmuck nur das Pferd erscheint, während im wohlhabenderen Unterinntal das alte Roßbild durch Köpfe von Löwen, Hirschen usw. verdrängt ist.¹⁰⁶ Solche Windbretter (russ. pričelina, krylje) sind auch bei dem großrussischen Wohnhause mit Satteldach ganz gewöhnlich. Pferdeköpfe sind für Nowgorod bezeugt.¹⁰⁷ Ein klassisches Verbreitungsgebiet des Giebelschmuckes ist Nordostpolen und Litauen. Hier sind die phantasievollsten Ausbildungen in Form der Windbrettüberblattungen oder eines einfachen, senkrecht stehenden Brettes anzutreffen.¹⁰⁸ Giebelverzierungen sind heute noch zahlreich auf dem Darß zu finden, aber nicht als Pferdeköpfe, sondern in abstrakten Formen, die denen des Spreewaldes nahestehen. Auf niedersächsischen Einfluß zu deuten, verbietet die Tatsache, daß die Bauernhäuser des Weichsel-Nogat-Deltas, das erst in kolonialisatorischer Zeit niedersächsisch besiedelt wurde, keine derartigen Verzierungen haben.¹⁰⁹

Von den Wesermarschen wird berichtet, daß Pferdeköpfe als Giebelkrönung durchaus nicht immer üblich sind. Häufiger kommt ein dreieckiges Feld mit einem Mittelstiel vor.¹¹⁰ Die vielseitige Verwendung von Tiergestalten bei Konstruktionsteilen des Hauses hat einen mythologischen Hintergrund, denn bestimmte Tiere, wie Vögel und Schlangen, galten als Schutzgeister des Hauses.

¹⁰⁵ Bhs. i. dt. Reich (12): „Vielfach wird angenommen, daß nur die Wenden den Wendenstiel im Hausgiebel führten. In Rehburg, Wunstorf u. Wiedensahl tragen jedoch viele Häuser gleichzeitig den Wendenstiel und die Pferdeköpfe oder den Morgenstern und den Mond.“

¹⁰⁶ Rhamm (58) II. 2, 282

¹⁰⁷ Rhamm (58) II. 2, S. 280

¹⁰⁸ Dethlefsen (13), T. 7

¹⁰⁹ Bertram, La Baume, Kloeppel (5)

¹¹⁰ Bhs. i. dt. Reich (12)

¹⁰⁴ Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser

Die Giebel werden allgemein mit senkrechten, bis 40 cm breiten Brettern verschalt. Den unteren Abschluß bildete ein schräges Tropfbrett, das auf einigen Konsolen ruht und dessen Enden meist kunstvoll ausgeschnitten sind. Das Tropfbrett hält Schlagregen von den Fenstern fern. Die Firstsäule des Dachstuhls ermöglicht eine Diagonalnagelung der Giebelschalung. Die-

ses Motiv ist daher besonders im Spreewald heimisch, weil hier die einfach stehenden Stühle mit Firststielen verbreitet sind (Tafel 5). Oft trägt der untere Giebelteil senkrechte Schalung, während über der Kehlbalkenlage Diagonalschalung erscheint. Zwischen beiden Schalungen ist dann nochmals ein Tropfbrett eingefügt (Tafel 5).

Die Decke

Die Decken der Blockhäuser

Bei der Beschreibung der Dachkonstruktionen wurde bereits darauf hingewiesen, daß für das Blockbaugebiet der Lausitzer Heide und des Spreewaldes die versenkten Decken typisch sind, bei denen der Abstand von Oberkante Dachbalken bis Oberkante Deckenbalken im Durchschnitt 50–60 cm beträgt. Das Maß reduziert sich in einigen Fällen so weit, daß über die Deckenbalken nur eine Bohle gelegt werden kann, die dann den Gespärren als Fußschwelle dient. Dieses Konstruktionsprinzip erlaubt es, die Deckenbalken unabhängig vom Sparrenraster zu verlegen (ungebundenes System). Im Spreewald kommen auf die Stubenbreite gewöhnlich 3 Sparren- und 4 Deckenfelder (Bild 158). Selbst in den Fällen, wo das Sparrenraster mit dem Deckenraster übereinstimmt, bleiben beide Systeme ohne Verbindung zueinander. Bei den Blockbauten des Spreewaldes zeigen sich erhebliche Differenzen in der Höhenlage der Decke (Tafel 4). Über dem Flur fallen gewöhnlich Dachdecke und Flurdecke zusammen, während über Stube und Giebelkammer die Decken bis zu 70 cm versenkt liegen. Die niedrigste Deckenlage hat der Kuhstall, einerseits um den Raum warm zu halten, andererseits um über dem Stall genügend Bergeraum zu schaffen. Da bei den Blockhäusern nur die Binder durchgehende Dachbalken erhalten, während man sich bei den Leergespärren mit kurzen Balkenstümpfen begnügt, empfindet man den Höhenunterschied zwischen Decken- und Dachbalken nur jeweils in der Binderebene. Um beim

Begehen des Dachbodens diese Unterschiede bequem zu überwinden, pflegt man im Spreewald beiderseits der Binderbalken kleine, drei- bis vierstufige Treppen aufzustellen.

Die Decken der zweigeschossigen Ständerbauten

Bei den zweigeschossigen Ständerbauten sind die Decken ähnlich wie bei Blockbauten ausgeführt, ihre Höhenlage innerhalb der Säulenkonstruktion schwankt jedoch beträchtlich. In den ältesten Beispielen sind die Deckenbalken der Stube so tief gelegt, daß die Balkenköpfe unter dem Untergurt des Hängefachwerkes sichtbar sind.¹¹¹ In diesem Fall müssen über der Balkenlage noch zusätzlich Kanthölzer zur Dichtung des Schlitzes, der zwischen Fußbodenoberkante und Unterkante des Gitterwerk-Untergurtes entsteht, eingelegt werden. Deshalb bemühte man sich bald, die Decke bis in Höhe des Untergurtes zu heben, legte aber die Balken nach wie vor auf die Blockstube auf, so daß diese keinerlei Verbindung mit dem Traggerüst hatten (Tafel 17). Die Decke setzte sich demzufolge mit den Blockwänden, was meist zu Deformationen führte. In einem Ebersbacher Haus (Tafel 2) hat sich die Decke nach dem Giebel zu um 57 cm gesenkt.¹¹² Diese Erscheinung ist kein Einzelfall und konnte bereits bei eingeschossigen Blockbauten beobachtet werden. Vielleicht war das Giebelumgebände dazu bestimmt ge-

¹¹¹ Franke (14), S. 47

¹¹² Wendt (74), S. 7

wesen, diesen Bewegungen entgegenzuwirken. Die ungleichmäßigen Setzungen sind darauf zurückzuführen, daß die flurseitige Stubenwand durch ihre Türstiele und die massive Feuermauer im Setzen behindert ist.

Während die Deckenbalken der Wohnstube hinter dem Untergurt verschwinden, werden sie über dem Flur gewöhnlich auf den Untergurt des Gitterwerks aufgelegt. Dadurch entsteht ein Sprung in der Decke (Tafel 17). Wenn man vom Flur des Obergeschosses in die über der Wohnstube gelegene Kammer tritt, muß man gewöhnlich eine Stufe von etwa 20 cm hinabsteigen. Alle übrigen an den Flur anschließenden Räume behalten die hohe Deckenlage des Flures bei, außer Tennen, deren Balkenlage erst auf dem Mittelriegel des Gitterfachwerkes liegt.¹¹³ Über Flur und Wirtschaftsteil können die Deckenbalken ohne Nachteil unmittelbar auf den Untergurt des Gitterfachwerkes gelegt werden, weil dieses hier nicht freitragend wie über der Stube angeordnet ist, sondern durch eine normale Lehmfachwerkwand in ganzer Länge unterstützt wird. Im Wirtschaftsteil können demzufolge auch keine Deformationen auftreten.

Die Decken der erdgeschossigen Umgebände

Die erdgeschossigen Umgebände (Tafel 17) unterscheiden sich auch hinsichtlich ihrer Deckenkonstruktion nur wenig von den eingeschossigen Blockbauten. Während die Blockbauten der Lausitzer Heide und des Spreewaldes nur in jedem Binderfeld durchgehende Ankerbalken haben und die Deckenbalken meist ohne Beziehung zum Sparrenraster verlegt sind (ungebundenes System), herrscht bei den erdgeschossigen Umgebänden das gebundene System vor, d. h. jedes Gespärre erhält seinen eigenen durchgehenden Dachbalken und wird damit zu einem selbständigen Dreigelenk verbunden. Das Schönbacher Haus (Bild 46) hat über der Wohnstube dicht übereinander zwei selbständig durchgeführte Balkenlagen. Auch Frankes Beispiele bestätigen, daß im schlesischen Raum das gebundene System herrscht. Allerdings sind auch Häuser des Berglandes bekannt,¹¹⁴ die keine durchgehende Dachbalkenlage haben, sondern

dessen Leersparren in gleicher Weise Balkenstümpfe am Fuß angeblattet haben, wie es bei den Blockbauten der Lausitzer Heide und des Spreewaldes üblich ist.

Die den eingeschossigen Umgebändekonstruktionen eigenen doppelten Decken sind auch dann beibehalten worden, wenn ein weiteres Geschoß aufgesetzt wurde (Tafeln 1, 17), wobei die untere Decke nach wie vor auf der Blockstube aufliegt, die eigentliche Geschoßdecke aber, die den Fußboden der oberen Kammer trägt, mit dem Traggerüst des Umgebändes verbunden wird. Diese doppelten Decken werden häufig zum Anlaß genommen, die Entstehung des Umgebändes der Hausweberei zuzuschreiben. Angeblich habe man die durch den Webstuhl verursachten Erschütterungen der Holzstube nicht auf das Obergeschoß übertragen wollen. Diese Vermutung ist aus folgenden Gründen zurückzuweisen:

1. Die ältesten zweigeschossigen Umgebändehäuser sind zweifellos die zweigeschossigen Ständerbauten. Diese Gebäude haben aber nun auffälligerweise nur eine Decke. Zwar hat sich im 18. Jahrhundert das geschoßweise abgebundene Umgebände durchgesetzt, aber noch bis in das 19. Jahrhundert hinein sind auch die zweigeschossigen Ständerbauten mit einfachen Decken im Oberlausitzer Gebiet der Heimweberei ausgeführt worden.¹¹⁵

2. Auch die eingeschossigen Weberhäuser mit erdgeschossigem Umgebände haben diese doppelten Decken, die hier durch die Trennung von Stubendecke und Dachdecke gekennzeichnet sind. Im Schönbacher Haus (Bild 46) hat die Stubendecke einen Lehmschlag, die Dachdecke nur einen einfachen Bohlenbelag.

Die Anlage der beiden Decken wiederholt sich bei den meisten Umgebändehäusern fast in gleicher Weise. Bei eingeschossigen Bauten (Bild 44) besteht das sogenannte Umgebände an den Längsseiten aus den Säulen, den zwischen die Säulen gespannten Riegeln und den Kopfbändern oder Knaggen. Riegel und Knaggen sind meist bogenförmig ausgeschnitten, auch dort, wo eine Bogenlinie nur annähernd nachgebildet werden kann. Diese arkadenförmige Gestaltung ist aber frühestens im 18. Jahrhundert entstanden. Älter sind einfache, unter 45°

¹¹³ Haus Waldau Nr. 29 (nach Michel)

¹¹⁴ Bauernhaus in Waldau OL., erbaut 1814 (nach Michel)

¹¹⁵ Das Anderssche Wohnhaus in Tüschau (OL.) 1830 (nach Michel)

verlaufende Kopfbänder, wie wir sie heute stellenweise noch finden. Über den Säulen liegen gewöhnlich zwei Rähme, davon wird das untere als Umgebinderähm bezeichnet, weil es die Säulen zusammenhält, das obere ist die Fußschwelle des Dachstuhls, auf der die Balken aufgekämmt sind. Am Giebel liegt der letzte Dachbalken bündig mit Vorderkante Umgebinde. Er dient zugleich zur Befestigung der Giebelverschalung. Wenn die Umgebinderesäulen ringsum in gleicher Höhe durchgeführt werden, erscheinen am Giebel gewöhnlich drei Rähme, wobei der letzte Dachbalken mit eingerechnet ist (Tafel 1).

Bei den erdgeschossigen Umgebinden mit Fachwerkobergeschoß wird die gleiche Anordnung der Rähme beibehalten, nur daß die bisherige Fußschwelle zur „Korbschwelle“ des oberen Geschosses wird (Tafel 17). Meist liegen giebelseitig zwei Korbschwellen auf dem Umgebinderähm auf, auf der Längsseite hingegen nur eine. Man bemüht sich, die Gesamtdicken der Korbschwellen und Umgebinderähme an Giebel und Längsseite einheitlich durchzuführen, um sowohl die erdgeschossigen Umgebinderesäulen als auch die obergeschossigen Fachwerksäulen an allen Hausseiten in gleicher Länge zuschneiden zu können. Durch die gleiche Dicke der waagerecht liegenden Hölzer an Giebel- und Längsseiten ergibt sich weiterhin der große Vorteil eines einheitlichen Setzungsmaßes. Auch das Korbrähm wird nach Möglichkeit an Giebel und Längsseite in gleicher Höhe durchgeführt. Auf dem Korbrähm liegen die Dachbalken auf, deren letzter wieder mit der Giebelaußenkante bündig liegt und auch hier zur Befestigung der Schalung dient (Tafeln 1 und 9).

Beim erdgeschossigen Umgebinde mit Fachwerkobergeschoß liegen die Deckenbalken der Blockstube in Höhe der Umgebinderiegel (Tafel 17). Die darüberliegende Balkenlage ruht vollkommen unabhängig von der darunterliegenden Stubendecke auf den Umgebinderähmen und trägt nur den Fußboden des über der Stube liegenden Raumes. Der zwischen den Decken verbleibende Raum beträgt mitunter 60 cm und dient als willkommenes Versteck für Habe und Menschen in Notzeiten, wie man in vielen Dorfgeschichten nachlesen kann.

Ein Vergleich der Lausitzer Block- und Umgebinderhäuser zeigt die überraschende Überein-

stimmung in der Trennung von Stuben- und Dachdecke bzw. Geschoßdecke. Die Höhendifferenz schwankt zwischen 30—60 cm und wird bei den Blockbauten (Tafeln 3, 4 und 5) durch zwei auf den Deckenbalken liegende Bohlenkränze ausgeglichen, beim Umgebinderhaus durch ein Umgebinderähm und eine Fußschwelle bzw. Korbschwelle. Indem man die Geschoßdecke in eine Ebene mit der Korbschwelle legt, kann man die Dielung des Obergeschosses seitlich auf die etwa 5 cm vor die Wandflucht hervortretende Korbschwelle auflegen und erzielt damit einen sauberen Übergang zwischen Wand und Decke (Tafel 17). Zugleich bedeutet diese Maßnahme einen technischen Fortschritt gegenüber dem üblichen Fachwerkabbund, bei dem die Balkenköpfe zwischen Rähm und Schwelle an der Außenwand sichtbar werden (Bild 75), weil einmal die Balkenköpfe geschützt sind und die Höhe der waagerecht liegenden Hölzer sich um 20 cm verringert, wodurch sich das System um 2 bis 3 cm weniger setzt.

Der Deckenaufbau mit dem Fußboden

In der Lausitzer Heide wird der Fußboden noch in einfachster Weise aus aufgespaltenen Rundhölzern bis zu 10 cm Durchmesser hergestellt (obs. sedlany). Über dem Flur bleibt diese Knüppeldecke ohne zusätzliche Bearbeitung, während sie über der Stube oberseits einen 10 cm dicken Estrich aus Strohlehm und unterseits einen Lehmverstrich erhält. Im Gegensatz zur Knüppeldecke des Flurs und der Stube erhält die Kammer eine Dielung aus 3—4 cm dicken und bis zu 50 cm breiten Bohlen. Die obersorbische Bezeichnung wjerch für Decke bedeutet soviel wie Fürst und steht zweifellos in Zusammenhang mit vielen verwandten Bezeichnungen für Firstsäule und Firstbalken. Diese sprachliche Beziehung läßt vermuten, daß die Stubendecke wohl früher überhaupt den oberen Abschluß des Hauses gebildet hat.

Im Spreewald werden meist einheitlich Bohlendecken verwendet, die über der Stube einen zusätzlichen Lehmschlag erhalten. Über der Giebelkammer wird gelegentlich außerdem noch 20 cm Spreu aufgeschüttet. Die Stalldecken bestehen meist aus Halbhölzern bis zu 20 cm Durchmesser, um eine erhöhte Tragfähigkeit zu gewährleisten, da der Raum über dem Stall

(nds. *nagrozi*) als zusätzliche Banse dient. Die Dielenbretter gehen meist in einem Stück über die gesamte Stubenlänge (5 bis 6 m) durch. Die letzte Bohle wird keilförmig zugeschnitten (Keildiele), um den übriggebliebenen Zwischenraum preß auszufüllen. Sie wird durch ein Loch von der Giebelseite her eingetrieben. Bei Giebelkammern wird die Keildiele außermittig eingeschoben. Wenn die Dielen mit Nut und Feder verbunden sind, müssen an der Keildiele zwei Federn angeschnitten sein. Nur in Ausnahmefällen und meist dort, wo fremde Einflüsse wirksam waren, wurden Decken mit Einschubböden verwendet. Die Einschubbretter liegen hierbei in einer Nut, die etwa in halber Balkenhöhe ausgestemmt ist, und erhalten oberseits einen Lehmschlag und unterseits einen Verputz. Auch der Deckenaufbau der Umgebinderhäuser gleicht in vieler Beziehung dem der Blockhäuser. Sind nur einfache Decken vorhanden wie bei einigen erdgeschossigen Umgebinder, wo mangels selbständig durchgeführter Dachbalkenlage die Erdgeschoßdecke zugleich den Abschluß zum Dachraum hin bildet, oder bei den Umgebinder des zweigeschossigen Ständerbaues, so werden in der ursprünglichsten Form gespundete, 4 cm dicke Bohlen auf die Deckenbalken gelegt, die unterseits gewöhnlich sichtbar bleiben, oberseits aber einen 10 cm dicken Lehmschlag erhalten.¹¹⁶

Technisch vollkommener sind Einschubdecken, bei denen in halber Balkenhöhe eine Nut von etwa 3,5×3,5 cm eingestemmt ist, auf der die Einschubbretter mit Luft aufliegen und dann mittels kleiner Holzklötzchen von oben verkeilt werden (Tafel 17). Da die Einschubbrettchen unterseits sichtbar bleiben, werden sie profiliert und oft sogar der stärkeren Plastik wegen abwechselnd überschoben eingenummt. Die Befesti-

gung überschobenen Einschubs ist mühevoll, weil die tieferliegenden Bretter jeweils an den Auflagern um das Maß ihrer Überfälsung ausgestemmt werden müssen. Die Überfälsung wird gelegentlich selbst bei durchgehenden Dielen angewandt.

Bei Einschubdecken liegt der Fußboden oberseits auf den Deckenbalken auf und besteht aus 3 cm dicken, gespundeten Brettern. Brettbreiten von 50 cm und mehr sind keine Seltenheit. Bei zweigeschossigen Ständerbauten liegt die Dielung gewöhnlich auf dem Untergurt des Gitterwerks auf, bei erdgeschossigem Umgebinder liegt sie mindestens so hoch, daß sie hinter dem Umgebinderriegel verschwindet. In beiden Fällen muß aber die Randdiele den etwa 10 cm breiten Spalt zwischen Blockwand und Umgebinder verdecken. Hierbei darf jedoch der Fußboden nicht an das Umgebinder anstoßen, weil er sich bei Setzungen der Blockstube deformieren würde. Trotz dieser Forderung liegt der Fußboden oft preß an der Umgebinderwand an oder ist sogar auf ein Rähm aufgelegt. Dabei ist es erstaunlicherweise selten zu Schäden gekommen, weil sich die Blockstube meist schon vor Verlegen der Decke gesetzt hatte. Der Raum zwischen Einschub und Dielung wird mit Lehmschlag satt ausgefüllt. Der Spalt zwischen Umgebinderähm und Blockstube wird meist mit Werg gedichtet. Bei den doppelten Decken des erdgeschossigen Umgebinder mit Fachwerkobergeschoß ist die untere, der Blockstube zugehörige Decke meist genau so ausgebildet wie bei eingeschossigen Bauten. Sie erhält entweder oberseitige Dielung oder Einschubbretter. Die darüberliegenden Balken, die auf den Umgebinderähmen aufgelagert sind, erhalten nur eine Dielung (Tafel 17).

Über den Fluren sind gewöhnlich nur einfache Dielenbretter über die Balken gelegt, deren Fugen unterseits mit Deckleisten geschlossen sind. Auf Einschub mit Lehmschlag wird hier verzichtet, weil keine Wärmedämmung erforderlich ist.

¹¹⁶ So bei einem Bauernhaus in Waldau OL., das 1814 errichtet wurde (nach Michel), und Ebersbach Nr. 135/178 (Tafel 2)

Die Feuerstätten

Kennzeichnung und Gliederung der Feuerstätten

Schon Rhamm und Niederle haben herausgestellt, daß der Slawe den Ofen und der Germane den Herd für die Bereitung der Speisen bevorzugt.¹¹⁷ Geramb teilt Europa in einen östlichen peč¹¹⁸ und einen westlichen Herdkulturkreis. Die Nachbarschaft beider Kulturkreise führt in den Ostalpen zur Ausbildung der Rauchstuben. „Der Kochofenkulturkreis erfüllt heute einen großen Teil Skandinaviens, das finnisch-ugrische Gebiet Nordosteuropas, Groß-, Klein- und Weißrußland, Polen, die Slowakei, Teile von Ungarn, das Rauchstubengebiet der Ostalpen und das von Slowenen besiedelte Südslavien.“¹¹⁹

Der norwegische Rauchofen ist ein aus Feldsteinen errichtetes Bauwerk von Mannshöhe, das vor der Ofenmündung einen Herdabsatz (grue, gruva) besitzt.¹²⁰ Als Bestandteil des ildhuses (Feuerhauses) diente er für Back- und Kochzwecke, in der Badestube zur Dampfbereitung, indem die heißen Steine mit Wasser übergossen wurden. Das für die schwedische Wohnstube charakteristische Ofenwerk (mur) stellt eine Verbindung von Backofen (ugn) und Kochherd (grufa) dar. In Nordkarelien sind gemauerte Öfen mit einem Herdabsatz in Gebrauch.¹²¹ Diese aus Steinen errichteten Stubenöfen scheinen sich aus Badestubenöfen entwickelt zu haben.

Der russische Ofen ist im Gegensatz zu den norwegischen und nordkarelischen Beispielen nicht aus Stein, sondern aus Lehm hergestellt. Deshalb ist sein Ursprung im Backofen zu suchen. Sowohl die skandinavischen Steinöfen als

auch die russische peč haben vor der Ofenmündung einen Absatz zum Herauskrücken der Glut oder zum Abstellen der Töpfe.¹²² Diese Absätze übernehmen stellenweise auch im Kochofengebiet die Funktion eines Herdes, so daß man den Bewohnern die Kenntnis der Herdfeuerung nicht absprechen kann. Sie konnte jedoch wohl vor allem aus klimatischen Gründen nicht die Bedeutung erlangen wie in den milderen westeuropäischen Gebieten.

In Skandinavien und Finnland tritt zuweilen ein Hängekessel über dem Herdabsatz auf, der in Innenrußland völlig unbekannt ist. Auch deutet hier das Lehnwort für Kessel (ursl. kotilj) aus got. katils) auf eine späte Übernahme der Einrichtung.¹²³ Rhamm schreibt der slawischen peč folgende Funktionen zu:¹²⁴

1. Backen des Brotes
2. Kochen der Speisen
3. Erwärmen der Stube
4. Baden im Ofen (wo keine besondere Badestube vorhanden ist)¹²⁵
5. Schlafstätte¹²⁶
6. Verwahrung von Kleinvieh.

In der peč ist ferner der Backofen des Dörrhauses aufgegangen, da man die Öfen in zunehmendem Maße auch als Getreidedarre benützte.¹²⁷

Die altslawische peč wird durch Vereinigung dieser Funktionen in einer einzigen Ofenhöhle gekennzeichnet, während Westeuropa für jede

¹²² Sind solche an der Ofenmündung hängenden Kessel eine in der ostslawischen Welt äußerst seltene Erscheinung, so gilt dagegen folgender Brauch als allgemein verbreitet: Aus dem geheizten Ofen werden die glühenden Kohlen auf dem davor befindlichen Absatz zusammengescharrt. An einer Seite des Absatzes ist dafür eine besondere Vertiefung angebracht. Zuweilen ist das eine Art Nische, die nach der Seite hingeht. Zelenin (79), 271

¹²³ Schier (61), 221

¹²⁴ Rhamm (58) II. 2, 106

¹²⁵ Die Ukrainer waschen sich in Trögen, die Südgroßrussen aber und diejenigen Weißrussen, die keine Badestube haben, nehmen Dampfbäder in den Hausöfen, in denen sie ihr Essen kochen oder Brot backen. Zelenin (79) 255

¹²⁶ Die eigentlichen Schlafstätten sind die polati (hohe Schlafbühne). Rhamm (58) II. 2, 109

¹²⁷ Aus der Riege, dem Dörrhaus der Letten, ist die lettische Wohnstube hervorgegangen. Niederle (49) 813

¹¹⁷ „Wer den grundlegenden Unterschied zwischen dem Kochen im Ofen und auf dem Herd und wer das zähe Festhalten des Volkes an solchen Einrichtungen kennt, für den erscheint es vollkommen ausgeschlossen, daß die alten östlichen Völker ein früheres Kochen auf offenem Herdfeuer dem westlichen Kachelofen zuliebe aufgegeben, vielmehr diesen in einen einfachen Stein- oder Lehmofen verwandelt und den Kochvorgang in sein Inneres verlegt hätten.“ Geramb (17)

¹¹⁸ peč = Koch- und Backofen ¹²⁰ Schier (61), 192

¹¹⁹ Schier (61), 221

¹²¹ Geramb (17)

Aufgabe eine besondere Feuerstelle entwickelte, und zwar:

1. den Herd in der Küche
2. den Heizofen in der Stube
3. den Backofen im Freien.

Das hohe Alter der östlichen Backöfen ist durch prähistorische Zeugnisse belegt. Für das 2.—4. Jahrhundert u. Ztr. sind in Podolien Öfen nachgewiesen.¹²⁸ Auf der „Weiten Bleiche“ bei Bautzen ist ein tönerner Ofen aus der Slawenzeit freigelegt worden,¹²⁹ der den heutigen sorbischen Backöfen ähnelt. Eingeschlossene Topfscherben lassen darauf schließen, daß der Ofen auch für Kochzwecke verwendet wurde. Dem peč-Gebiet ist auffallenderweise die Gemeinsamkeit der Urworte für Hanf eigen.¹³⁰ Geramb schließt daraus, daß allen Beteiligten die Sitte des Hanfbades mindestens schon im 1. Jahrhundert v. u. Ztr. bekannt war.

Die am Federsee ausgegrabenen neolithischen Backöfen rechnet Schier nicht zu dem Kochofenkreis, da sie außerhalb des Wohnraumes stehen.¹³¹

In Skandinavien war zwar der Ofen durch die Feuerstätten des eldhuses und der badstofa vorgebildet, hat aber erst nach Aufgabe des Heidentums durch das Beispiel Olaf Kyrres Aufnahme in den Wohnraum gefunden. In heidnischer Zeit galt der offene Herd noch als der Altar des Hauses.¹³²

Die peč ist ein Rauchofen, d. h. eine Höhle mit nur einer in die Wohnstube mündenden Öffnung, durch die sowohl der Ofen beschickt wird als auch der Rauch entweicht, so daß die ganze Stube verräuchert wird. Bei der Beurteilung dieser Rauchstuben darf man sich keinesfalls von unseren heutigen hygienischen Vorstellungen leiten lassen. Der Mensch war nicht nur unempfindlich gegen den Rauch, er benutzte ihn sogar als willkommenen Helfer. Durch den langsam aufsteigenden Rauch wurden Bauholz und Strohdach ausgezeichnet konserviert, das Viehfutter getrocknet und gewürzt und Ungeziefer vertrieben. Schriftliche Quellen bestätigen uns, daß Rauchöfen früher auch im gesamten west-

slawischen Raum verbreitet waren. Aus der Lebensbeschreibung des Meisters Johann Dietz, Feldschers des Großen Kurfürsten, die im Jahre 1680 abgefaßt ist, wird der Rauchofen für Schlesien nachgewiesen.¹³³ Jan Butzbach (1477 bis 1526) schildert uns eine Rauchstube in Westböhmen.¹³⁴ Auch aus Brandenburg werden aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts noch Rauchstuben erwähnt.¹³⁵

Eine häufige Begleiterscheinung des Kochofens ist der Wandkamin (Leuchtkamin). Diese Einrichtung ist von der Ostsee bis in die Alpen zu verfolgen und auch auf ostslawischem Gebiet bekannt.¹³⁶ Hervorzuheben sind der „chodský krb“ bei den Choden des Böhmerwaldes, die slowenische leva, der Wandherd der Horaken im südöstlichen Mähren, der masurische Leuchtkamin und der sorbische pjecak, der vogtländische Wandkamin (Lichthut) und die Egerer Spanleuchte. Dieser Wandkamin war früher sicher auch in Mitteldeutschland weit verbreitet. Nur so ist es erklärlich, daß ihn Meitzen zu einem Bestandteil des „fränkischen Hauses“ rechnet.

Niederle sieht im Wandkamin einen Rest des einstigen nach der Stube gerichteten peč-Feuers. In Wirklichkeit hat aber der Wandkamin nichts mit dem Kochofen zu tun, sondern stellt eine Art Herd dar. Da die ältesten Öfen bereits einen Mauerabsatz vor der Ofenmündung hatten, ist anzunehmen, daß das ursprüngliche Herdfeuer ähnlich der ostalpinen Rauchstube nicht im Flur, sondern auf dem Ofenabsatz in der Wohnstube gebrannt hat. Nach Drehung der Ofenmündung zum Flur (Hinterlader) bewahrte man das Herdfeuer in der Form eines Wandkamins in der Stube.

Mit Ausnahme des ostalpinen Rauchstubengebietes ist im ostdeutsch-westslawischen Raum das Hinterladerprinzip angewandt, d. h. die Beschickung des Stubenofens vom Flur aus. Durch

¹²⁸ Niederle (49) 843

¹²⁹ Wilhelm (76)

¹³⁰ obs. konop = Hanf

¹³¹ „Wir müssen jedoch annehmen, daß die Aufnahme des Back- oder Badeofens in den Wohnraum und seine Verwendung für Koch- und Heizzwecke aus klimatischen Gründen dem nord- und osteuropäischen Kulturkreise vorbehalten war.“ Schier (61) 212

¹³² Schier (61) 216

¹³³ Schier (61) 229

¹³⁴ „Sie haben aus Tannenbalken zusammengezimmerte Wohnstuben mit steinernen Öfen, so breit wie Backöfen, in welchen sie auch ihre Speisen kochen. Wenn dieser Ofen des Morgens eingeheizt wird, so gehen wegen des Rauches, der das ganze Haus bis auf den Söller erfüllt, alle hinaus und erst wenn der Rauch nach Verbrennung des Holzes durch die Türe ausgelassen ist, können sie danach den Tag über darinnen verweilen.“ Butzbach (9)

¹³⁵ Brand (8) 136

¹³⁶ Zelenin hat den Wandkamin bei den Weißrussen im Urwald von Bjelovež beschrieben. Zelenin (79) 282

die Drehung der Ofenmündung zum Flur wurde die Stube rauchfrei. Trotz dieser Drehung blieb jedoch die Funktion unverändert erhalten, denn der Ofen diente weiterhin als Kochofen. Es ist also falsch, lediglich die Hinterladerfeuerung als „oberdeutsch“ zu bezeichnen. Erst wenn in dem Flur ein selbständiger Herd vorhanden ist, bestünde diese Bezeichnung zu Recht, sollte aber besser überhaupt vermieden werden, weil die Entstehung eines Herdes ja nicht unbedingt an deutschen Einfluß gebunden zu sein braucht. In Böhmen wurde der Hinterlader im 16. Jahrhundert eingeführt.¹³⁷ Die Stube erhält daraufhin die Bezeichnung *světnice* = helle Stube. Zur Abführung des Rauches diente ursprünglich nur ein Rauchschlot aus Lehmstakwerk über der Ofenmündung im Flur, der späterhin einem massiven Vorbau vor der Ofenmündung (sogenanntes Vorgelege) Platz macht, auf dem der trichterförmige Rauchschlot sitzt. Die Einführung des Rauchschlotes ermöglichte eine raschere Rauchabführung als in den alten Rauchstuben, bei denen der Rauch nicht sofort in den Dachraum strömte, sondern zunächst in großen Schwaden an die Stubendecke stieg und sich dort abkühlte. Die erhöhte Rauchgasgeschwindigkeit im Rauchschlot stellte somit eine größere Brandgefahr für die Strohdächer dar. Dehnt sich das Vorgelege über die gesamte Breite des Flures aus, spricht man von einer „schwarzen Küche“. Sie findet sich besonders dort, wo beiderseits des Flurs ein heizbares Gemach liegt. Ihrer weiten Verbreitung in West- und Nordostpolen wegen wird sie auch „Polnische Küche“ genannt. Dieser massive, fensterlose Innenraum im Flur, dessen Decke ebenfalls trichterförmig in den Rauchschlot übergeht, ist in folgenden Ländern verbreitet: Schweden, Lettland, Polen, vorwiegend im Norden, um Poznań und in Schlesien, Brandenburg, Böhmen, Mähren, Slowakei, Ungarn, Kroatien, Niederösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg und der Schweiz.¹³⁸ Innerhalb dieses gewaltigen Bereiches zeigen jedoch die „schwarzen Küchen“ grundlegende Unterschiede in ihrer Funktion. Im ostdeutsch-westslawischen Gebiet stellt dieser Raum mangels eines offenen Herdes gar keine Küche dar und dient nur zum Beschicken der Kochöfen. Im Westalpenraum sind Herde mit Kesseltöpfen

in der Küche die Regel.¹³⁹ Diese Unterschiede im Wesen der Einrichtung lassen sich wie folgt erklären:

1. Die ostdeutsch-slawische „schwarze Küche“ ist eine junge Erscheinung, die sich im Zuge der Hinterladerfeuerung aus dem Vorgelege entwickelt hat. Sie bleibt deshalb zunächst auf wohlhabendere Anlagen beschränkt, während einfache Häuser sich eines einfachen Rauchschlotes mit Vorgelege bedienen.
2. In der westalpinen „schwarzen Küche“ haben wir einen Nachkommen des alten Herdhauses vor uns, das durch ostgermanische Vermittlung in die Westalpen gelangte.¹⁴⁰

Die Umgestaltung des Koch- und Backofens

Die Urform der *peč* als ein nach der Stube sich öffnender Rauchofen ist nach folgenden Gesichtspunkten umgestaltet worden:

1. Der *peč*-Mündung, die ursprünglich nur einen kleinen Mauerabsatz zum Herauskrücken der Glut besaß, wird ein richtiger Herd vorgelagert, der teilweise einen Hängekessel erhält.
2. Die Rauchbelästigung in der Wohnstube führte dazu, die Ofenmündung zum Hausflur zu drehen, von dem aus der Ofen nun beschickt wird (Hinterladerprinzip).

Die Anfügung des Herdes ist eine tiefgreifende Umgestaltung, weil sie eine veränderte Lebensgewohnheit voraussetzt. Das Hinterladerprinzip ist lediglich eine technische und hygienische Errungenschaft, die an der Funktion des Ofens nichts ändert.

Geramb hat die Umgestaltung der Ofenformen am Beispiel der ostalpinen Rauchstube beschrie-

¹³⁹ Im Westalpenraum ist die „schwarze Küche“ vor allem unter dem Namen „burgundischer Kamin“ bekannt geworden, der sich neuerdings im Berner Oberland ausbreitet. Schwab (67)

¹⁴⁰ „Für die Alpenländer lassen die Grundrißgestaltung (Wohnspeicherhaus), die Hofanlage (Zwiehof) und das Vorhandensein von Gaden auf die ehemalige Zugehörigkeit zum Vielhaussystem schließen, das wie der skandinavische Norden auch ein selbständiges Herdhaus besaß. Darauf deutet der Umstand hin, daß die *lex bajuvariorum* die *coquina* zu den selbständigen kleinen Gebäuden zählt, und daß sich die dem altnordischen *eldhus* entsprechende Bezeichnung ‚Feuerhaus‘ in Kärnten, Südtirol und der Schweiz, also alten Gebieten der Schlotküche, erhalten hat.“ Schier (61) 268

¹³⁷ Rhamm (58) II. 2, 99

¹³⁸ Schier (61) 266

ben, wo besonders viele Übergangsformen herrschen. Leider hat er den formenkundlichen Gegensatz Ofen — Herd, der zweifellos vorhanden ist, zu einseitig als eine Folgeerscheinung des kulturkundlichen Gegensatzes slawisch-deutsch aufgefaßt. Er sieht also in der Intensität des Herdanteils gleichzeitig den Gradmesser für den deutschen Einfluß. Deshalb kommt er zu dem ungewöhnlichen Schluß, daß der Rauchstuben-Vorderlader mit Herdabsatz eine spätere Entwicklungsstufe als der slowenische Hinterlader ohne Herdabsatz sei. Auch die These vom Kulturgefälle wird hier durchbrochen, worauf Schier selbst hinweist.¹⁴¹ Schier hat für die Umgestaltung der tschechoslowakischen Feuerstätten ebenfalls eine Entwicklungsreihe aufgestellt, die im wesentlichen vom technisch Niederen zum technisch Höheren verläuft und auch auf den Gegensatz slawisch — deutsch abgestimmt ist. Diese Reihe geht von der Vorderlader-peč Karpathenrußlands über die Hinterlader-peč der Slowakei zu getrennten Feuerstellen des Koch- und Backofens in Böhmen, wobei der Backofen

schrittweise von der Wohnstube über den Flur ins Freie wandert.

Die letzte Stufe entspricht hierbei der von alters her in Westdeutschland geübten Form aus drei getrennten Feuerstätten. Im allgemeinen läßt Schier für die Umgestaltung der alten peč nur deutsche Kulturstrahlung zu. Diese Auslegung muß angezweifelt werden, da sowohl in Kroatien als auch in Westsibirien freistehende Backhäuser angetroffen werden. Der oberdeutsche Kachelofen soll in der Weise entstanden sein, daß die osteuropäische Ofenform durch ostgermanische Vermittlung in die germanisch-römische Berührungsfläche der Alpenländer gelangt sei. Dort habe die römische Wölbtopftechnik die altslawische peč zum Kachelofen umgestaltet. Dieser sei dann zuerst nach Oberdeutschland gelangt, um von hier wieder nach Osten vorzudringen, wo er die alte peč immer mehr verdrängt.¹⁴²

Wenn auch das lateinische Lehnwort Kachel auf römischen Einfluß hinweist, so darf die Kenntnis der römischen Wölbtechnik nicht als Voraussetzung für die Entwicklung des Kachelofens angesehen werden. Bei den Lausitzer Kachelöfen sind z. B. die Kacheln nur lose in den Lehmkörper eingebettet, wozu es keiner Wölbtechnik bedurfte (Bilder 114, 115).

¹⁴¹ „Wir haben hier den merkwürdigen, freilich nicht allzu seltenen Fall vor uns, daß die oberdeutsche Form der Feuerstätten in einem von Slawen besiedelten und von Oberdeutschland weit entlegenen Gebiete besser und fortschrittlicher durchgeführt ist als in den deutschen, allerdings slawisch vorbesiedelten Ostalpenländern, die in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Kerngebiet des oberdeutschen Hauses stehen.“

¹⁴² Schier (61) 225

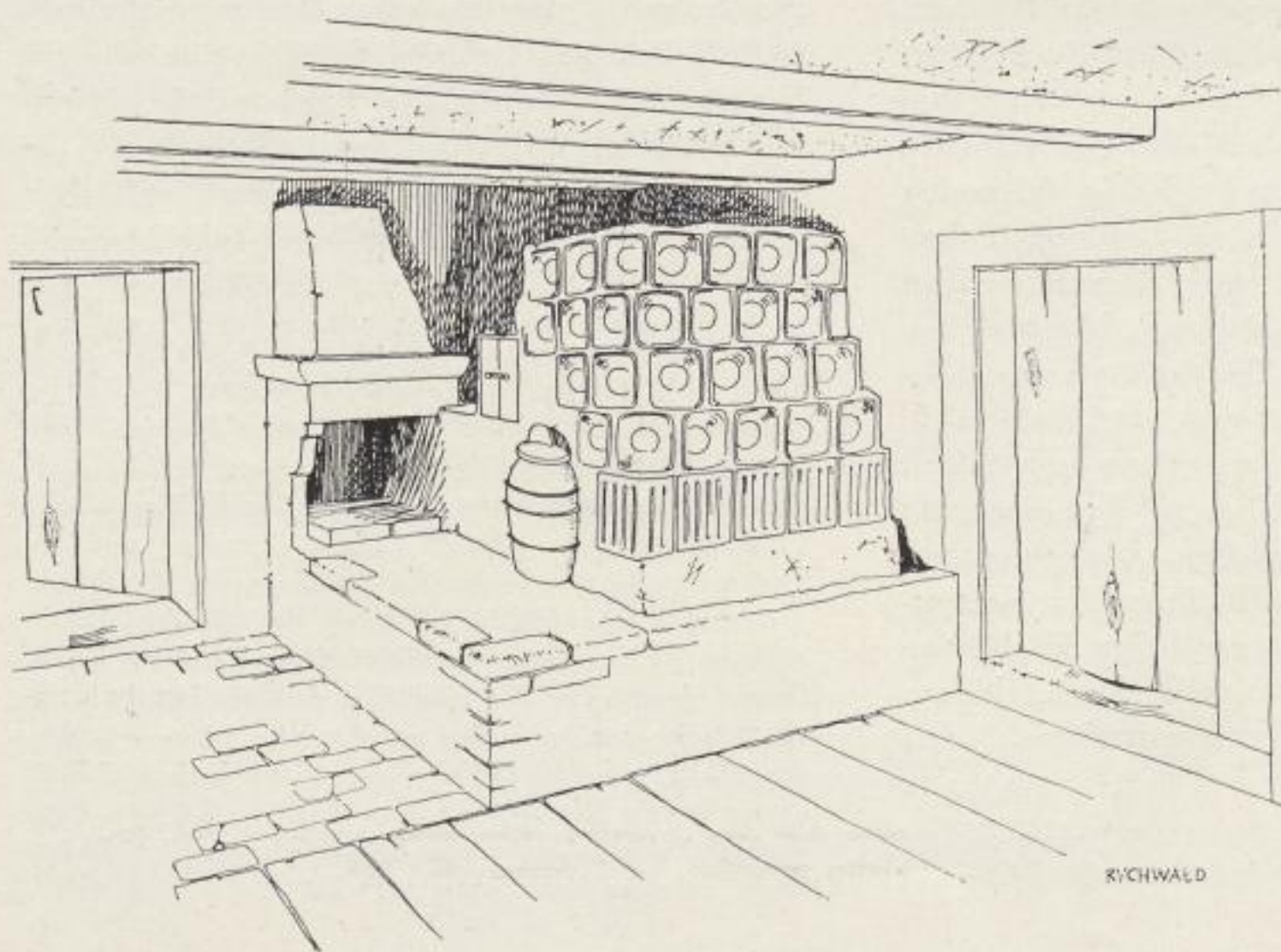


Bild 114: Koch- und Heizofen auf einem Backofenunterbau, daneben ein Wandkamin in Reichwalde-Schäferei, Kreis Weißwasser, Nr. 83

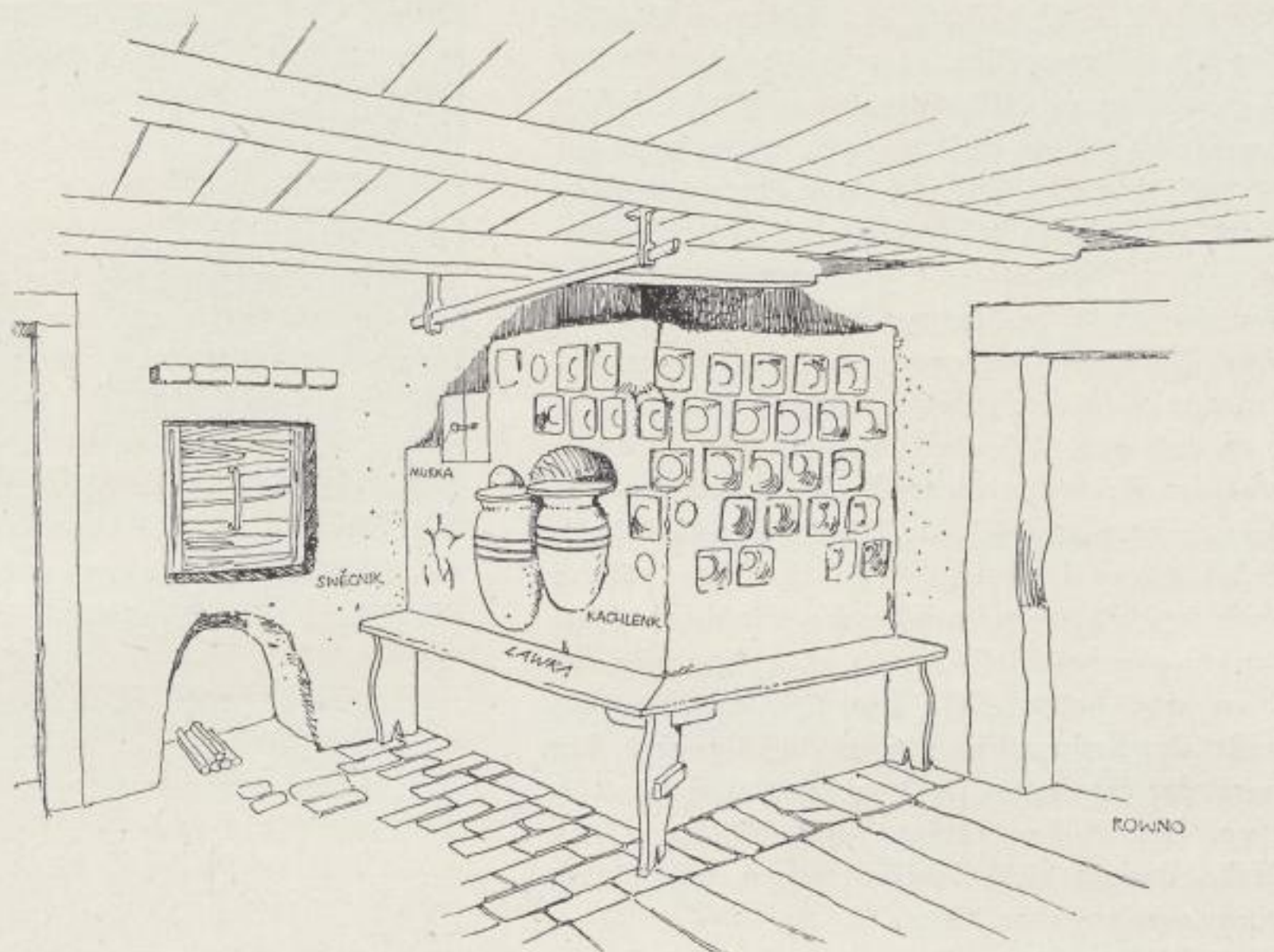


Bild 115: Koch- und Heizofen, daneben Wandkamin in Rohne, Kreis Weißwasser, Nr. 34

Die Feuerstätten der Lausitz

Das Ofenwerk

Der Kochofen hat sich bei den Sorben bis zum heutigen Tage in einer Ursprünglichkeit erhalten, wie es sonst erst viel weiter östlich die Regel ist (Bilder 114, 115). In der Lausitzer Heide werden noch heute vor allem Kartoffeln in großen Töpfen unmittelbar in der Ofenhöhle gekocht (Bild 116). Der Kochofen ist ein großer Hohlraum mit nur einer Öffnung, dem Ofenloch, das stets dem Flur bzw. Vorgelege zugewandt ist. Durch dieses Ofenloch, das etwa 60 cm breit und 40 cm hoch ist, wird der Ofen beschickt. Dasselbe Loch dient auch als Rauchabzug (Tafel 7). Da der Ofen keine Züge hat und der Rauch sich erst an der Ofendecke niederschlagen muß, bevor er den Weg durch das Ofenloch findet, ist nur Holzfeuerung möglich. Der Ofenkörper hat eine dicke Lehmwandung, in die mehr oder weniger dicht Kacheln eingedrückt sind. Ältere Beispiele bevorzugten Schüsselskacheln, die erst in neuerer Zeit durch Blattkacheln ersetzt werden. Sorbisch *kachle* = Ofen, *kachlica* = Kachel sind römisch-deutsche Lehn-

wörter. Früher waren die Öfen sicher nur in Lehm hergestellt. Die niedersorbische Bezeichnung *kamjeny* = Ofen (von nds. *kamjeñ* = Stein) deutet andererseits darauf hin, daß auch Steine zum Ofenbau verwendet worden sind.

In dem vorderen, mannshohen Teil des Ofens sind seitwärts gußeiserne Wassertöpfe (obs. *kachlonki*) eingesetzt, deren Durchmesser 30 bis 40 cm und deren Höhe 40–45 cm beträgt (Bild 115).

Der zur Erwärmung dienende hohe Vorderteil des Ofens ist durch einen Ofenhals mit dem Feuerloch verbunden. Da der Ofenhals gemauert ist, heißt er obs. *murka* = Mäuerchen. Černý hat diese Bezeichnung für den gesamten gemauerten Sockel, der meist den Backofen aufnimmt, festgestellt. Die sorbische *murka* hat viele Verwandte bei den slawischen Nachbarn. Hierher gehören der ukrainische *pripetschok*, der weißrussische *připetschek*,¹⁴³ der huzulische *pripitschok*, die polnischen Einrichtungen *ognisko*, *trzon* und *nalepa* und der slowenische *zidek*,¹⁴⁴ alles Bezeichnungen für Mauerabsätze

¹⁴³ Zelenin (79) 270

¹⁴⁴ Niederle (49)

vor der Kochofenmündung, die unter Umständen ein offenes Herdfeuer ermöglichen.¹⁴⁵ Die sorbische murka läßt vermuten, daß auch in der Lausitz der Ofen früher eine Vorderlader-peč war, die auf dem jetzigen Backofensockel einen Herdabsatz hatte.¹⁴⁶ Nach Aufgabe der Hinterladerfeuerung wird heute in diesem Ofenhals eine von der Stube bedienbare Röhre eingebaut. In den Fällen allerdings, wo noch im offenen Ofenfeuer gekocht wird, sitzt die Röhre (obs. trubjela) lose auf dem Ofenhals auf (Bilder 114/115). Hat der Kochofen einen Backofenuntersatz, so dient dieser zugleich als Ofenbank (Bild 114). Fehlt dieser Unterbau, wird eine etwa 30 cm tiefe und 53 cm hohe hölzerne Ofenbank (obs. lawka) angebracht (Bild 115). Die Ausmaße der Öfen sind beträchtlich. Ein Backofenuntersatz mißt durchschnittlich 1,65 m im Geviert. Ein normaler Kochofen ist 1 m breit und bis 2 m lang. Die Höhe beträgt 1,60–1,80 m. Diese Maße decken sich ziemlich genau mit denen eines ostslawischen Ofens.¹⁴⁷

Ein wichtiger Bestandteil der sorbischen Feuerstätte ist der Wandkamin, obs. pjecak, swěcnik (Š), nds. pjacyk. Er ist entweder eine Wandnische, die sich in das Vorgelege hineinschiebt und dort mit einem kurzen Schornsteinaufsatz mündet (Tafel 7), oder ein kleiner Vorbau mit Funkenhut (Tafel 6). Gelegentlich wird die Wandnische durch einen hölzernen Deckel verschlossen, in der Niederlausitz jedoch schrankartig verkleidet (Bild 117). Der Wandkamin dient nicht nur zum Erwärmen der Speisen, sondern vor allem zur Beleuchtung des Raumes, wobei Kienspäne (obs. lučwo, lucowka (B)) verbrannt werden. Zur Beleuchtung des Raumes mit Kienspänen haben früher auch noch andere Einrichtungen gedient, wie aus Ralbitz bezeugt

¹⁴⁵ Während Rhamm in diesen Herdabsätzen bereits einen germanischen Einfluß, besonders der Goten, sieht, vertreten Niederle und Zelenin den Standpunkt, daß der Herdabsatz auch bei den Slawen altheimisch war, wenngleich er für die weitere Entwicklung bedeutungslos blieb. Als Beweis führt Niederle die Funde von Kiew und Belgorodka an, aus denen hervorgeht, daß in Rußland im X. bis XII. Jahrhundert neben dem Ofen ein Herdabsatz war. Desgleichen haben die östlichen Wolgafinnen diesen Absatz.

¹⁴⁶ In der unteren Slowakei wird der kleine Absatz vor dem Ofen in der Stube mit ognisko = Herd bezeichnet, ohne daß die Leute wüßten warum. Niederle (49)

¹⁴⁷ Gewöhnlich ist ein Ofen 1,8–2,0 m lang, 1,6–1,8 m breit und ungefähr 1,6 m hoch. Zelenin (79) 273



Bild 116: Blick in das Innere eines Kochofens, Kringelsdorf, Kreis Weißwasser, Nr. 4

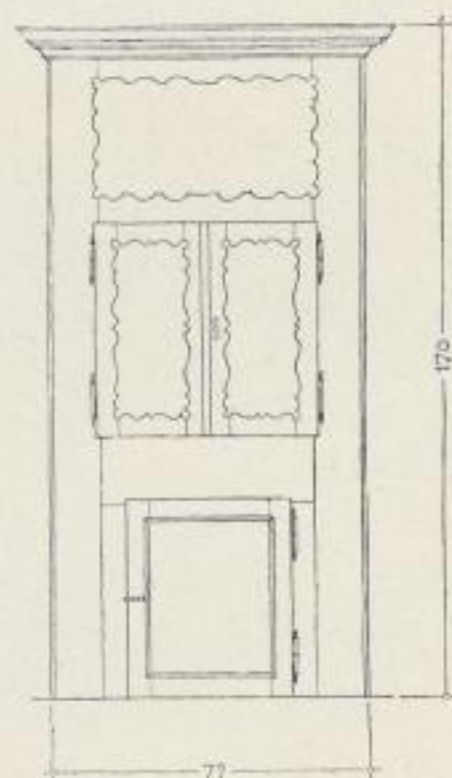


Bild 117: Hölzerne Verkleidung der Wandkamin-Nische im Spreewald

ist (Bild 118). Der auf der Ofenbank stehende Spanhalter gibt seinen Rauch über einen Blechtrichter in den Deckenzwischenraum und von hier in das Vorgelege ab. Nach dem gleichen Prinzip arbeitet die Egerer Spanleuchte. Eine ähnliche Vorrichtung ist auch aus der Ukraine und Weißrußland bekannt. Hier wird statt des Blechtrichters ein hohler Baumstamm inmitten der Stube durch die Decke geführt, der den Rauch wie ein Schornstein über Dach leitet.¹⁴⁸

Der Backofen ist in einigen Fällen in dem 60 cm hohen Sockel des Kochofens gewölbt. Er hat demzufolge nur eine geringe Höhe (Bild 119). In der weiteren Entwicklung wird der Backofen aus der Wohnstube herausgenommen und seitlich an das Vorgelege angeschlossen, wo er in

¹⁴⁸ Zelenin (79) 281

vielen Fällen die Gebäudeaußenwand durchbricht (Bild 120). Die Endstufe bildet das freistehende Backhaus, das stets als Begleiterscheinung der „schwarzen Küche“ auftritt, weil diese als Durchgangsraum keinen seitlichen Anschluß eines Backofens erlaubt.

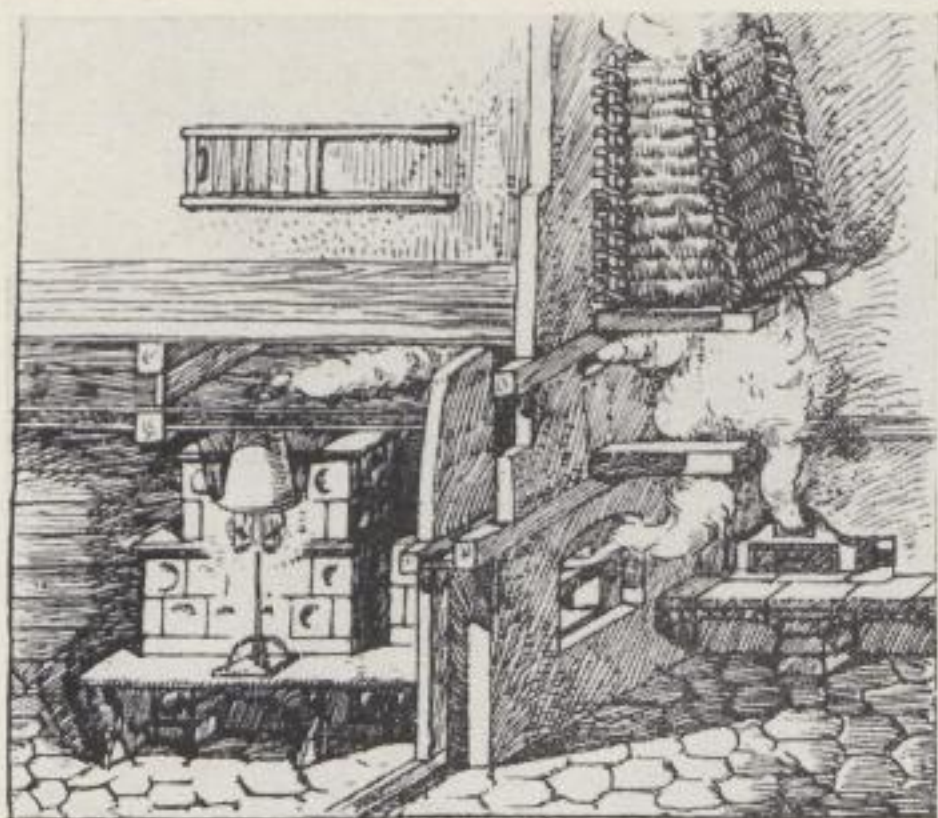


Bild 118: Alte Feuerstätte aus Ralbitz, Kreis Kamenz. Lichthut, Kochofen und Backofen münden in den Flur (nach Bhs. im Deutschen Reich).

Im Spreewald ist in keinem Falle ein in der Wohnstube liegender Backofen nachzuweisen. Dafür tritt der freistehende Backofen in einer geradezu archaischen Form auf (Bild 121). Auf einem geschrotenen Bohlenuntersatz von drei



Bild 119: Blick in das Innere eines Backofens. Alte Schmiede in Commerau bei Klix, Kreis Bautzen

bis vier Kränzen ist der Ofenkörper aus Ziegeln gewölbt und nachher dick mit Strohlehm umhüllt.

Die Ofengeräte und die Bereitung der Speisen

Zur Beschickung des Kochofens braucht man den Ofentopf (obs. kachlonk) und die Ofengabel (nds. wódllice). Zwei Ofengabeln verschiedener Größe sind auf Bild 123 zu sehen. Diese Gabeln werden im gesamten peč-Gebiet angewandt.¹⁴⁹ Zum Bewegen schwerer Töpfe bedient man sich in den Ostalpen des Ofenwagens (Bild 124). Dieser ist jedoch in der Lausitz nicht nachzuweisen.

¹⁴⁹ „Die Ofengabel nimmt im Rechtsleben des Bauern eine hervorragende Stellung ein, weil durch ihre Übergabe dem neuen Hausherrn das Nutzungsrecht am Ofen übertragen wird, der sich ohne Gabel nicht bedienen läßt.“ Schier (61) 246



Bild 120: Backofen in Deutschbaselitz, Kreis Kamenz, Nr. 24



Bild 121: Backofen in Burg-Kolonie / Spreewald
Bild 122: Ansichten und Grundrisse des Gemeindeback-
hauses in Lehde / Spreewald

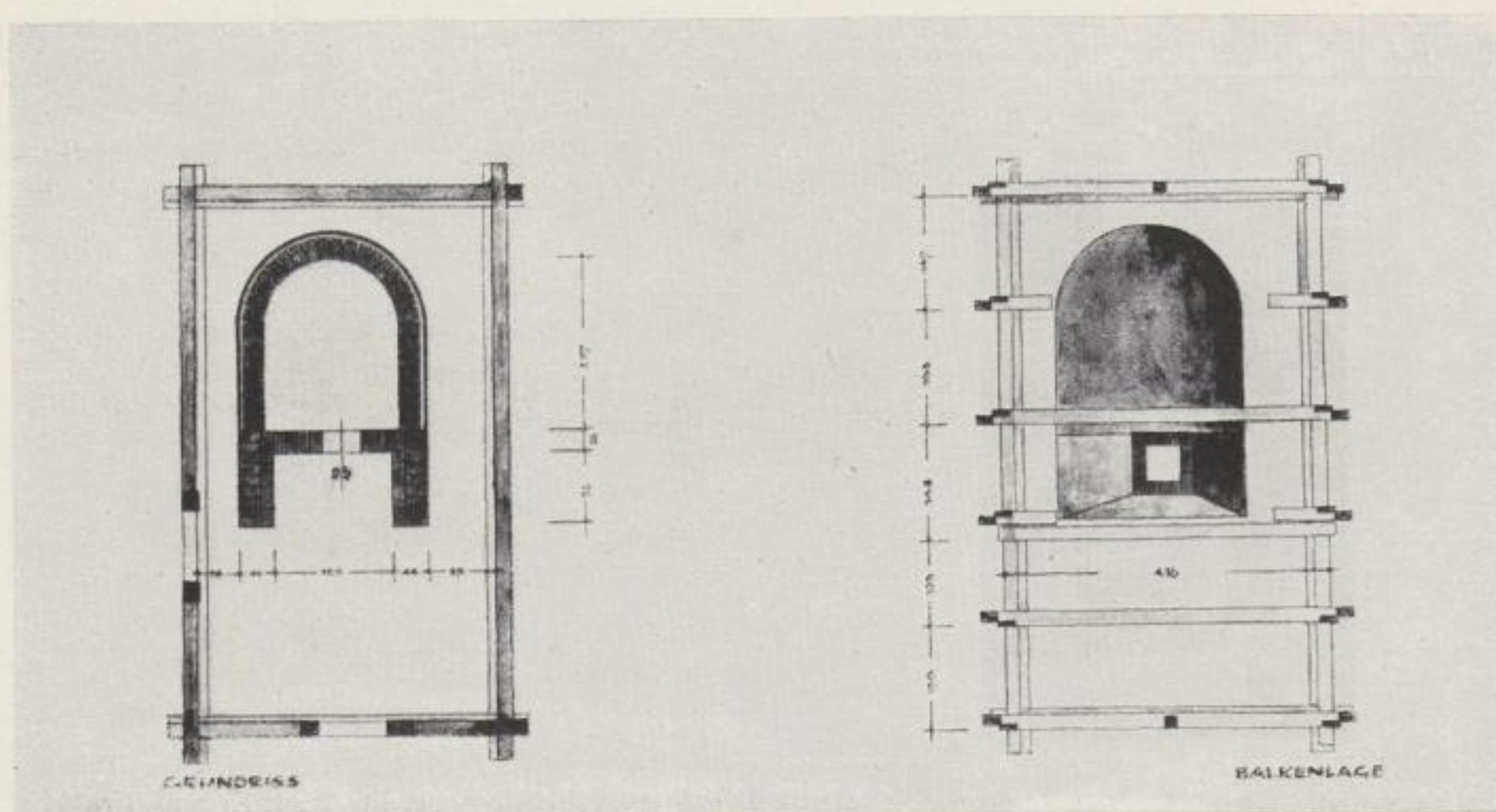
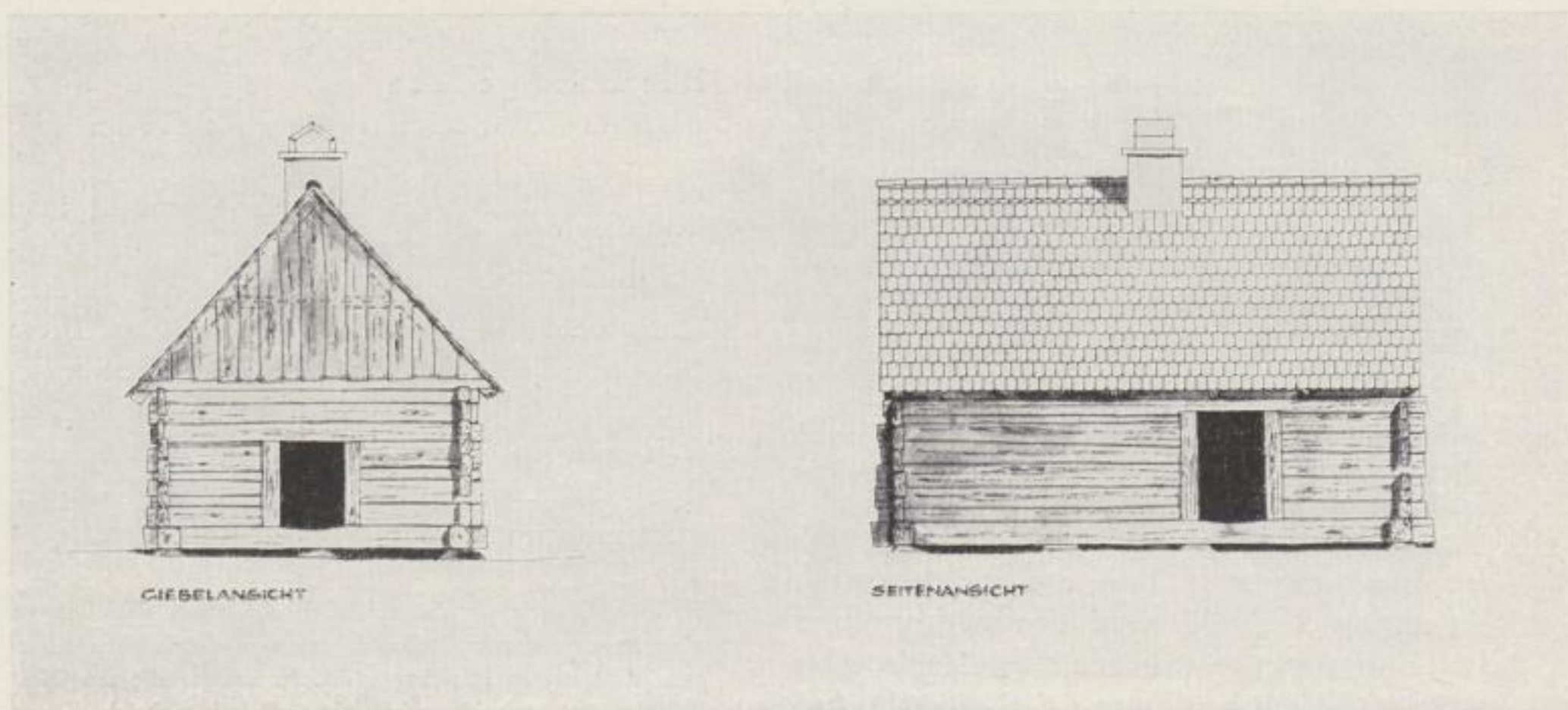


Bild 123: Halb abgerissenes Haus in Dürrbach, Kreis Niesky, Nr. 9. Am Vorgelege stehen die große und kleine Ofengabel



Im Wandkamin werden folgende Geräte verwandt:

1. der Dreifuß (nds. trybus) mit dem Kesseltopf (nds. kótlík), ein Eisenring von 30 cm Durchmesser, der auf drei 17 cm hohen Füßen steht,
2. der tiefe, dreifüßige Tiegel (obs. tyhel, nds. tsinog), ein halbkugelförmiger, gußeiserner Tiegel von 18 cm Durchmesser mit Handgriff und drei Füßen, der zum Auslassen von Speck dient,
3. der flache Tiegel = škrodlik (B), eine quadratische, flache Blechschale mit Handgriff, die hauptsächlich zum Plinsenbacken verwandt wurde,
4. die Röstrolle, eine 40 cm lange und 15 cm dicke drehbare Blechhülse, die durch einen Schieber geöffnet werden kann und in der Kaffee geröstet wird.

Im Wandkamin pflegt man auch Speisen in einfacher Weise dadurch zu wärmen, daß man einen Kochtopf auf zwei hochkant stehende Ziegelsteine stellt und darunter ein kleines Herdfeuer entfacht.

Die Zusammenstellung zeigt deutlich, daß wir es mit Herdgeräten zu tun haben und demzufolge der Wandkamin auch als Herd anzusprechen ist. Diese Annahme wird dadurch bekräftigt, daß auf den Herden der ostalpinen Rauchstuben neben dem drehbaren Hängekessel auch der Dreifuß und der dreifüßige Tiegel zu finden sind.

Grundsätzlich kochen die Sorben im Ofen. Der Wandkamin dient zur Beleuchtung der Stube

und nur notfalls zur Bereitung kleinerer Speisen. Wie zäh am Kochen im Ofen festgehalten wird, sieht man aus den Übergangsformen zu moderneren Heizanlagen. Bild 125 zeigt die erste Übergangsstufe. Die dicht über dem Fußboden liegende Backofenmündung ist unverändert beibehalten und mit einer Stahlplatte verschlossen. Die darüberbefindliche Kochofenmündung ist hier zur Einheizöffnung mit darunterliegenden Aschekasten geworden. Der Rauchabzug hat in 1,8 m Höhe eine besondere



Bild 124: Ofengeräte aus den Ostalpen (nach Bhs. in Österreich-Ungarn)

Öffnung erhalten. Über der Heizöffnung des Ofens ist eine „Kochmaschine“ eingebaut, rechts daneben ein gußeiserner Wasserkessel. Die Töpfe werden aber genau wie früher vom Vorgelege aus in den Ofen hineingeschoben.

In der weiteren Entwicklung wird die Kochmaschine mit der Einheizöffnung um 90° nach der Stube gedreht, wodurch ein „rauchloser“ Vorlader entsteht.

In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß die Sorben bis vor kurzem nur gekochte Speisen kannten. Bei Festlichkeiten, wie Hochzeiten, werden als Hauptgerichte schwarze



Bild 125: Blick durch ein Vorgelege auf die Feuerwand. Unten die mit Blechdeckel verschlossene Backofenmündung. Darüber Feuerung, Kochröhre und Wasserpfannen des Stubenofens. Alte Schmiede in Commerau bei Klix, Kreis Bautzen

Brühe (obs. čorna juška)¹⁵⁰ und Rindfleisch mit Meerrettich gereicht. Früher nährte man sich weitgehend von Hirse (obs. jahly) und Heidegrütze (obs. hejduška). Vor dem 1. Weltkrieg war es selbst an hohen Feiertagen nicht üblich, gebratene Speisen zu essen.

Vorgelege und „schwarze Küche“

Die Ofenmündungen werden durch ein gemauertes Vorgelege¹⁵¹ umgeben, das etwa 1,0×1,8 m im Lichten mißt (Tafel 6). Dieser

¹⁵⁰ Die čorna juška wird aus frischem Schweineblut unter Zugabe von Mehl und Gewürzen gekocht.

¹⁵¹ Das Wort „Vorgelege“ ist schon im 18. Jahrhundert im Kreis Cottbus allgemein üblich, wie aus einer Erbverschreibung hervorgeht. Es heißt: „Es wird dem Karl Kupke die in diesem Kolonie-Dorfe Sachsendorf angewiesene und erbaute Hälfte von einem doppelten Haus, wobei ein eigener Eingang und Flur, eine geräumige Stube und Kammer, ein Küchen-Vorgelege und ein Stall . . . überlassen und geschenkt“ bei . . . Kublick (35) 147.

kleine Raum ist durch eine Öffnung begehbar, die meist durch eine Tür geschlossen wird. Manchmal ist auch seitlich ein kleines Fenster angebracht. Dieses stellt aber eine neuere Einrichtung dar, denn das rußgeschwärzte Vorgelege erhält normalerweise nur durch den gewaltigen Rauchschlot ein spärliches Licht von oben. Auf Bild 126 erkennt man deutlich die Mündungen für den Kochofen an der linken Seite und für den rechtwinklig dazu liegenden Backofen.

Das gemauerte Vorgelege ist bereits eine neuere Entwicklung. Früher zog der Rauch aus der Ofenmündung in einen Rauchschlot, der erst in Deckenhöhe begann und sich im Dach trichterförmig verjüngte (Bild 118). Beim Wohnhaus des Klein-Partwitzer Gehöfts (Tafel 3) ist ebenfalls kein gemauertes Vorgelege vorhanden. Der Ofen mündet hier in einem vom Flur abgetrennten Raum, der zugleich den Zugang zum Keller bildet. Die Trennwand zwischen Stube und Rauchschlot ist noch weitgehend in Bohlwerk ausgeführt.



Bild 126: Blick in ein Vorgelege in Uhyst / Spree, Parkgasse 1

Sind an einen gemeinsamen Flur beiderseits heizbare Stuben angeschlossen, entsteht aus dem Vorgelege die sogenannte „schwarze Küche“. Sie ist dann meist als Durchgangsraum ausgebildet (Tafel 8). Die „schwarze Küche“ stellt die Weiterentwicklung des Vorgeleges bei höherer Wohnkultur dar und setzt bereits zwei selbständige heizbare Stuben in einem Hause voraus.

Weder Vorgelege noch „schwarze Küche“ haben in ihrer ursprünglichen Form irgendeine Vorrichtung für ein Herdfeuer. Vor den Ofenmündungen sind keine besonderen Absätze vorhanden, die eine Kochmöglichkeit böten. Gelegentlich sind nur in den seitlichen Vorgelegewänden Nischen ausgespart oder kleine Mauersockel errichtet, die aber eher als Abstellmöglichkeit zu betrachten sind. Erst in den letzten Jahrzehnten wurden Waschkessel und Kochherde an das Vorgelege angebaut. In diesem Zusammenhang gab man auch das Hinterladerprinzip zugunsten eines rauchfreien Vorderladers auf und ersetzte den Rauchschlot durch enge Rauchrohre.



Bild 127: Balkengerüst eines Rauchschlotes.
Uhyst / Spree, Bahnhofstraße



Bild 128: Rauchschlot aus Lehmstakwerk. Klein-Partwitz, Kreis Hoyerswerda, Nr. 11

Der sich über dem Vorgelege oder der „schwarzen Küche“ erhebende Rauchschlot (obs. wuhen) ist ursprünglich aus Lehmstakwerk errichtet. Nur in besonderen Fällen ist eine pyramidenstumpffartige Balkenzimmerung vorhanden, die eine größere Haltbarkeit vermittelt (Bild 127, Tafel 7). Stuhlrahme werden oft leichtsinnig einfach durch den Schlot geführt. Hierbei muß man allerdings bedenken, daß in diesen weiten Schloten der Rauch wesentlich langsamer emporsteigt als in engen Schornsteinrohren. Der weite Rauchschlot dient gleichzeitig als Räucherammer. Um das Fleisch aufhängen zu können, werden einige dicke Knüppel (obs. rožen) quer durch den Schlot hindurchgesteckt (Tafel 3, Bild 128). Die Schornsteinköpfe sind heute alle in Ziegel gemauert. Früher erhielten die über Dach herausragenden Rauchschlote eine Verkleidung aus Brettern oder Schindeln.

Die Entwicklung des Lausitzer Ofenwerks

An Hand der heute noch vorhandenen Ofenformen kann eine frühestens bis in das 18. Jahrhundert zurückreichende Entwicklungsreihe aufgestellt werden. Diese beginnt daher bereits mit dem Hinterladerprinzip und der Trennung von Koch- und Backofen. Nur die bereits erwähnten literarischen Berichte deuten darauf hin, daß

früher auch in der Lausitz ein Vorderlader-Ofen bekannt war.

Die Entwicklungsreihe ist entsprechend den wachsenden Bedürfnissen aufgestellt, d. h. daß die fortschreitende Entfernung des Backofens aus der Stube und zuletzt aus dem Hausgrundriß einer kulturellen Aufwärtsbewegung gleichzusetzen ist (Tafeln 6 bis 8).

1. Kochofen und Backofen sind übereinander in einem Ofenkörper untergebracht. Beide Öfen sowie der Wandkamin münden in ein Vorgelege mit Rauchschlot. Diese Form kann unter den heute noch vorhandenen Beispielen als ursprünglichste angesehen werden. Sie findet sich in den östlichen Gebieten der Lausitzer Heide, wo derartige Öfen in Commerau bei Klix, Dürrbach, Reichwalde, Mocholz, Viereichen und Niederprauske vorkommen.

2. Der Backofen wird vom Kochofen abgespalten, verbleibt aber noch innerhalb des Gebäudes. Beide senkrecht zueinander stehenden Ofenkörper sowie der Wandkamin münden in ein Vorgelege mit Rauchschlot. Die Kammer, in die der Backofen hineinragt, dient meist als Auszüglerstube, und das Ofengemäuer ist eine begehrte Liegestatt. Diese Form ist nur in wenigen Fällen anzutreffen. Sie wurde bald durch weitere Entwicklungsstufen abgelöst.

3. Der senkrecht zum Kochofen angeordnete Backofen durchbricht erkerartig die Hauswand und wird mit einem besonderen Schutzdach abgedeckt, bei eingeschossigen Gebäuden gewöhnlich mit einem Schleppdach. Durch diese Maßnahme wird die im Sommer im Hausinneren lästige Wärme des Backofens beseitigt. Beide senkrecht zueinander stehende Ofenkörper sowie der Wandkamin münden in ein Vorgelege, das in diesem Fall entsprechend breit ausgebildet sein muß.

Diese Form ist besonders bei den erdgeschossigen Umgebinderhäusern mit Fachwerkobergeschossen in den südlichen und westlichen Teilen der Oberlausitz stark verbreitet, tritt jedoch auch in der Lausitzer Heide in Schwarzkollm und Uhyst/Spree auf.

4. Der Backofen hat hier endgültig den Hausgrundriß verlassen und ist in einem abseits stehenden Backhaus untergebracht. Der Kochofen mit dem Wandkamin mündet weiterhin in ein Vorgelege. Diese Form ist vor allem in der Niederlausitz verbreitet. Sie reicht aber südlich

bis in die Lausitzer Heide und tritt oft in unmittelbarer Nachbarschaft der Stufe 1 auf, z. B. in Rohne und Sagar.

5. Das Vorgelege erstreckt sich von einer Flurwand zur anderen und wird somit zur „schwarzen Küche“. Auf jeder Seite münden je ein Kochofen und ein Wandkamin in die „schwarze Küche“. Backöfen könnten hier nur angeschlossen werden, wenn sie unter den Kochöfen lägen. Diese Anordnung ist aber unbekannt. „Schwarze Küchen“ sind im Gegenteil stets von freistehenden Backhäusern begleitet. Im Lausitzer Raum sind die „schwarzen Küchen“ besonders in der Muskauer Gegend zu finden.

6. Der große Rauchschlot wird durch Rauchrohre ersetzt, in die der Rauch mittels Rauchschürzen bereits an der Kochofenmündung geleitet wird. Die „schwarze Küche“ wird überwölbt und somit zur „weißen Küche“. Jetzt werden auch erstmalig Kochherde vor den Ofenmündungen angeordnet, während bei allen vorhergehenden Entwicklungsstufen keinerlei Anzeichen für Herdfeuer waren. In unserem Beispiel aus Lehde/Spreewald sind auf der einen Flurseite ein Kochherd, auf der anderen ein Waschkessel angeordnet. Die Rauchkammer im Dachgeschoß ist die Weiterentwicklung der einstmals im offenen Rauchschlot befindlichen Räucherroste.

Die Ergebnisse zeigen, daß die Entwicklungsreihe nicht zur Bestimmung des deutschen Einflusses in Anspruch genommen werden kann, da die geographische Verbreitung der einzelnen Entwicklungsstufen keinen bestimmten Gesetzmäßigkeiten unterliegt.

Die typische Form des Oberlausitzer Lößlehmgebietes ist die Stufe 3, die aber auch für den gesamten mitteldeutschen Raum charakteristisch ist. An der sächsisch-preußischen Grenze tritt erstmalig die Stufe 1 in Commerau bei Klix auf, weicht aber in Uhyst wieder den Stufen 2 und 3. Im Kreis Niesky ist wieder die Stufe 1 typisch, im Kreis Weißwasser und der gesamten Niederlausitz ist die Stufe 4 mit dem freistehenden Backhaus zu finden, während die „schwarzen Küchen“ nur in Ausnahmefällen vorkommen.

Hinterladerfeuerungen mit Vorgelege und „schwarzer Küche“ sind in der Lausitz wie überhaupt im westslawischen Raum bereits im 18. Jahrhundert eine allgemeine Errungenschaft. Schon die Typenvorschläge der friderizianischen ober-schlesischen Siedlungen verwenden diese Feuerstätte

als immer wiederkehrendes Element.¹⁵² Sogar kleine Schulen zeigen diese Einrichtung (Bild 129). Nach derartigen Typengrundrissen wurde in der Lausitz nur selten gebaut. Selbst bei der Besiedlung des Spreewaldes verzichtete man weitgehend auf Typenvorlagen, da die Bautätigkeit sich über mehrere Jahrzehnte erstreckte und fast nur der privaten Initiative der Siedler überlassen war. Es ist noch zu untersuchen, inwieweit die übrigen Kolonien im Kreis Cottbus, die zügiger gebaut wurden, Reste derartiger Typen bewahrt haben.

Ein in diese Zeit fallendes Beispiel ist das zum ehemaligen Vorwerk gehörende Gutsarbeiterhaus in Byhlegure/Niederlausitz (Bild 130), in dem bei einer Gebäudetiefe von rund 9 m und einer Gesamtlänge von 28 m vier Wohnungen

von je einer Wohnstube und einer Kammer mit erhöhter Schlafbühne und darunterliegendem Keller untergebracht sind. Von einer „schwarzen Küche“ mit darüberliegender Rauchkammer (vgl. Entwicklungsstufe 6) werden jeweils zwei Wohnungen beheizt.

Die „schwarze Küche“ hat in abgewandelter Form auch in massive Gebäude Eingang gefunden. In dem von Schinkel erbauten Schloß Lübbenau sind beiderseits des Treppenflurs begehbare Schornsteine mit etwa 60×80 cm Querschnitt angeordnet, die jeweils zur Beschickung zweier Öfen dienen.

In vielen Gegenden wird die Schlotküche auch Sommerküche genannt, weil hier besonders in der wärmeren Jahreszeit alle hauswirtschaftlichen Arbeiten verrichtet werden. Die Bezeichnung Sommerküche setzt natürlich auch eine „Winterküche“ voraus. Im Spreewald ist diese

¹⁵² Helmigk (25) 181

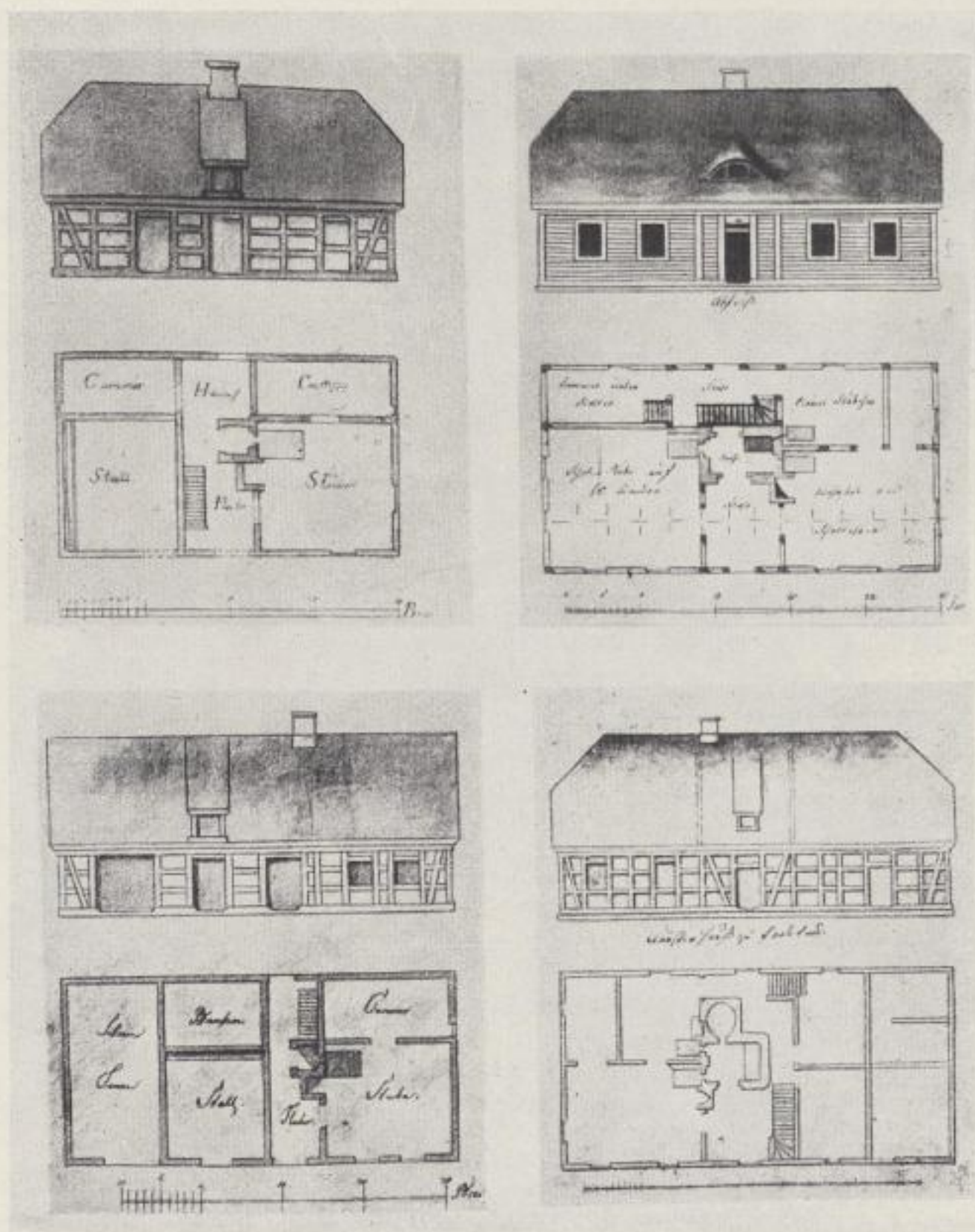


Bild 129: Typenpläne für die oberschlesischen Siedlungen Friedrichs II. (n. Helmigk)



Bild 130: Doppelwohnhaus mit zwei „schwarzen Küchen“ und vier Wohnungen in Byhlegure, Kreis Lübben, Nr. 51

von der Stube in Gestalt des etwa 1,80 m breiten Schlafwinkels (nds. *najšpa*) abgetrennt, der giebelseitig unterkellert ist, aber an der Flurseite etwas Platz für Geschirr und Küchenbetrieb läßt. Nach Aufgabe der Hinterladerfeuerung wird jetzt von hier der Ofen geheizt, weshalb man diesen Platz mit Winterküche bezeichnen kann. Obwohl die Rauchschröte heute meist durch massive Schörnsteine ersetzt worden sind, dient die alte Sommerküche nach wie vor ihrem Zweck. Sie hat jetzt einen gemauerten Kochherd, gelegentlich auch einen Waschkessel, und ist mit Tisch, Stühlen und Regalen ausgestattet. Von ihr gelangt man direkt ins Freie. Neuerdings verlegt man die Sommerküche oft in ein gegenüber dem Wohnhaus stehendes Wirtschaftsgebäude.

Eine allgemein verbreitete Einrichtung sind die Ofenbalken (obs. *polěń*), die in der ältesten Form als zwei Balken von 15×15 cm Dicke dicht unter der Stubendecke liegen und deren Enden an der Außenwand sichtbar werden (Bild 131). Meist sind diese Ofenbalken durch ein einfaches Lattengestell ersetzt worden, das an den Deckenbalken befestigt ist (Bild 115) und zum Trocknen von nasser Wäsche und dergleichen dient. Diese Ofenbalken können mit den großrussischen und weißrussischen *polati* verglichen werden, die eine 80 cm unter der Decke liegende Schlafbühne darstellen und sich von der Seite des Ofens bis zur gegenüberliegenden Wand erstrecken.¹⁵³ Verbleibt zwischen dem Ofen und der angrenzenden Längswand noch ein nutz-

¹⁵³ „Die *polati* stützen sich auf einen Balken, der mit dem einen seiner Enden an den Ofenpfosten, mit dem anderen an der Wand befestigt ist.“ Zelenin (79) 277

barer Raum, so wird dieser als Hölle (obs. *hela*) bezeichnet. Meist kann nur eine Person in der schmalen Nische liegen, die gewöhnlich dem Auszügler vertraglich vorbehalten bleibt.

Die Hölle fällt dort weg, wo von der Stube durch eine Längstrennwand eine besondere Kammer abgeteilt ist. In diesem Falle liegt der Ofen an der Trennwand an und heizt die benachbarte kleine Kammer mit (Bild 115).

Die Einrichtung der Stube

In den meisten Fällen ist die Stube — obs. *stwa*, nds. *špa* — so eingerichtet, daß rechts vom Eingang der Ofen steht, links davon das Regal (obs. *polca*), linker Hand an der Außenwand die lange Bank, in der dem Eingang gegenüberliegenden Ecke der Tisch und in der dem Ofen gegenüberliegenden Ecke das Bett. Die niedrigen Bänke (obs. *lawki*, nach Černý *lawy*) laufen fast an der gesamten Giebel- und Längsseite entlang. Sie dienen zum Sitzen, gelegentlich aber auch zum Schlafen (Tafel 3). Über der Tischecke findet auch das Kruzifix seinen Platz. Deshalb heißt sie bei den Sorben *woltark*, während sie in Rußland, wo fast dieselbe Raumteilung herrschte, mit „heilige Ecke“ oder „schöne Ecke“ bezeichnet wird.¹⁵⁴

Daß die Anordnung von Tisch und Bänken vom günstigen Lichteinfall abhängig gemacht wurde, wie das russische Quellen berichten, ist wohl

¹⁵⁴ Zelenin (79), S. 277



Bild 131: Köpfe der Ofenbalken in Klein-Partwitz, Kreis Hoyerswerda, Nr. 11

möglich, aber bisher noch nicht bezeugt.¹⁵⁵ Sind in einem Wohnhaus zwei Wohnstuben vorhanden, so kann natürlich nur eine nach vorstehendem Schema eingerichtet sein. Das Recht hierfür nimmt die Hauptstube in Anspruch, die dem Bauern gehört, während der Auszügler sich mit der anderen Seite abfinden muß. Auf Tafel 5 ist die Hauptstube neben ihrer bevorzugten Lage auch schon durch größere Maße gekennzeichnet.

Als Schlafstätte ist meist nur ein einziges, allerdings größeres Bett vorhanden, welches an der dem Ofen zugehörigen Längswand steht. Wird jedoch von der Wohnstube, d. h. von der gesamten Hausbreite, eine kleinere Kammer abgeteilt, so wird das Bett dort aufgestellt. Es findet dann meist in einem besonderen Winkel (obs. nuhel, nds. nugel) Platz, einer Art Schlafnische von 1,8×1,8 m Größe, die in ganzer Breite zur Stube hin geöffnet ist.

Der Fußboden der Schlafnische liegt meist einige Stufen höher als der Stubenfußboden, weil darunter ein niedriger Hochkeller angelegt ist, der wegen des hohen Grundwasserstandes

¹⁵⁵ „Wenn aber der Ofen links von dem Eingange steht, so nennen die großrussischen Frauen eine solche Stube izba-neprjacha, d. h., eine Stube, wo schwer zu spinnen ist, da die spinnende Frau auf der langen Bank sitzt, die von der Türecke bis zur ‚heiligen Ecke‘ sich hinzieht und ihre rechte Hand der Wand und nicht dem Fensterlicht zugekehrt hat und es wird ihr schwer, die Spindel auf eine größere Entfernung auf der Diele laufen zu lassen.“ Zelenin (79), S. 275

Die Fenster

Das obersorbische Wort wokno = Fenster steht in der gleichen sprachlichen Verwandtschaft zu obs. woko = Auge wie das altnordische vind-auge = Fenster zu Auge, was in beiden Fällen darauf hinweist, daß die ursprünglichen Abmessungen der Fenster sehr klein waren und deshalb mit einem Auge verglichen wurden.

In den ältesten Lausitzer Blockhäusern sind bei Nebenräumen anstelle der Fenster nur Öff-

höchstens 1 m tief in den Erdboden eingesenkt werden kann.

Dieser Schlafwinkel ist in der Lausitzer Heide weit verbreitet (Rohne, Sagar). Im Spreewald ist er geradezu die Regel und bereits an der Fassade ablesbar (Tafel 5). Der hochgelegene Schlafwinkel erhält ein kleines, quadratisches Fenster dicht unter der Decke. Genau darunter liegt das Fenster des Hochkellers. Im Spreewald ist dieser Schlafwinkel jedoch nicht nach der Stube hin geöffnet, sondern von der Winterküche aus erreichbar (Tafel 5).

Das Bett wird obs. mit ložo, nds. mit postola bezeichnet. Der Ausdruck postola, der zu slać = streuen gehört, deutet darauf hin, daß man früher für ein Lager nur Stroh auf dem Boden breitete. Noch heute bezeichnet der Sorbe „Bett machen“ mit ložo slać, d. h. Bett streuen.

Zu den Schlafstätten ist ebenfalls die Hängewiege (obs. humpawa, buja) zu rechnen, die in Halbendorf noch bekannt war. Zu ihrer Befestigung waren in etwa 2 m Entfernung von der Giebelwand und im Abstand von 1,15 m zwei eiserne Ringe in einen Deckenbalken eingeschlagen. An diese Ringe wurde dann ein Tuch in der Art einer Hängematte geknüpft. Diese Einrichtung war bequem, weil die Mutter die Wiege ohne große Mühe vom Bett aus mit dem Fuß bewegen konnte.

Die Hängewiege war auch früher im Spreewald üblich, wo Černý sie unter der Bezeichnung trockawa, trokawa gefunden hat.¹⁵⁶

¹⁵⁶ Černý (10), S. 25

nungen eingeschnitten, die nicht größer als 20×20 cm sind, um das Blockbauegefüge nicht unnötig zu durchbrechen. In der Lausitzer Heide und dem Spreewald haben untergeordnete Räume als einzige Öffnung noch heute lediglich ein kleines Luftloch, das gelegentlich mit einem Holzschieber geschlossen werden kann (Tafel 3). Vor der Verwendung des kostbaren Glases hat man sicher auch in unseren Gegenden die Öff-

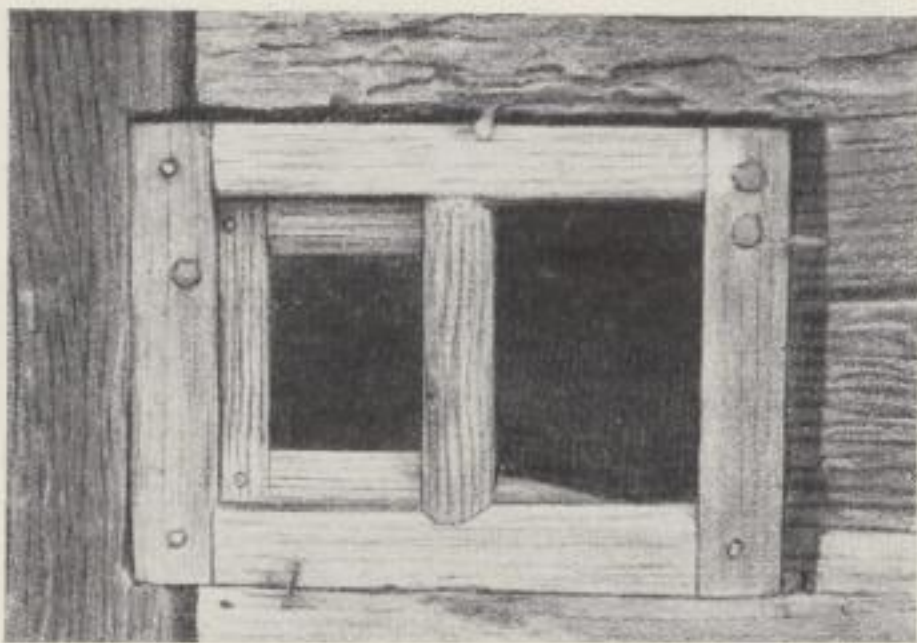


Bild 132: Kleines Fenster mit Schiebeflügel, Niederprauske, Kreis Weißwasser



Bild 133: Einflügeliges Drehflügel Fenster, Bukonica bei Sagar, Kreis Weißwasser

nungen nur mit tierischen Häuten verschlossen, wie das anderorts üblich war. In den ostalpinen Rauchstuben waren die Fenster auf der Rückseite des Hauses statt mit Glas mit der Haut eines Kuhmagens überzogen.¹⁵⁷ Im Jahre 1684 berichtet der Meister Johann Dietz über Bauernhäuser westlich von Wroclaw: „Anstatt der Fenster in der Stube war Rindsblase für.“¹⁵⁸

Die ältesten Glasfenster (Bild 132) waren nicht größer als 20×30 cm und hatten lediglich ein kleines Schiebeflügelchen. Diese Schiebeflügel erfreuten sich deshalb großer Beliebtheit, weil hierfür kein eiserner Beschlag notwendig war, der früher ebenfalls eine Kostbarkeit darstellte. So hat man alles sorgfältig mit kleinen Holzstiften zusammengefügt. Wurde eine Scheibe zerschlagen, mußte der ganze Flügel auseinandergenommen werden. In Nebenräumen hat man auch heute nach Einführung des Drehflügel Fensters dieses kleine Fensterformat beibehalten (Bild 133).

Der Blendrahmen von etwa 20×20 cm Größe ist werkgerecht zwischen zwei Bohlen eingeschoben, damit keine Bohle vollkommen durchschnitten zu werden brauchte. Das normale Stubenfenster der Blockhäuser war wohl bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein festverglastes Blendrahmenfenster mit Kreuzsprosse von höchstens 80 cm Seitenlänge, meist jedoch nur 60×60 cm Größe. Zur Lüftung diente ebenfalls nur ein kleines Schiebeflügelchen (Bild 134). Das vorliegende Fenster hat 17 cm dicke Holzgewände, in die die Wandbohlen eingezapft

sind. Der Blockrahmen liegt außen bündig und ist gegen ein inneres Futterbrett angeschlagen. Die Scheiben sind überall fest eingenumet.

Auch im Lausitzer Bergland hat man noch am Anfang des 19. Jahrhunderts festverglaste Fenster mit Schiebeflügeln eingebaut (Bild 135), die zwar schon eine Dreiteilung zeigen, aber mit den Blendrahmenmaßen von 72×85 cm auch nicht wesentlich größer als die der Heide sind. Das Schiebeflügelchen wird hier lautmalerisch mit „Ritschlich“ bezeichnet. Der Blendrahmen sitzt bündig mit der Außenwand. Das Fenster weist aber gegenüber dem alten Kreuzsprossenfenster (Bild 134) der Lausitzer Heide verschiedene Vervollkommnungen auf. Zunächst ist die Sohlbank zu nennen, die auch zur Ableitung des Schweißwassers dient, das ja bei einfachen Fenstern in unserem Klimabereich in hohem Maße auftritt. Die Sohlbank hat aufstehende Enden, die ein Abfließen des Wassers nach der Seite zu verhindern. In besonders reichen und phantasievollen Formen sind im Bergland die Fensterbekleidungen gestaltet worden und ein Beweis für die Kunstfreudigkeit der dortigen Bewohner. Neben der gestalterischen Bereicherung wird durch die Bekleidung die Dichtigkeit des Fensters erhöht, dessen Blendrahmen jetzt gegen sie anschlägt. Bei den Bekleidungs Brettern hat man sich allerdings kaum Gedanken über offene Fugen und deren Schutz gegen Eindringen von Schlagregen gemacht. Trotzdem haben sie über hundert Jahre gehalten.

Den nächsten Schritt stellt ein Fenster mit Mittelposten dar (Bild 136), das mit zwei Drehflügeln ausgestattet ist, die mit Wirbeln und Vorreibern verschlossen werden. Bei den Flügel-

¹⁵⁷ Rhamm (57) II, 1, 833

¹⁵⁸ Schier (61) 145

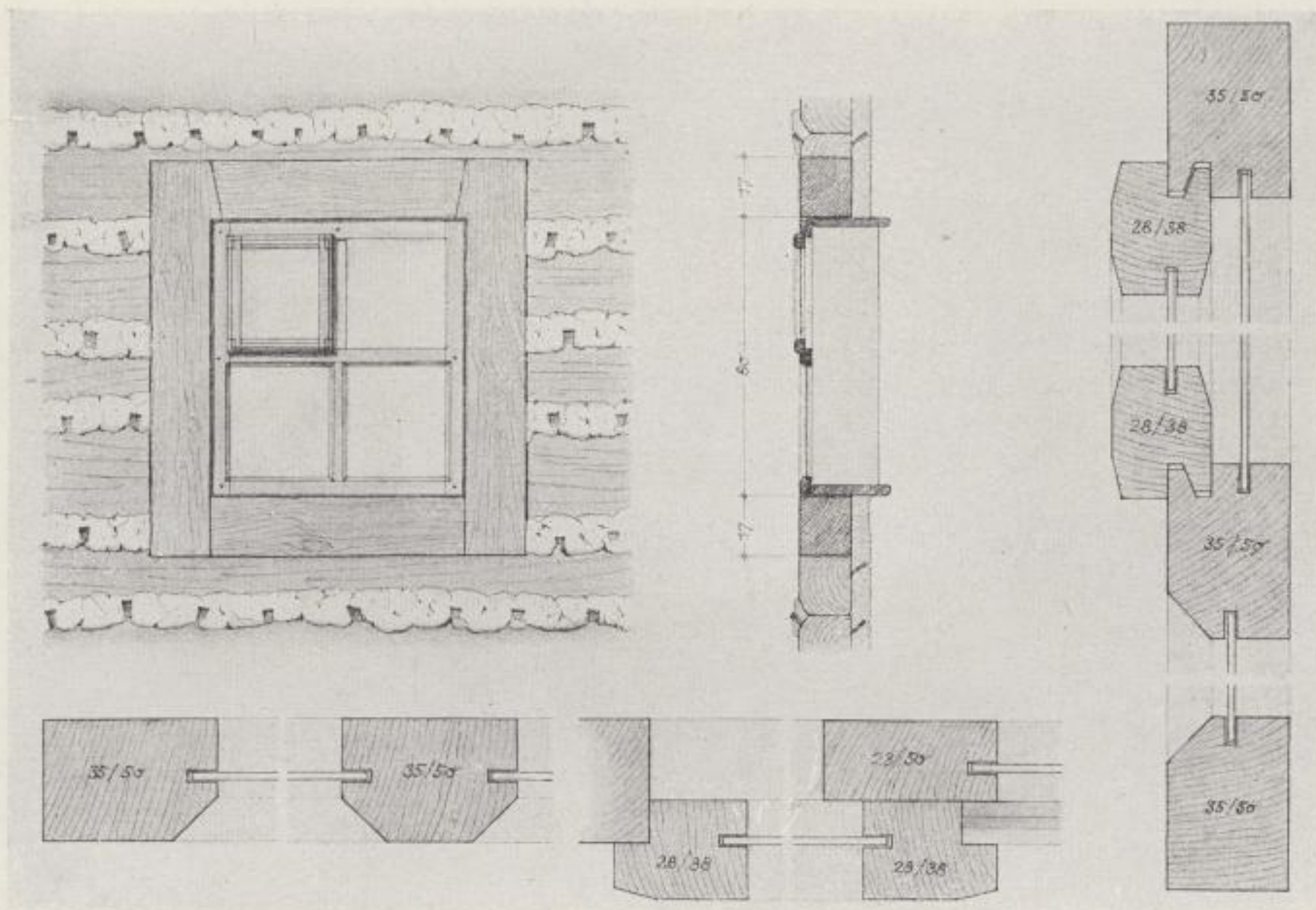


Bild 134: Kreuzsprossenfenster mit Schiebeflügel, Klein-Partwitz, Kreis Hoyerswerda, Nr. 11

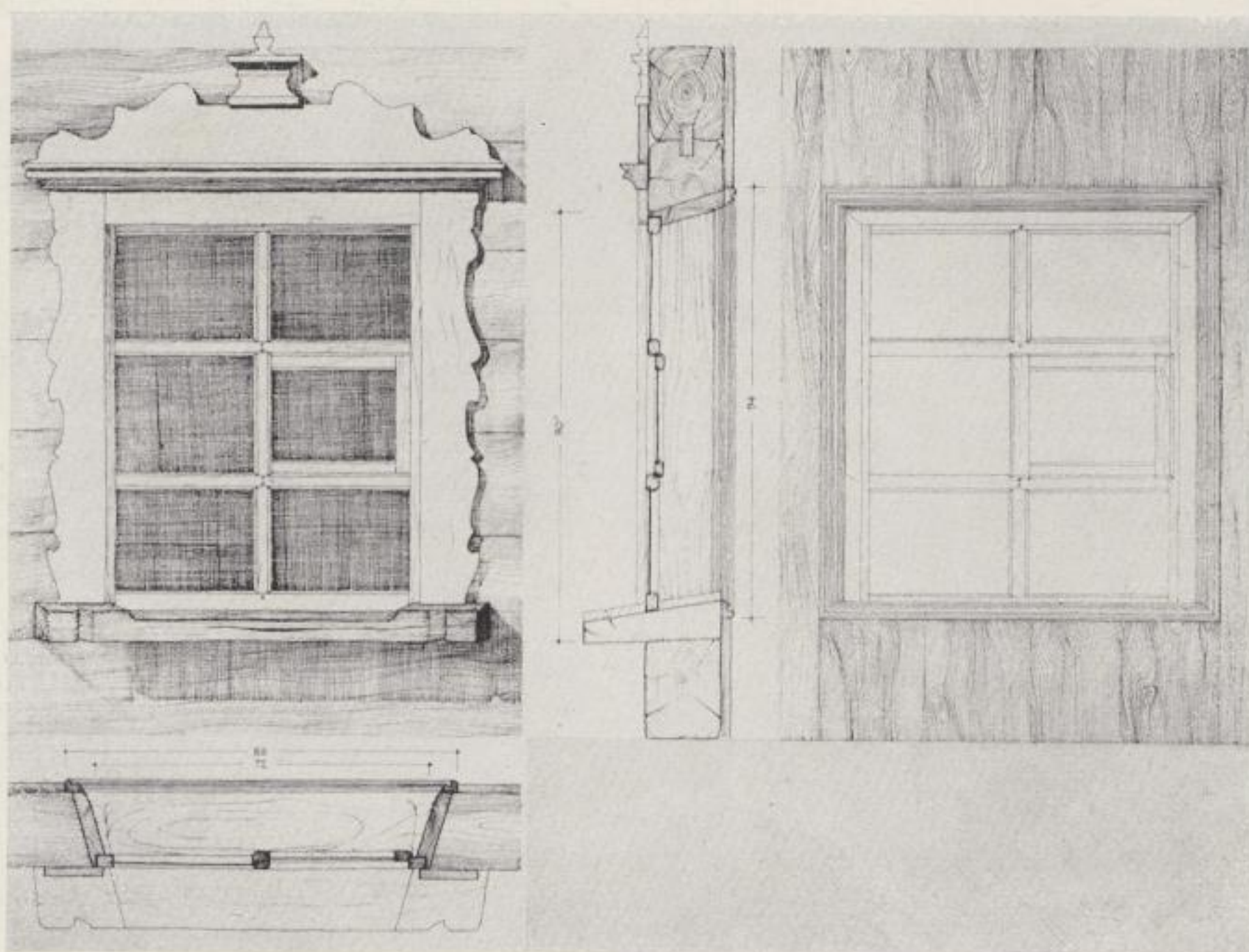


Bild 135: Festverglastes Fenster mit Schiebeflügel (Ritschlich), Ebersbach, Kreis Löbau, Hospital-Nebengebäude

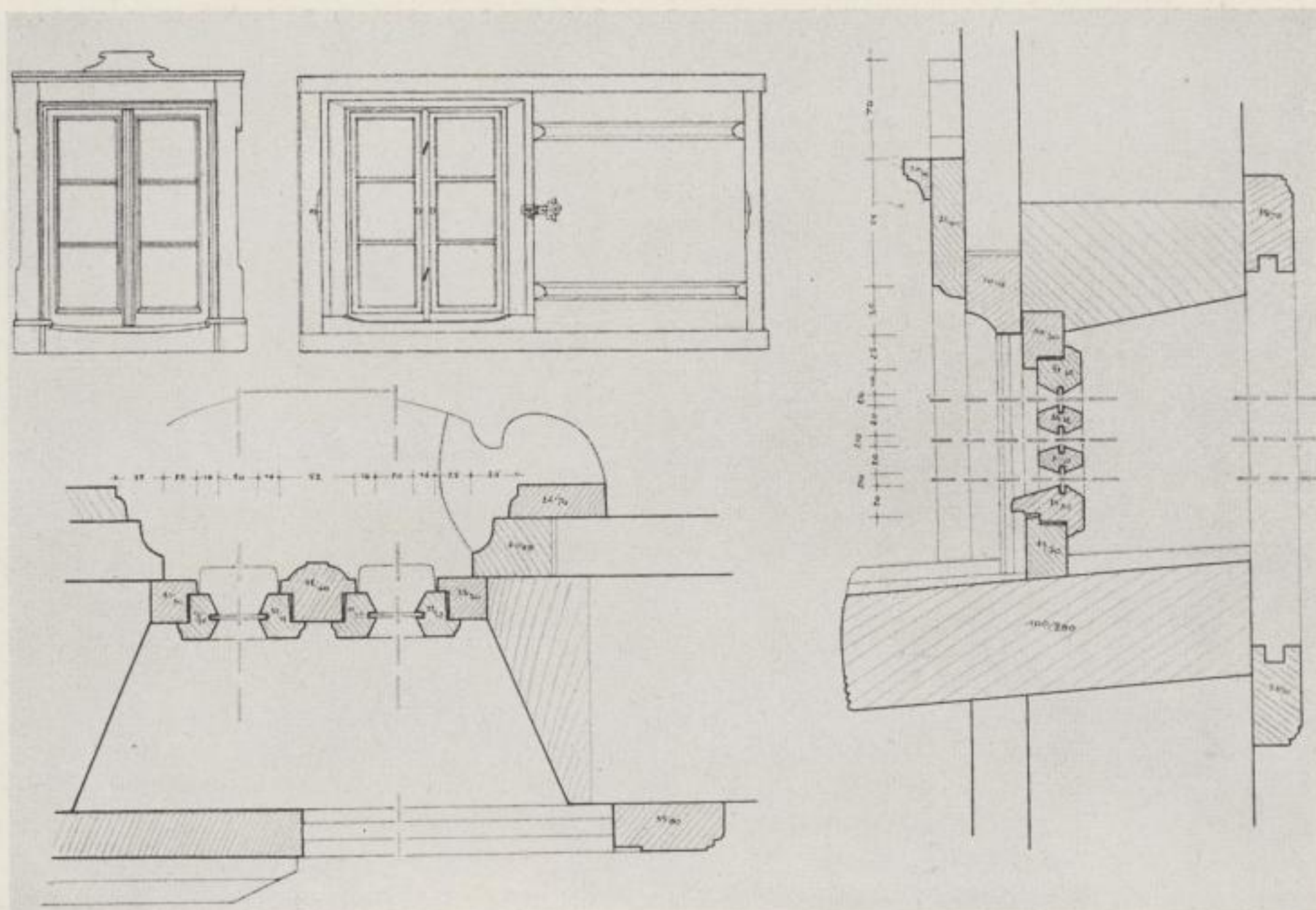


Bild 136: Drehflügelfenster mit feststehendem Mittelposten, Ebersbach, Kreis Löbau, Bautzener Straße 7

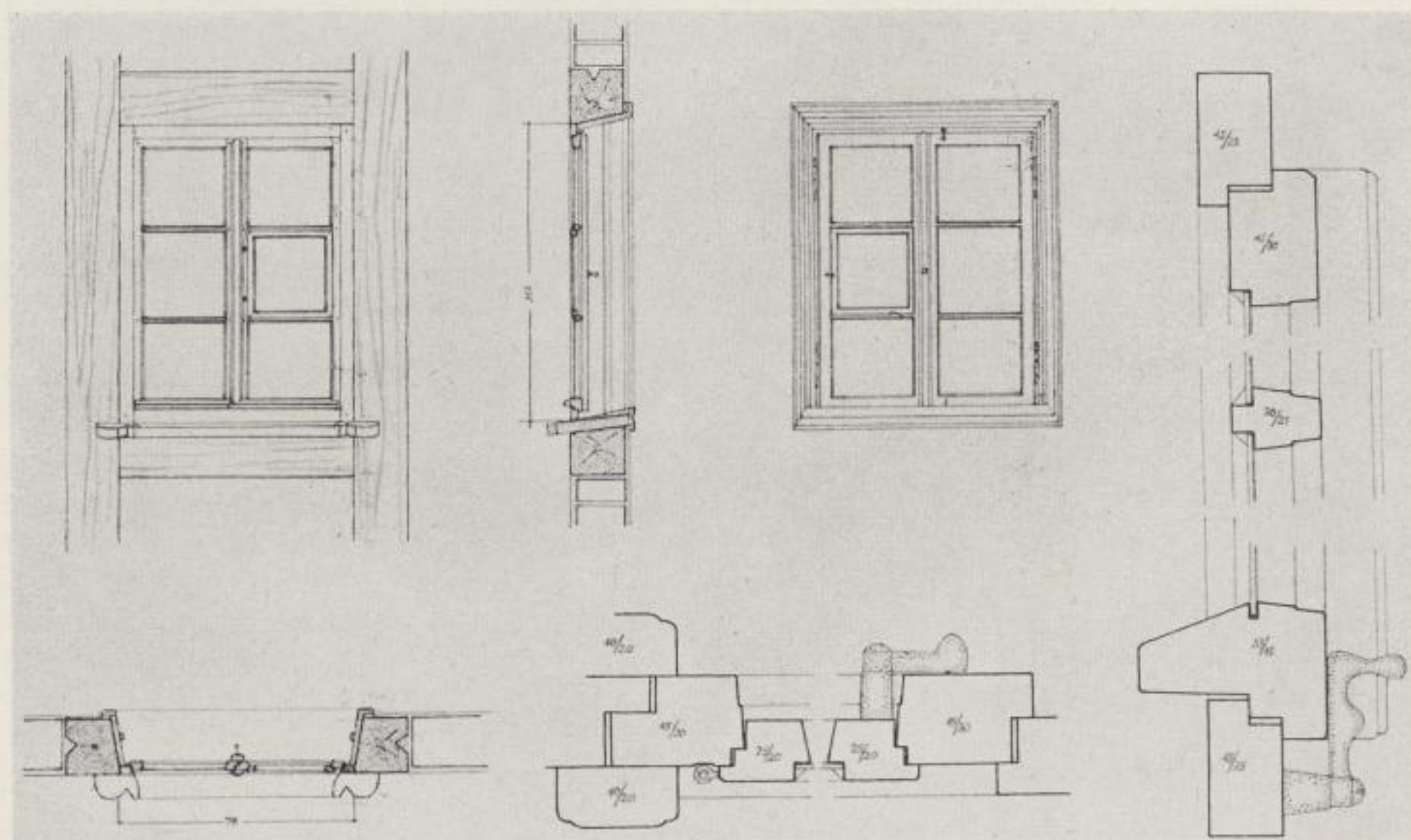


Bild 137: Drehflügelfenster mit aufgehendem Mittelstück und Lüftungsflügel, Ebersbach, Kreis Löbau, Muhlstraße 7

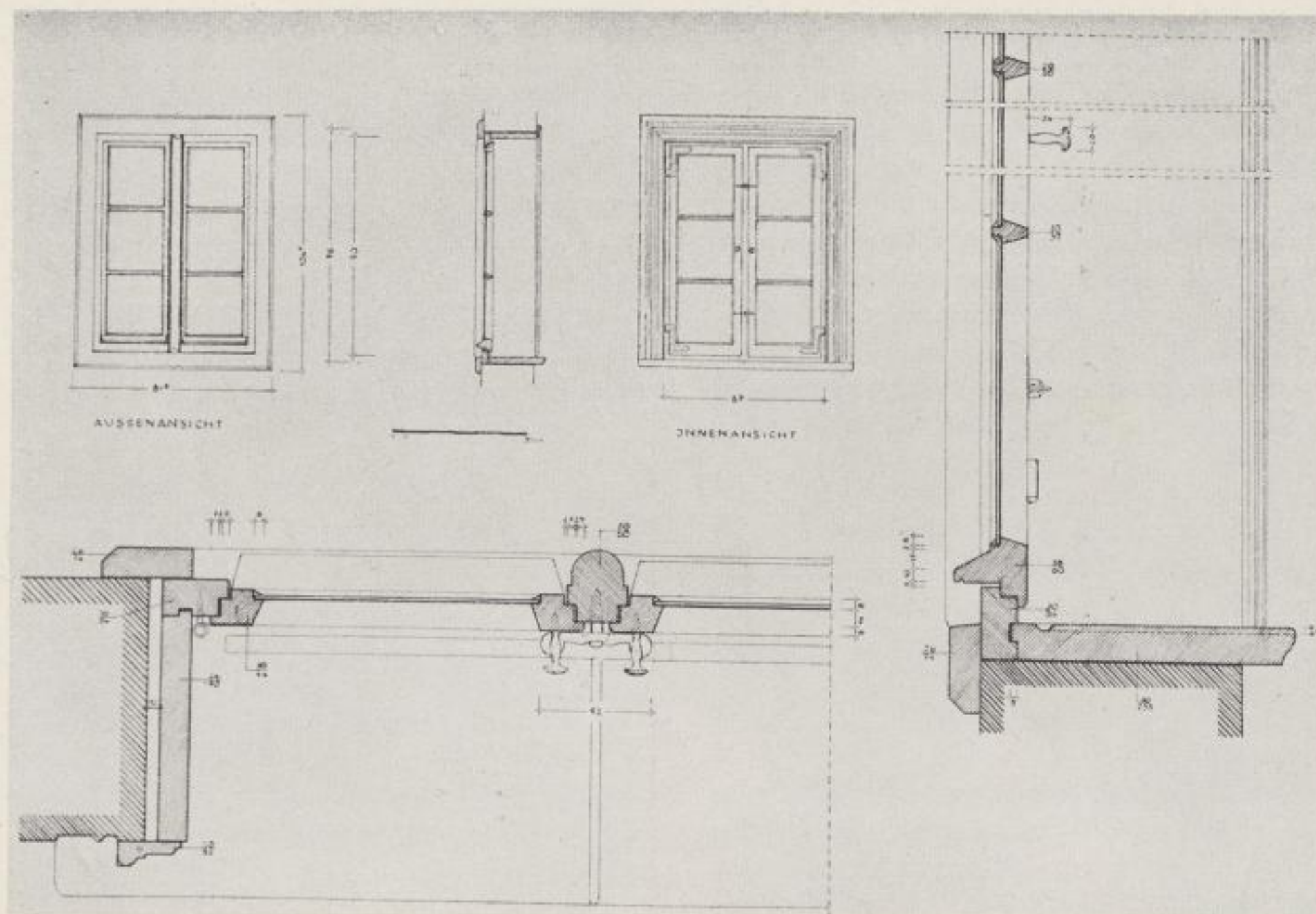


Bild 138: Drehflügel Fenster mit feststehendem Mittelposten, Lehde / Spreewald Nr. 31

größen von 35×95 cm sind die Flügelhölzer mit 32×32 mm erstaunlich schwach. Das Mittelstück ist nur 8,5 cm breit und fügt sich maßstäblich gut ein. Dieses Fenster kann durch einen innen laufenden Schiebeladen geschlossen werden, eine Einrichtung, die in den Weberhäusern sehr verbreitet ist.

Die Fenster mit Mittelposten werden erst in der Gegenwart durch Fenster mit aufgehenden Mittelstücken ersetzt (Bild 137). In diesem Zusammenhang finden meist auch unmaßstäbliche Holzstärken und sprossenlose Flügel Eingang, die sich nicht mehr in das Gesamtbild einfügen. In vorliegendem Falle ist das Fenster noch maßstäblich gut gestaltet. Mit seiner Größe von 78×98 cm hält es sich durchaus in den üblichen Grenzen. Die 30×45 mm großen Flügelhölzer zeigen bereits einen Kittfalz, das aufgehende Mittelstück ist jedoch mit 8,5 cm Gesamtbreite beachtlich schmal. In Anlehnung an das ehemalige Schiebeflügelchen hat man hier einen kleinen Lüftungsflügel angeordnet, der neben seiner Zweckmäßigkeit dem Fenster einen besonderen Reiz verleiht.

Im Spreewald ist ein Fenster mit festem Mittelposten allgemein verbreitet (Bilder 138, 139, 156). Die Blendrahmenmaße betragen meist 80×90 cm, schwanken aber oft bei ein und demselben Haus beträchtlich. So wurden z. B. bei dem Haus Burg-Kolonie Nr. 37 folgende Fenstergrößen gemessen: $67,7 \times 76,5$ / 66×77 / $65,5 \times 76,5$ / $57,5 \times 71$ cm, ein Zeichen, daß es mit der Normung nicht weit her war. Das dem



Bild 139: Gekoppelte Stubenfenster eines Wohnstallhauses in Burg / Spreewald Nr. 222

Spreewald eigentümliche Fenster hat drei Sprossen, wobei die mittlere Sprosse, wahrscheinlich noch in Erinnerung an das alte, festverglaste Kreuzsprossenfenster, etwas breiter gehalten ist (Bild 156). Die Blendrahmen sitzen auch hier meist bündig mit der Blockwand und schlagen gegen eine äußere Brettbekleidung an (Bild 138), die aber im ganzen glatt gehalten ist. Nur die innere Bekleidung zeigt ein bescheidenes Profil. Auf Sohlbänke hat man hier verzichtet. Charakteristisch für die Wohnstallhäuser in Burg sind die gekoppelten Stubenfenster, die

an der vorwiegend nach Süden gelegenen Längsseite liegen (Tafel 14, Bild 139).

Auch heute noch haben die meisten Wohnhäuser nur einfache Fenster, weil bei den außen bündig liegenden Rahmen Doppelfenster nur schwierig anzubringen sind. Werden dennoch Doppelfenster angeordnet, so löst man das Problem in einfacher Weise dadurch, daß man einen festverglasten Kasten außen vorhängt (Bild 139). Auch im Lausitzer Bergland hat sich diese Art von Doppelfenstern eingebürgert.

Türen und Tore

In den Blockhäusern der Lausitzer Heide finden wir sowohl einflügelige als auch quergeteilte Türen, obwohl beide Türformen als gegensätzliche Konstruktionen gelten.¹⁵⁹ Rhamm bezeich-

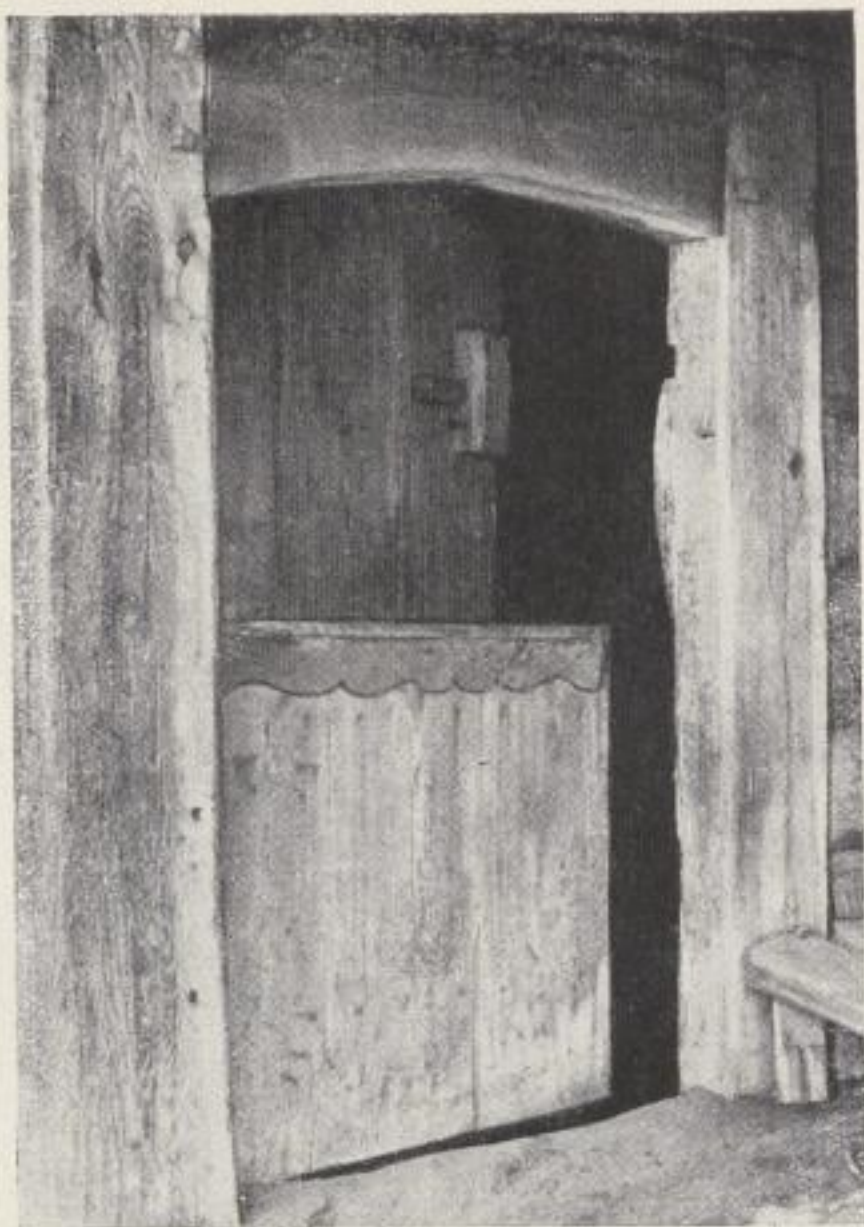


Bild 140: Quergeteilte Haustür in Klein-Partwitz, Kreis Hoyerswerda, Nr. 11

net die einflügelige Tür mit hoher Schwelle als *Drischbeltür*, entsprechend dem ahd. *driscuonili*, dem Nürnberger Trittschäufele und verwandten Bezeichnungen im Egerlande. Dieser Drischbel, gleichbedeutend mit Trittholz, ist ein auf die durchlaufende Grundschwelle als Türschwelle aufgesetztes Balkenstück. Auch die sorbische Sprache bezeichnet diese getrennten Konstruktionsteile mit verschiedenen Wörtern. Die Grundschwelle heißt obs. *zemnica*, nds. *šyla*; die Türschwelle obs. *próh*, nds. *prog*. Demnach muß die Türschwelle ein besonderes, auf der Grundschwelle liegendes Holz gewesen sein, was aber heute nicht mehr zutrifft, da man bei allen Türformen die Grundschwelle gleichzeitig als Türschwelle benutzt. Die einflügelige Drischbel-Tür mit Hochschwelle ist die dem Blockbau eigene Konstruktion, weil sie möglichst wenig Bohlen durchbricht. Sie findet sich deshalb vorwiegend in den Blockbaugebieten Skandinaviens und der Ostalpen.

Demgegenüber ist die *Hecketür* mit ihrer Querteilung in eine obere und untere Hälfte besonders im Fachbaugebiet der Sachsen und Franken verbreitet und dringt von hier aus nach Oberdeutschland und Skandinavien vor.¹⁶⁰ Drischbel und Hecketür schließen normalerweise einander aus, da man bei einer quergeteilten Tür natur-

¹⁵⁹ Rhamm (57) II. 1, 2, 600 — Schier (61) 139

¹⁶⁰ Rhamm (57) II. 1, 2, 601



Bild 141: Holzernes Schloß derselben Tür

gemäß auf eine Verminderung der Schwellenhöhe bedacht sein muß. Aus Norwegen sind allerdings Beispiele bekannt, wo die Grundschwelle über zwei Ellen hoch war und daher bogenförmig ausgeschnitten werden mußte, um sie bequem übersteigen zu können.¹⁰¹ Man verfügte also hier auch ohne besonderen Drischbel über eine Hochschwelle.

Die einflügelige Drischbeltür wird auch deswegen für ursprünglicher als die quergeteilte Hecketür angesehen, weil sie keiner eisernen Bänder bedarf, sondern in einfachster Weise mittels Zapfen in Pfannen laufen kann. In der sorbischen Sprache werden die beiden Türarten mit demselben Wort bezeichnet (obs. *durje*, nds. *zurja*).

Bei den Blockhäusern der Lausitzer Heide und des Spreewaldes sind die Türöffnungen mög-

¹⁰¹ Rhamm (57) II. 1, 2, 603

lichst klein gehalten (Tafel 3). Dennoch hat man auch bei geringen Türlichtern mit Vorliebe quergeteilte Hecketüren (auch Gadgetüren) angebracht (Bilder 140, 141), wahrscheinlich deshalb, um den fensterlosen Flur tagsüber durch Öffnen des oberen Flügels etwas zu erhellen. Eine Wohnhauseingangstür in Klein-Partwitz (Tafel 3) hat nur 1,45 m lichte Höhe, was man aber beim Betreten des Hauses nicht empfindet, da man ja die 30 cm hohe Schwelle übersteigt. Das zu diesem Wohnhaus gehörige Ausgedinge hat sogar nur eine Türlichte von 1,38 m; das Türblatt ist selbst bei dieser geringen Höhe quergeteilt.

Einflügelige Türen werden vorwiegend im Innern verwandt und sind ursprünglich nicht über 1,50 m hoch. Sie dienen gelegentlich auch als Hauseingangstüren. So z. B. in Burg-Kolonie Nr. 37 mit nur 1,65 m Höhe und vor allem als Stalltüren. Alle Türen, auch die einflügeligen, sind auf Gratleisten gearbeitet und haben eiserne Bänder, die in vielen Fällen die einzigen Eisenteile im ganzen Haus darstellen.

Als Türverschluß dient normalerweise ein hölzerner Schubriegel, der allerdings nur von innen bewegt werden kann. Um die Haustür von außen verschließen zu können, wird oft ein drehbar gelagerter Riegel angebracht, dessen Zapfen von außen zu bedienen ist. In einem Falle war in einem an der Türaußenseite senkrecht angebrachten Griffholz ein Stößel verdeckt eingebaut, der durch Eindrücken des kleinen Fingers hochgehoben wurde und damit den mit ihm verbundenen Ringel im Inneren bewegte. Alle genannten Vorrichtungen stellen nur eine Verschlußmöglichkeit, aber noch keine Sicherung

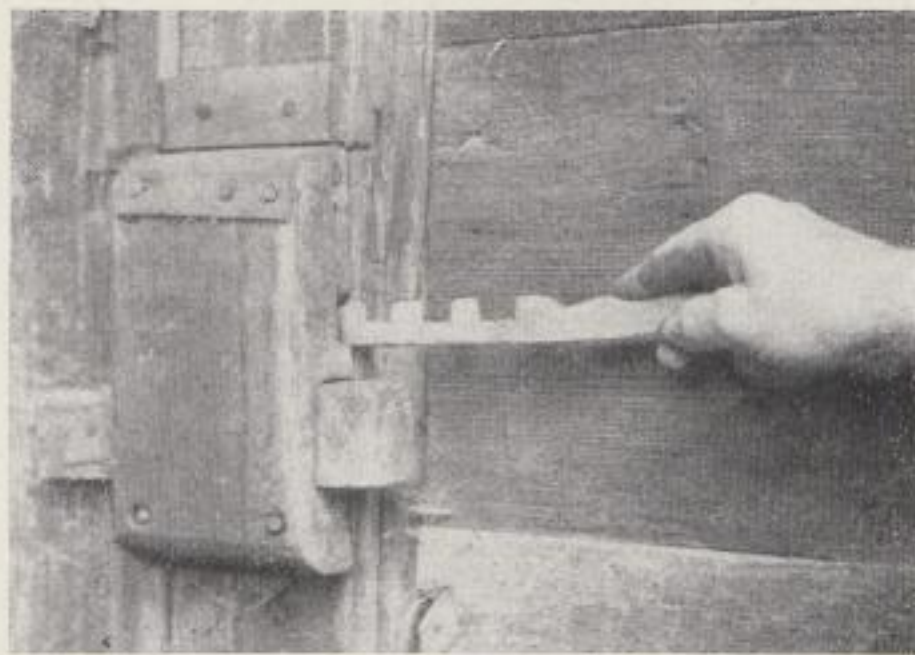


Bild 142: Holzernes Türschloß in Burg-Spreewald Nr. 222

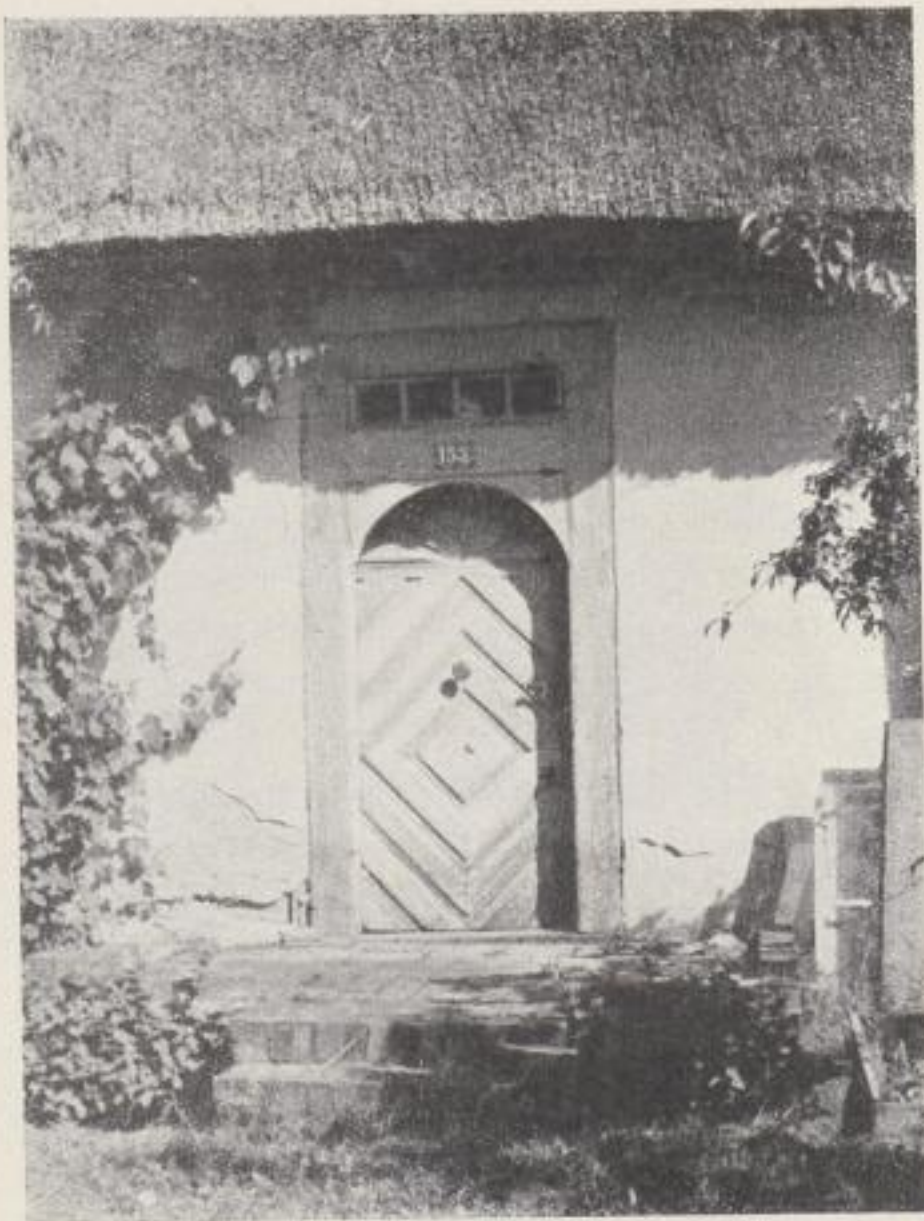


Bild 144: Haustür mit geschnitzten Füllungen in Wehrsdorf

Bild 143: Aufgedoppelte Haustür mit Oberlicht eines Blockhauses in Burg-Kolonie Nr. 153

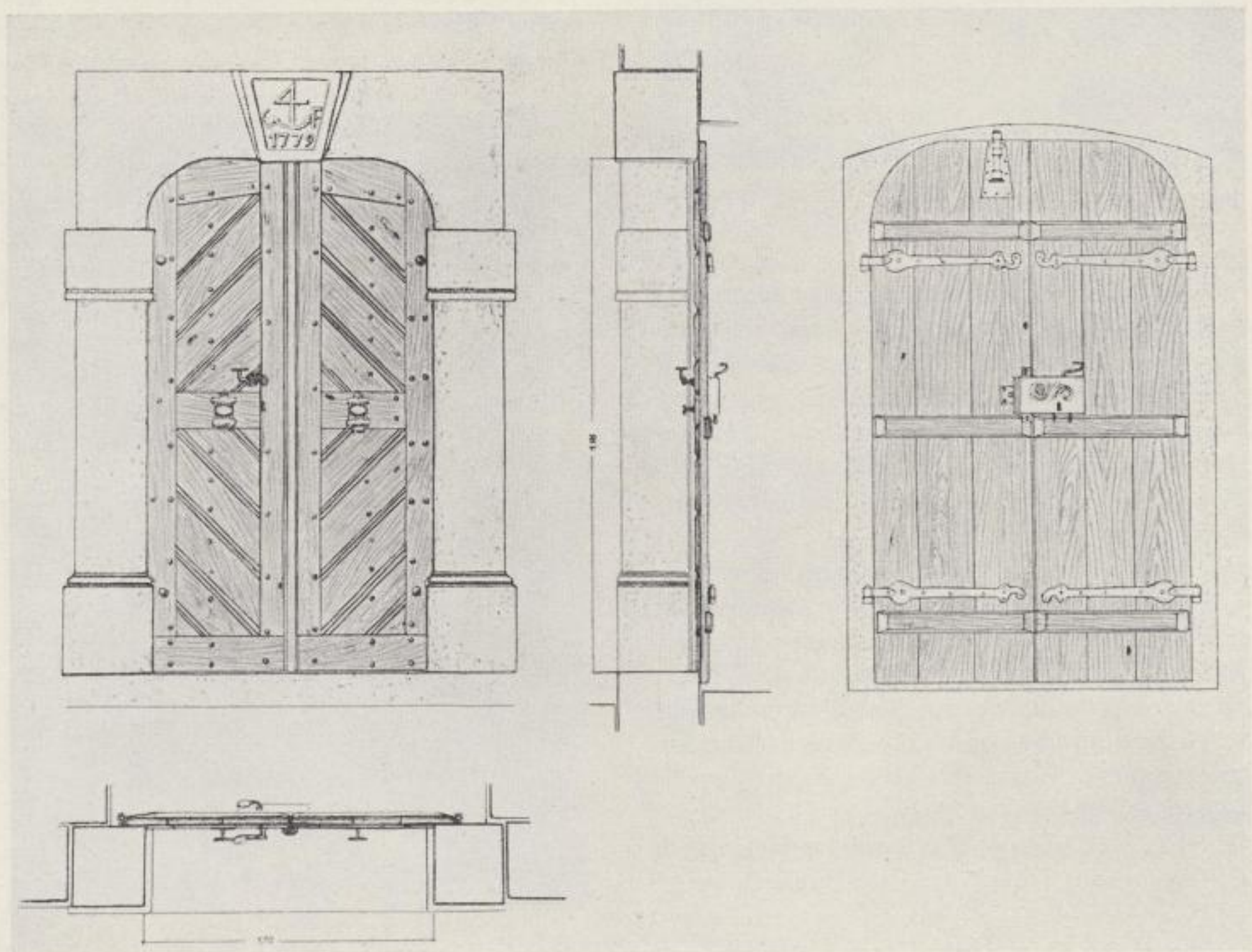


Bild 145: Ebersbach, Mühlstraße 7, Haustür (1779)

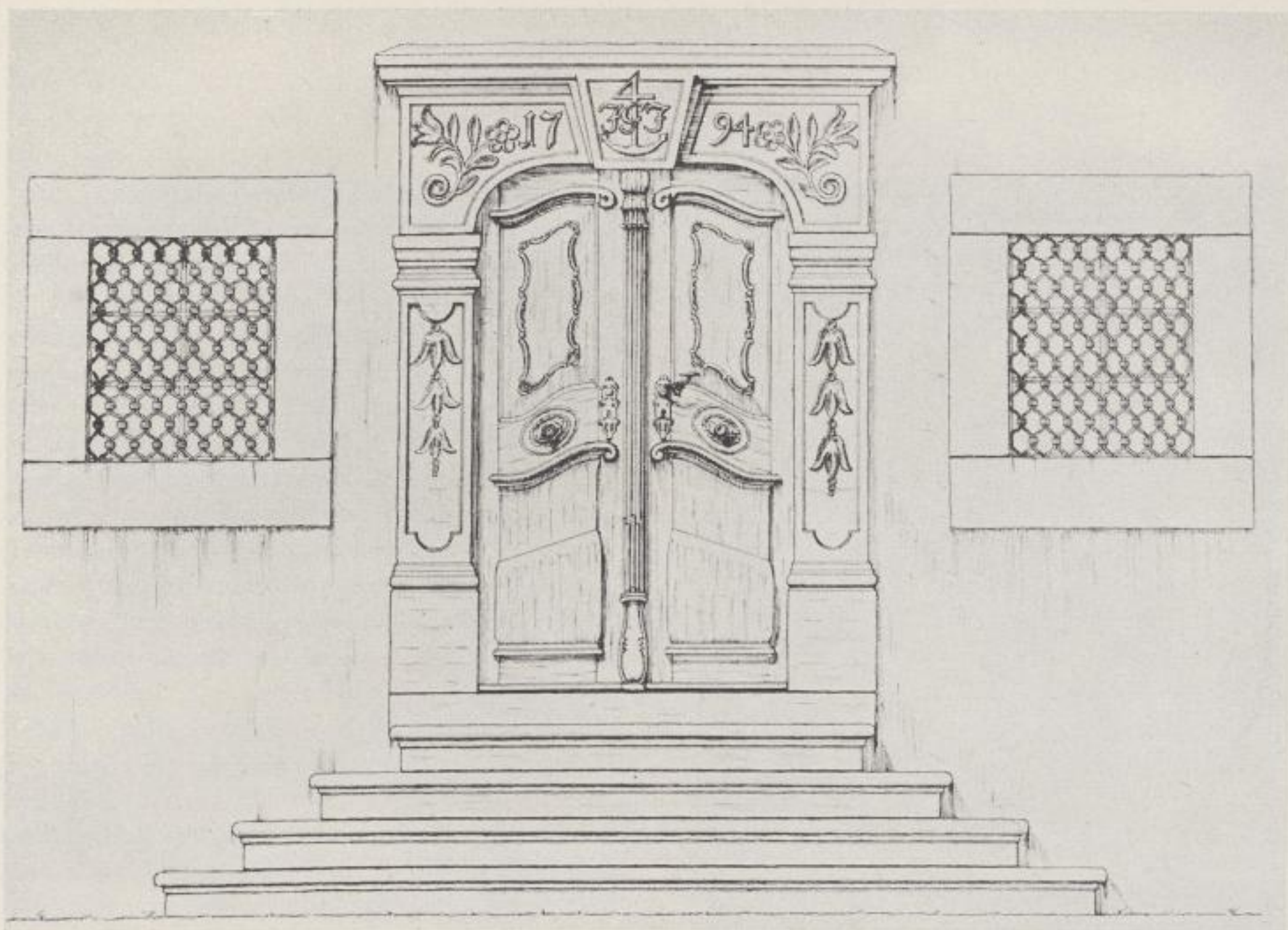


Bild 146: Ebersbach, Hospital, Haustür (1794)

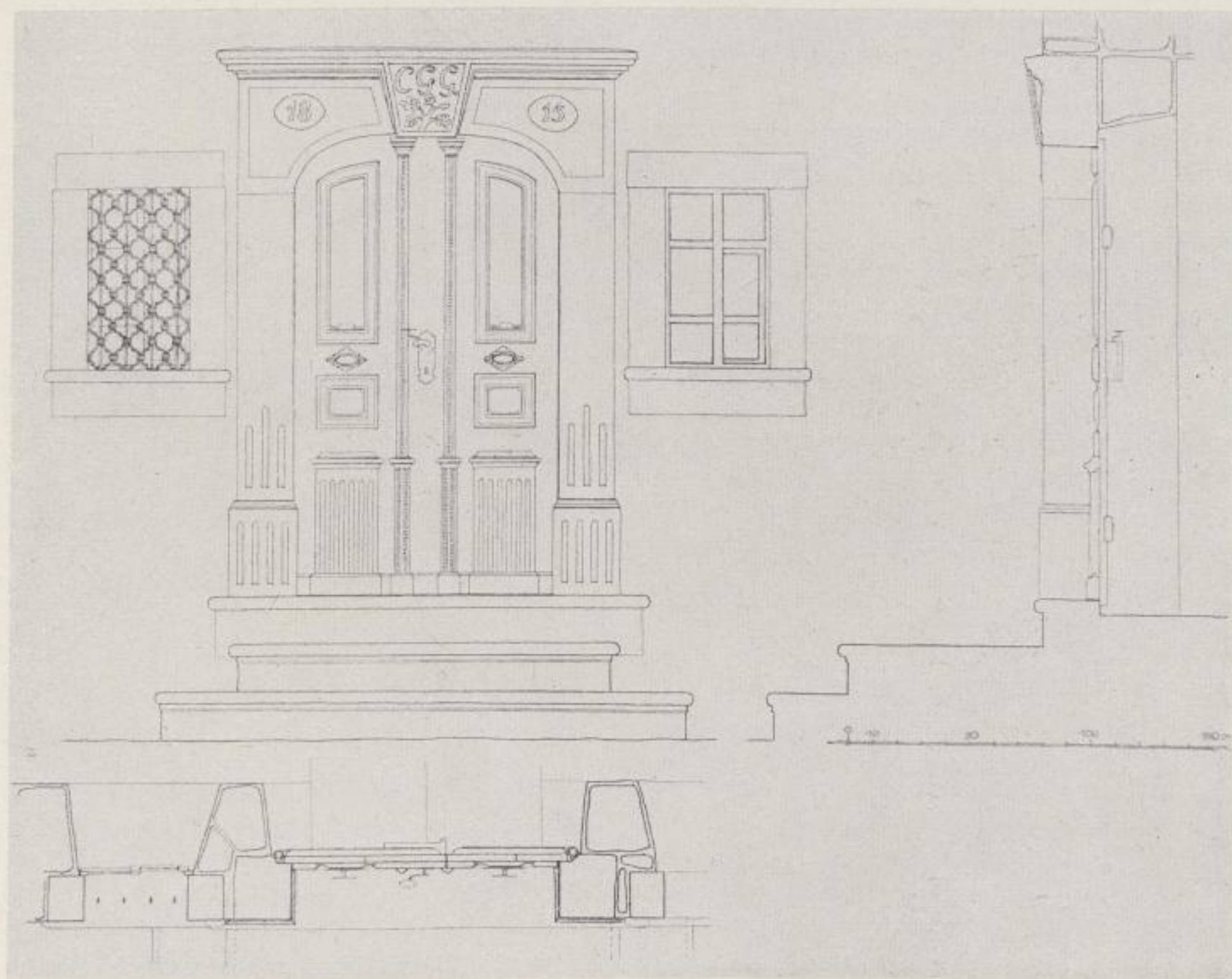


Bild 147: Ebersbach, Unterer Kirchweg 1, Haustür (1815)



Bild 148: Der typische Hauseingang des Lausitzer Umgebäudehauses. Haustür mit beiderseitigen Flurfenstern in Obereunnersdorf

dar, zu der es eines Schlosses bedarf, das in der Lausitz bis zum Ende des 19. Jahrhunderts aus Holz hergestellt wurde.¹⁶² Diese hölzernen Türschlösser haben in der ganzen Welt große Verbreitung gefunden und werden noch heute in Finnland, Lappland und Litauen an langen Winterabenden geschnitzt.¹⁶³ Oft werden die griechischen und römischen Schlösser als die ältesten angegeben. Diese stellen jedoch schon das Ergebnis einer jahrtausendlangen Entwicklung dar, deren Anfänge in Babylonien und Ägypten liegen. Die ägyptischen Schlösser haben bereits Stiftzuhaltungen, wie sie im Prinzip auch bei den heutigen Sicherheitsschlössern verwendet werden. Die in Babylonien und Ägypten um 3000 v. u. Ztr. üblichen Schlüssel sind einfache Haken, die Fallriegel betätigen. Bei dem zur Zeit Ramses II. (1292—1225 v. u. Ztr.) gebräuchlichen Balanoschloß wird der Schlüssel in den hohlen Riegel eingeschoben und kann von hier aus die Verschußklötzchen anheben, worauf sich Schlüssel und Riegel gemeinsam zurückziehen lassen.

¹⁶² In Klein-Partwitz fand ich ein hölzernes Schloß mit der Jahreszahl 1851.

¹⁶³ Rabe (54) 2

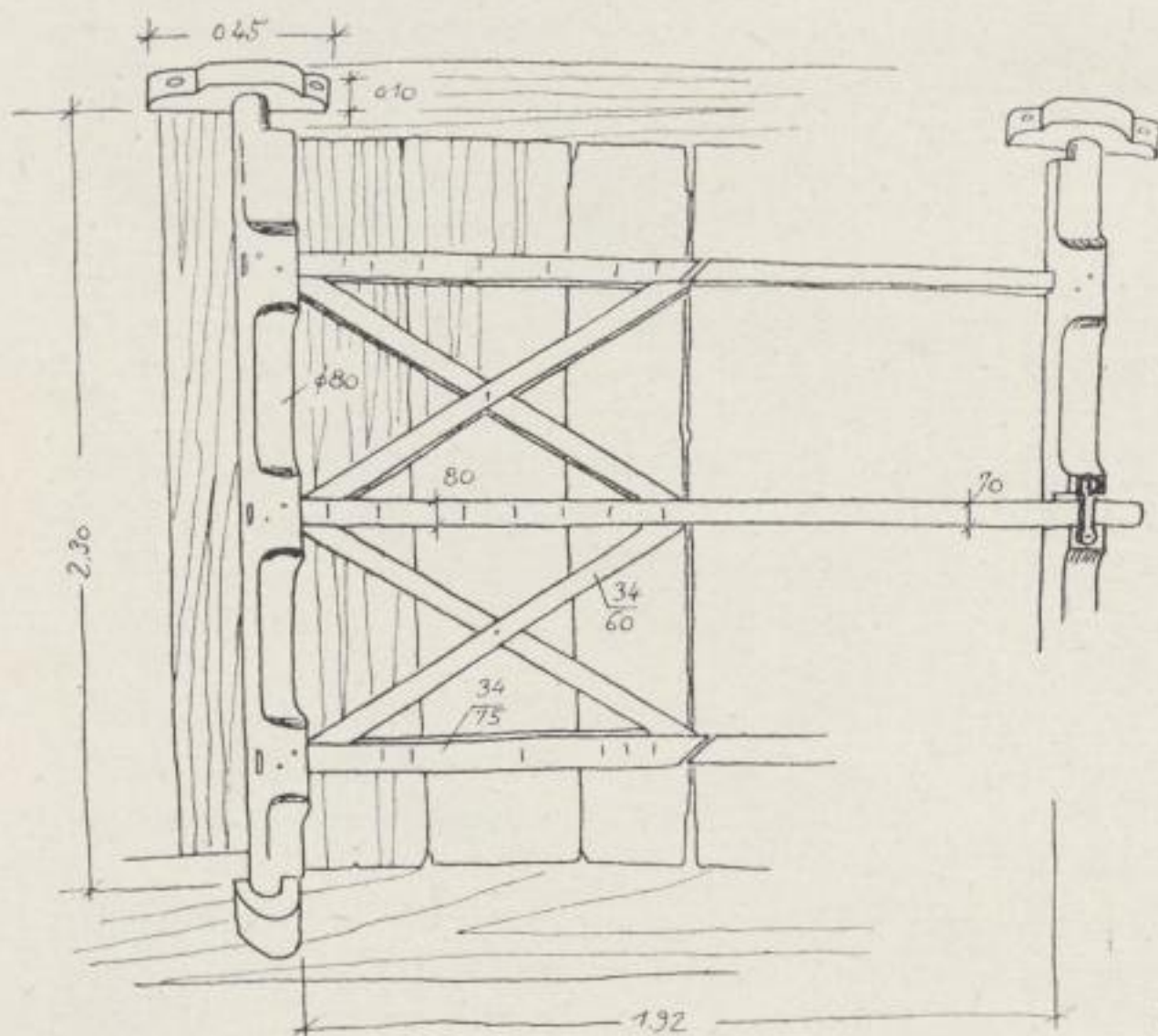


Bild 149: Tor mit Wendesäulen im Spreewald

Eine Verbesserung stellt das griechische Fallriegelschloß mit lakonischem Schlüssel dar, bei dem der Schlüssel durch eine besondere Öffnung über dem Riegel eingeführt wird. Der Riegel wird wieder durch Balanoklötzchen gesichert, die hier einseitig ausgeklinkt sind und durch den Schlüssel angehoben werden können.¹⁰⁴ Diese Schlösser sind bei den Lausitzer Blockbauten gebräuchlich (Bilder 141, 142), wo auch hölzerne Schlüssel verwendet werden. Die zur Befestigung dienenden vier eisernen Nägel sind die einzigen Metallteile dieses Schlosses und darüber hinaus meist des gesamten Gebäudes, wenn man auch auf eiserne Türbänder verzichtete.

Im Spreewald und in der Oberlausitz findet man oft aufgedoppelte Hauseingangstüren. Gewöhnlich wird nur die an der Stubenseite (Südseite) liegende Haupttür reich ausgebildet, während die auf der gegenüberliegenden Flurseite (Küchenseite) liegende Hintertür (obs. posleńca) wesentlich bescheidener aussieht. Als Aufdoppelung dient vielfach eine Diagonalverbretterung, bei runden Türstürzen ist auch das Sonnenmotiv sehr beliebt (Bild 143). In der Oberlausitz, und hier besonders im Bergland, sind die Haustüren vorbildlich gestaltet (Bild 144). Sie haben meist ein Natursteingewände, das entweder aus Granit oder aus Sandstein besteht und, je nach Härte des Materials, derb oder fein profiliert ist. Zur Belichtung des Flurs erhalten die Türen ein kleines Oberlicht oder zu beiden Seiten kleine Flurfensterchen mit kunstvoll geschmiedetem Gitter (Bild 148). Besonders das letzte Motiv ist charakteristisch für das Oberland und wird, obwohl es hundertfach wiederkehrt, stets von neuem einfallsreich gestaltet. Bei diesen Bauten, die einen gewissen Wohlstand verraten, hat auch der Zeitgeschmack seinen Einfluß geltend machen können, während die bescheideneren Bauten der nördlichen Gebiete von dem Wechsel der Baustile vollkommen unberührt geblieben sind.

Die Bilder 145, 146, 147 zeigen deutlich den Gestaltungswechsel um die Wende des 18. Jahrhunderts, wobei uns die straffen Empireformen (Bild 144) heute mehr zu sagen haben als die reichen barocken Formen (Bild 146).

Bei *Toren* (obs. wrota) haben sich noch bis heute altertümliche Wendesäulen erhalten. Die-



Bild 150: Unteres Lager der Wendesäule

ses Prinzip setzt naturgemäß eine durchgehende Fußschwelle voraus, um unten eine Pfanne anbringen zu können. Das war jedoch nur dort möglich, wo die Tennen nicht zum Einfahren gedacht waren. Deshalb hat man in der Lausitzer Heide die Grundschwelle seitlich nur etwa 50 cm überstehen lassen (Bild 150), jedoch am Ende ein Auflager für einen einzulegenden Balken ausgespart, um bei geschlossenem Tor einen dichten unteren Abschluß zu gewährleisten. Die Wendesäulen haben besonders bei hohen Toren bis zu 20 cm Durchmesser. Die Konstruktion der Torflügel ist überall einheitlich durchgeführt. In die Wendepfosten sind Gratleisten eingezapft, an denen die senkrechten Bretter befestigt werden (Bild 149). Die mittlere Leiste reicht bis zum gegenüberliegenden Pfosten und wird hier mittels einer Haspe befestigt. Zur besseren Aussteifung werden die Torblätter mit Diagonalleisten benagelt, die besonders im Spreewald in vielfältigen Rautenmotiven variiert sind und zur Bereicherung des Bauwerkes beitragen.

Im Spreewald dienen die Tore nicht zum Einfahren und sind daher selten über 2 m hoch, so daß die Flügel hier ohne Bedenken vor die Wand gehängt werden können (Bild 149). Erst in neuerer Zeit verwendet man eiserne Bänder auf Stützkloben, behält aber die alte Torkonstruktion mit den Randsäulen bei.

¹⁰⁴ Rabe (54) 3

ARBEITS- UND BAUTECHNIK

Der Werkstoff

Die alten Bauweisen beschränken sich auf Baustoffe aus der nächsten Umgebung und verwenden sie nach Möglichkeit in ihrem natürlichen Vorkommen. In der Lausitz standen Holz, Stein, Lehm und Stroh seit alters her zur Verfügung.

Der *Stein* tritt im Lausitzer Bergland als mächtiges Granitmassiv überall zutage, das nur stellenweise durch Syenit, Porphyry und Basalt unterbrochen wird. Nördlich des Gebirges beherrscht die Grauwacke das geologische Bild, während in der Niederlausitz der Felsenuntergrund bereits über hundert Meter unter der jetzigen Erdoberfläche liegt und von glazialen Geschieben überdeckt ist. Trotz der leichten Abbaumöglichkeit hat man jedoch bis vor etwa hundert Jahren im Lausitzer Bergland den Stein nicht in nennenswertem Maße gebrochen und bearbeitet. Man baute in Holz, weil das gesünder und billiger war. Der Stein wurde auch im Lausitzer Bergland nur als Findling zur Unterfütterung der Schwellen und Stiele benutzt.

Der Übergang zum Massivbau zeichnete sich beim Bauernhaus zunächst in der Ausmauerung der Blockstuben in den Erdgeschossen ab, während die Obergeschosse bis heute ihr schönes Fachwerk bewahrt haben. Dabei haben sowohl konstruktive als auch hygienische Gründe mitgesprochen. Der heute spürbare Holzmangel hat im 19. Jahrhundert noch keine entscheidende Rolle gespielt. Vermutlich haben viele wohlhabende Großbauern auch aus Repräsentationsgründen nach dem Vorbild der Güter und Schlösser ihre Gebäude um diese Zeit von Grund auf in Stein errichtet.

Wenn auch der Massivbau größere Dauerhaftig-

keit und funktionelle Verbesserungen mit sich brachte, so darf nicht übersehen werden, daß die etwa 60 cm dicken Bruchsteinwände nur etwa ein Fünftel der Wärmedämmung einer 15 cm dicken Kiefernholzwand oder die Hälfte der Wärmedämmung einer 15 cm dicken Lehm-fachwerkwand gewährleisten und daher bei weitem nicht den Mindestanforderungen unseres Klimabereiches entsprechen.¹ Die neuen, geräumigen Stuben und Ställe waren deshalb meist ungesünder als die alten Blockwandkonstruktionen.

Weit höhere Bedeutung kommt in unserem Gebiet dem *Lehm* zu. Da die Südgrenze der äußersten Vereisung mitten im Lausitzer Gebirge verläuft, ist der Lehm meist eiszeitlicher Herkunft, er entsteht jedoch auch aus dem anstehenden Granit durch Verwitterung des Feldspatanteils. Als alleiniger Wandbaustoff fand er nur stellenweise in der Lausitzer Heide Verwendung. Umgebinderhäuser, deren Stubenwände nicht in Schrotholzbau, sondern in der Technik des Lehmwellerbaus hergestellt sind, rechnen zu den Ausnahmen, wobei wir annehmen können, daß eine schadhafte Blockstube wegen Holzmangel in dieser neuen Technik erneuert wurde. Lehm diente ferner als Verputz der Blockwände oder Fugenverstrich, als Lehmschlag über der Stubendecke und in der Tenne, als Lehmzopf für die Deckung des Dachfirstes, als Lehmstaken für die Ausfachung der Fachwerkwände und die Herstellung des Rauchschlotes und als Material zum Ofenbau.

¹ vgl. Wärmeleitzahlen auf Seite 74

Als wichtigstes Baumaterial dient *Holz*. Es wird nicht nur zum Hausbau, sondern für die Herstellung von Geräten, Schlössern und sogar Uhren verwendet, wobei jede Holzart den ihr gebührenden Platz einnimmt, so daß man direkt von einer Holzkultur sprechen kann. Für den Hausbau spielt Kiefernholz seit alters her die größte Rolle, nicht nur im Gebirge, sondern auch in der Lausitzer Heide und im Spreewald. Für den Aufbau der Siedlung Burg-Kolonie wurden von Friedrich II. 1768 für jedes Haus 4 Blöcke, 6 starke und 25 mittlere Balken aus Kiefernholz, ferner 16 Stangen Elsen und 25 Latten zur Verfügung gestellt.² Im Spreewald kommt neben der Kiefer vor allem der Erle als Wandbaustoff große Bedeutung zu.³ Heute sind etwa die Hälfte aller Blockhäuser aus Erle hergestellt. Teilweise werden Kiefer und Erle gemeinsam an einem Bauwerk verwendet, so in

Burg Nr. 222 (Tafel 4), wo der Wohnteil aus Kiefernholz und der Stallteil aus Erle hergestellt sind, wobei nach der Holzbearbeitung zu urteilen die Stallwand jüngeren Datums ist und darauf hindeutet, daß die schadhaften Kiefernbohlen durch solche aus Erlenholz ersetzt wurden. Erlenholz kam besonders als Schwemmholtz oder gewässertes Holz zur Verwendung, das man an seiner blauen Farbe erkennt. Die Farbe bedeutet hier jedoch keine Qualitätsminderung, wie z. B. bei stockigem Kiefernholz, sondern Schwemmholtz hat sogar gegenüber ungewässertem Holz eine höhere Widerstandskraft gegen Wurmfraß und Fäulnis. Gelegentlich wurde auch Eschen- und Pappelholz verwendet, das aber wegen seiner Anfälligkeit gegen Wurmfraß nicht sehr beliebt war. Dachlatten wurden oft aus Ahorn hergestellt.

Die Werkzeuge

Bis in das 19. Jahrhundert ist bei den Blockbauten der Lausitzer Heide und des Spreewaldes

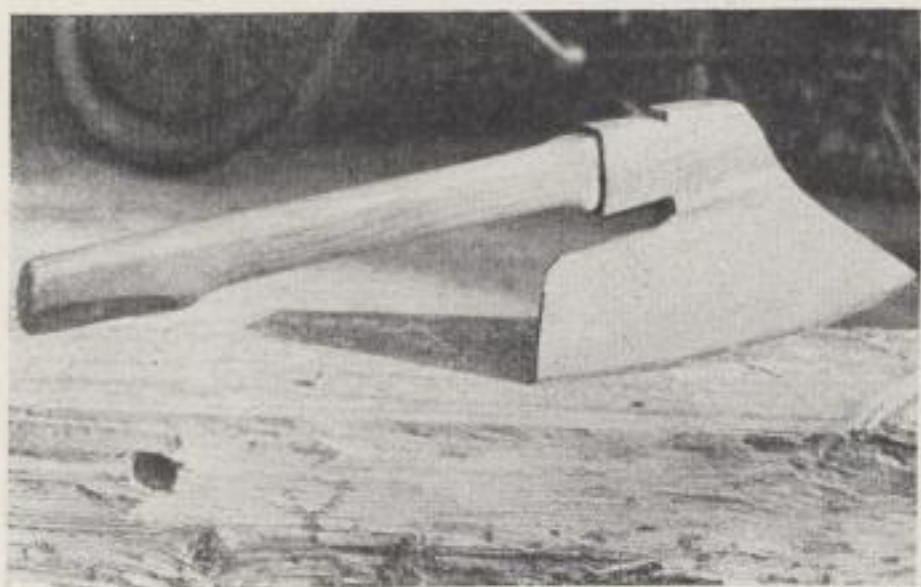


Bild 151: Breitbeil

die Säge mit Ausnahme des Ablängens der Hölzer und des Einschneidens der Verblattungen kaum benutzt worden, während im Bergland

² Kublick (35) 99

³ Die Erle wurde früher mit Else bezeichnet, was sich von obs. wólša herleitet (vgl. hierzu auch die Ortsnamen Oelsa, Oelsnitz).

schon früher gesägte Wandbohlen festzustellen sind. Das einzige Werkzeug waren bis dahin Axt und Beil, Stemmeisen und Hammer. Im Spreewald kannte man ein Breitbeil (nds. sekera) mit etwa 30 cm breiter Schneide, dessen Stiel (nds. torporišco) etwas vom Blatt abgewinkelt ist (Bild 151). Mit diesem Beil wurden sämtliche Hölzer bearbeitet. Dies geschah mit solcher Meisterschaft, daß man an vielen Bau-



Bild 152: Axt



Bild 153: Schrotsäge

Bild 154: Arbeitshaltung an der unteren Handhabe

teilen heute kaum Unebenheiten bemerkt. Neben dem Breitbeil diente die Axt (obs. sekera, česak) zum Spalten der Hölzer und zum groben Zuschnitt (Bild 152). Die Bezeichnungen Bohle (obs. česanka), Zimmermann (obs. čěsla) leiten sich von zimmern (obs. česać) ab. Zum Stemmen der Zapfen benutzte man das Stemmeisen und den Hammer (nds. klapac, obs. hamor). Die Baumrinde wurde mit einem Schnittmesser (nds. tružnik) geschält. Die Schrotsäge (obs. pila) diente erst in neuerer Zeit zum Trennen der Stämme, verlor aber bald ihre Bedeutung, da Schneidemühlen die fertigen Bohlen billiger liefern konnten.

Für das Aufschneiden der Stämme mit der Schrotsäge mußten diese zunächst 1,50 m hochgebockt werden. Die etwa 2 m lange Säge wurde unten von zwei Mann, oben von einem bedient (Bild 153). Der Sägehub wurde so ausgeführt, daß zwei Mann in knieender Haltung den unteren Handgriff faßten (Bild 154) und die Säge von Kopfhöhe bis Brusthöhe herabrissen. Darauf zog der oben stehende dritte Mann die Säge wieder in die alte Lage zurück. Gesägte Bohlen sind nicht so haltbar wie gebeilte, weil sie eine raue Oberfläche haben und die angerissenen Masern Feuchtigkeit und Schädlinge leicht eindringen lassen.

Der Werkvorgang

Der Abbund¹

Das Bauen eines Blockhauses kann man grundsätzlich in zwei Abschnitte unterteilen: den Abbund und das Aufstellen. Beide Vorgänge sind normalerweise zeitlich aneinandergekoppelt, mit-

unter haben aber auch abgebundene Häuser jahrelang gelegen, ehe sie aufgestellt wurden. Der Abbindevorgang kann heute nur noch am fertigen Bauwerk an Hand der Zimmermannszeichnungen untersucht werden, denn jeder Bauteil bekam schon beim Abbund ein bestimmtes Zeichen, damit sich die Einzelteile bei dem Zusammenbau (Montage) ohne Schwierigkeit zusammenfügen ließen. Zeichnungen waren bis vor einigen Jahren unbekannt, weil die alten Zimmer-

¹ Die folgenden Angaben beruhen größtenteils auf Aussagen der Zimmermeister: W. Mellack, Burg Nr. 171, R. Lewa, Burg-Kolonie.

leute nach einem einheitlichen System bauten und das gesamte Baugefüge im Kopf hatten. Bei Wohnstallhäusern rechnete man allgemein 2 Gebinde Giebelkammer, 3 Gebinde Stube, 2 Gebinde Flur, 2 Gebinde Stall, 2 Gebinde Tenne, 2 Gebinde Banse; bei Doppelstubenhäusern je 3 Gebinde für die Stuben und 2 Gebinde für den Flur. Die Maße spielten dabei anscheinend eine nebensächliche Rolle, weil der Gebindeabstand zwischen 1,5 m und 2,5 m schwankt. Zwar heißt es 1768, daß die im Spreewald üblichen Blockhäuser 24 Fuß breit und 48 Fuß lang waren,⁵ aber in Wirklichkeit gleicht kein Haus dem andern. Die Gebinde sind meist vom Giebel des Wohnteils aus nummeriert, in einigen Fällen jedoch auch vom Wirtschaftsteil beginnend. Bei einem Haus in Lehde, das nach der letzten Art gezeichnet war, konnte ein abgebrochener Wirtschaftsteil an Hand der noch im Wohnteil verbliebenen Zimmermannszeichen rekonstruiert werden (Bild 15). Als Zeichen wurden nach der üblichen Weise Schnitte, Stiche und Ruten verwendet. Die Stiche sind kleine dreieckige Löcher, die mit der Stemmeisenkante gestochen werden (Bild 155), die Schnitte und Ruten werden mit der ganzen Stemmeisenbreite eingekerbt, wobei die Ruten schräg liegen. In beiden Fällen bedient man sich der römischen Zahlenbilder.

Jedes Gebinde erhielt an allen wichtigen Anschluß- und Knotenpunkten ein Zeichen, so z. B. an den Sparrenfüßen und an den Kehlbalken-

anschlüssen. An der einen Traufseite verwendet man gewöhnlich Stiche, an der anderen Ruten. Bei allen Dachstühlen zeigt sich übereinstimmend die Besonderheit, daß die Bundseiten der Gespärre nicht nach einer Richtung liegen, obwohl das technisch ohne weiteres möglich wäre, sondern in bezeichnender Weise wechseln. Als Bundseite gilt die glattere Seite (rechte Seite) der Hölzer, da oft waldkantige Teile verwendet wurden. Auf der Bundseite ist immer das Schwalbenschwanzblatt des Kehlbalkens angeschnitten, das Blatt des Dachbalkens oder Balkenstumpfes hingegen von der linken Seite. Nach den Bundseiten, dem Längsverband und der Raumnutzung zu urteilen, besteht das ganze Gebäude aus mehreren festgefügt Konstruktionsböcken, die mit jeweils zwei Gebinden Zwischenraum aufeinander folgen. Bei dem Doppelstubenhaus (Tafeln 5, 10) sind die beiden Stuben einschließlich Dachstuhl als solche Konstruktionsböcke gekennzeichnet, die um Flurbreite auseinandergerückt sind. Das Wohnstallhaus (Tafel 4) setzt sich aus dem Konstruktionsbock der Stube, des Stalles und der Banse zusammen. Am Grundriß des Dachgeschosses läßt sich die Anordnung der Bundseiten gut erkennen. Sie sind stets den Giebelaußenseiten, der Flurinnenseite und der Tenneninnenseite zugekehrt. Bei den dazwischenliegenden Leergespärren hat die Lage der Bundseite keine Bedeutung. Aus dieser Anordnung geht deutlich hervor, daß das gesamte Gebäude kein einheitliches Gebilde darstellt, sondern aus mehreren Gebäudeabschnitten zusammengefügt erscheint, was auch auf ein sekundäres Einhaus deutet. Nach den Bundseiten zu urteilen, erscheint die Giebelkammer einfach der Stube angeschoben. Da jedoch der Längsverband des Daches einheitlich von der stubenseitigen Flurwand bis zum Vorgiebel durchgeht, muß die Kammer schon von Anfang an ein Bestandteil des Hauses sein.

Auch die Wandbohlen wurden von unten nach oben laufend nummeriert, wobei jede Wand ein besonderes Beizeichen erhielt. Fußschwelle und obere Schlußbohle zählten hierbei nicht mit, weil beide Hölzer stärker gewählt wurden und nach innen überstehen (Bild 156).

Zum Aufsnüren legte man die Wände mit der rechten Seite nach oben aus und nahm die Gesamthöhe von Oberkante Fußschwelle bis Unterkante Schlußbohle mit etwa 2,40 m an. Darauf wurde die lichte Raumbreite angetragen, und die



Bild 155: Zimmermannszeichen (3 Stiche) in Burgkolonie Nr. 155

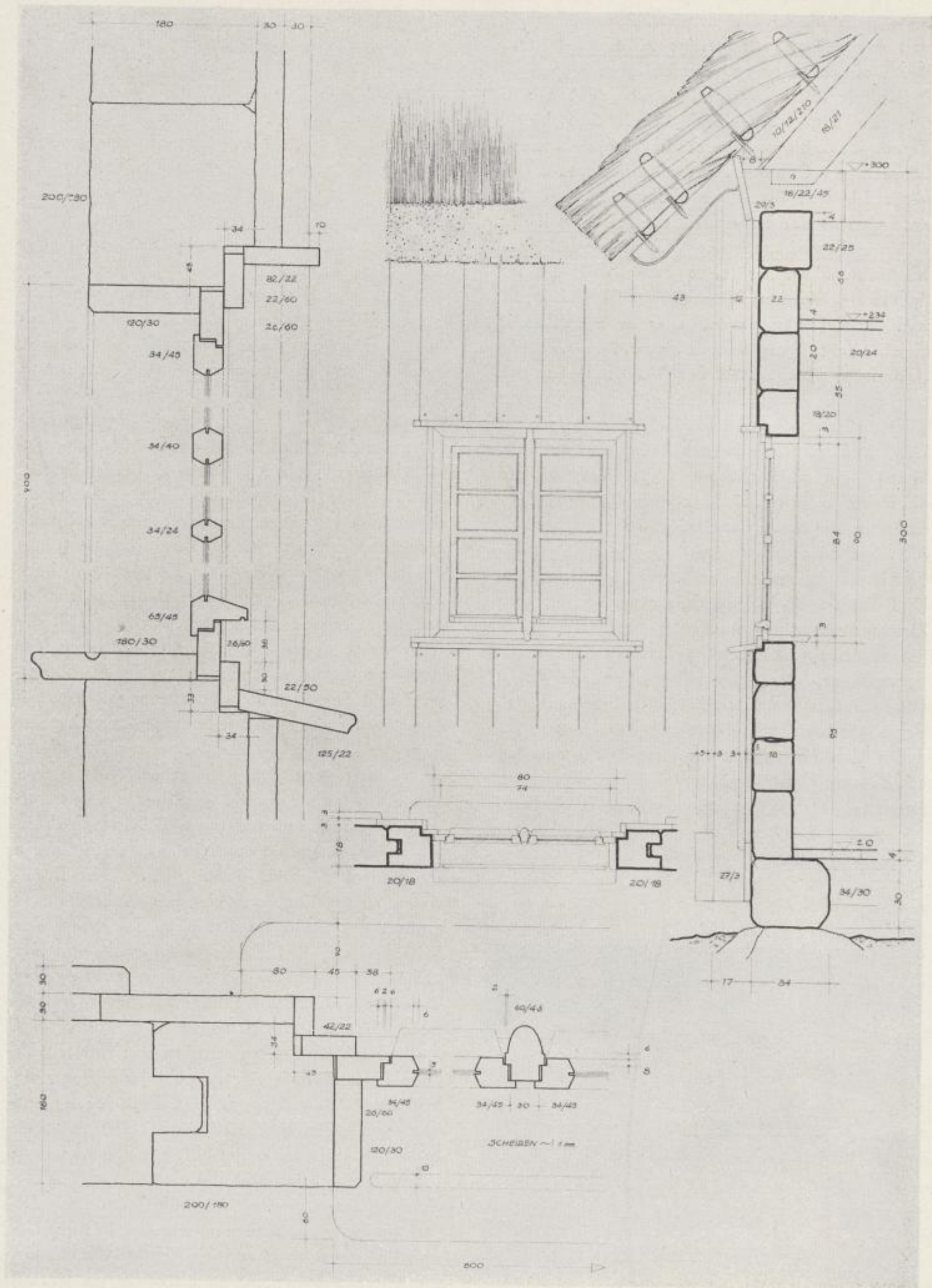


Bild 156: Wandaufbau eines Blockhauses in Lehde / Spreewald Nr. 15



Bild 157: Verdübelung der Wettköpfe in Burg / Spreewald Nr. 222

Endpunkte wurden durch je einen Bundschlag bezeichnet. Vom Bundschlag aus rechnete man noch je 24 cm Vorholz, das sich je zur Hälfte auf die Holzdicke der entsprechenden Querwand und den vorstehenden Wettkopf aufteilt. Die sich überkreuzenden Bohlenenden heißen nds. *kicy-na*.⁶ Nachdem die Vorholzlängen bezeichnet waren, wurden die Bohlen auf die vorgeschriebene Länge zugeschnitten, und vom Bundschlag wurden in je 4,5 cm Abstand zwei weitere Schläge aufgeschnürt, die die Länge des Schwalbenschwanzes bezeichnen. Zuletzt wurden die Dübel im Verband eingezeichnet, oft jedoch nur um Winkel-eisenbreite (35 mm) versetzt. Normalerweise kommen 2 Dübel auf einen Meter Bohlenlänge, nur dort, wo Tür und Fensterstiele sitzen, ordnete man zusätzliche Dübel an, desgleichen an den Wettkopfreißen (Bild 157).

Nachdem die Reihenfolge der Bohlen und auch die Lage der Fenster und Türstiele bezeichnet waren, nahm man die Zulage auseinander und bearbeitete die Bohlen einzeln. Die Schwalbenschwänze der Eckverblattungen wurden einheitlich 4,5 cm tief eingesägt und 0,6 cm unterschritten, die Dübellöcher mit 2,2 cm Durchmesser in jede Bohle 10 cm tief eingebohrt, und als Dübel (obs. *čop*, nds. *cop*) wurden Klötzchen von 2×2 cm Querschnitt und 18 cm Länge zugeschnitten.

⁶ Černý hat nds. *kicy-na* auch als Bezeichnung für die gekreuzten Windbretter am Giebel festgestellt. Černý (10) 19

Das Aufstellen

Als erstes legte man den Grundswellenkranz und unterfütterte ihn mit Feldsteinen. Die Grundschwelle (obs. *zemnica*, nds. *šyla*) nimmt eine Sonderstellung ein, weil sie sozusagen das Fundament des gesamten Baus darstellt und daher auch besonders stark ausgebildet wird. Während die normalen Wandbohlen aus Halbhölzern von 12 bis 18 cm Dicke bestehen, haben die Fußschwellen Abmessungen bis 35×35 cm. Sie stehen daher innen vor der Wandflucht vor und dienen den Fußbodenbrettern als Auflager (Bild 156). Die Fußschwellen wurden an den Ecken nur in einfachster Weise durch einen Einschnitt bis auf halbe Holzdicke überkämmt. Dieselbe einfache Überblattung wurde auch bei den Wandbohlen der Ställe und Scheunen angewandt.

Man war bestrebt, die Fußschwellenoberkante im ganzen Gebäude bündig durchzuführen, was aber, wie die Praxis zeigt, nicht immer gelungen ist. Die aufgehenden Wandbohlen der Stube erhielten an der Ecküberblattung zur besseren Dichtung einen Schwalbenschwanzzapfen. Nach Einsetzen der vorgesehenen Dübel wurden die weiteren Bohlenkränze einzeln mit Holzrammen von 30 cm Durchmesser und 40 cm Länge aufgeschroten. Etwa eine Woche lang ramnten zwei bis drei Mann die Bohlen aufeinander, bis sie die Unterkante der Schlußbohle erreichten. Die Schläge waren kilometerweit zu hören und gaben überall freudige Kunde vom Bau eines Hauses. Dieses Ereignis wurde von der gesamten Dorfbevölkerung zum Anlaß für ein fröhliches Richtfest mit Tanz genommen.

Der letzte Bohlenkranz war so zu bemessen, daß die auf den Längswänden liegenden Schlußbohlen (nds. *pšawidlo*)⁷ um Kammhöhe (= 3,5 cm) über die entsprechenden Bohlen der Querwände überstehen, damit die Dachbalkenlage überall in gleicher Weise aufgekämmt werden konnte. Genau wie die Fußschwellen steht auch die Schlußbohle nach innen über (Bild 156).

Früher fügte man die Fenster- und Türstiele zwischen den Bohlenkränzen ein (Bild 158), wobei stets genügend Setzluft gelassen werden mußte. Da trotzdem ungleichmäßige Setzungen nicht ganz zu vermeiden waren, führte man ge-

⁷ Im Tschechischen ist der Ausdruck *pravilo* für die obere Abschlußbohle gebräuchlich.

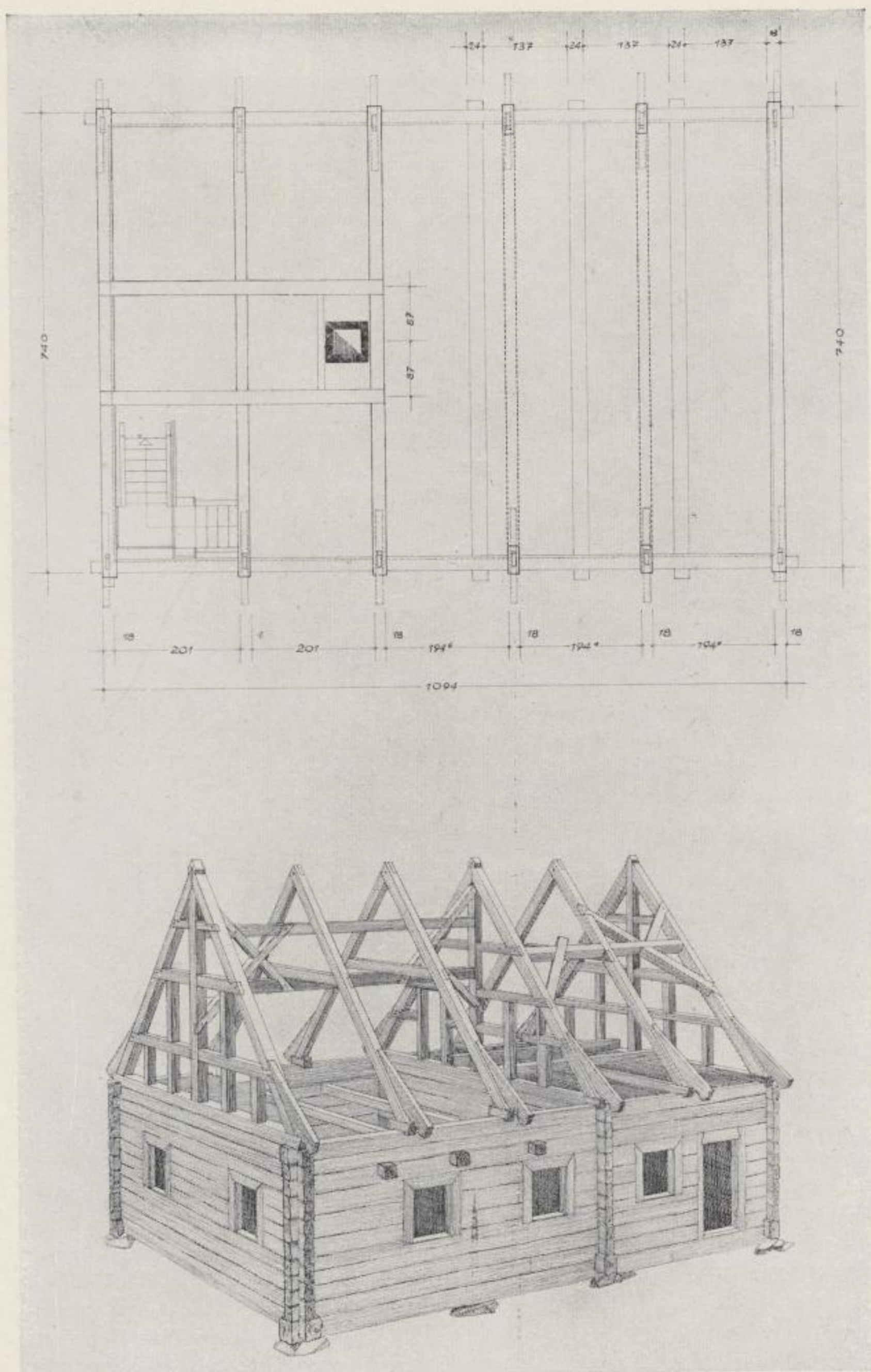


Bild 158: Aufbau eines Blockhauses in Lehde / Spreewald

legentlich einige Fenster- und Türstiele von der Grundschwelle bis zur Schlußbohle in einem Stück durch, ersetzte also das Blockbaugefüge durch eine Bohlenständerkonstruktion. Dieser Vorgang ist deutlich an den großen Wohnstallhäusern zu erkennen, die an ihren bis zu 25 m langen Längswänden an verschiedenen Stellen durchgehende Stiele zeigen und damit beweisen, daß die Blockbautechnik für diese Art von Gebäuden nicht geeignet war.

Die Bautechnik während der Kolonisation des Spreewalds

„Bei der Ansiedlung erhielten die Kolonisten das fertige Haus geschenkt oder mußten es sich gegen Gewährung von freiem Bauholz selbst aufbauen, wie es bei den Kolonien Saccasne, Radewiese und Burg der Fall war. Für Burg-Kolonie wurde vom König 1768 für jedes Haus die gleiche Menge Holz bestimmt, sie betrug 4 Blöcke, 6 starke und 25 mittlere Balken aus Kiefernholz, ferner 16 Stangen Elsen und 25 Latten. Für 100 Häuser machte das Holz an Geldwert 5048 Taler aus. Die Siedler bauten die im Spreewald üblichen Blockhäuser, die gewöhnlich 48 Fuß lang und 24 Fuß⁸ breit waren, wenn noch Hausleute darin wohnen sollten. Der König gewährte sogar Freiholz zur Reparatur der Häuser, die nach 30 Jahren erforderlich wurde.

Für den Aufbau von Radewiese, Kreis Cottbus, bestimmte der König, Wohnhaus und Stall sollten „ $\frac{1}{2}$ aus Fachwerk, $\frac{1}{2}$ aus Schrotholz mit Strohdach“ sein. Die Scheune bestand gleichfalls aus Fachwerk, $\frac{1}{2}$ gebohlt, $\frac{1}{2}$ mit Brettern verschlagen. In den meisten Fällen war der Stall im Haus. Dieses war fast immer bis 30 Fuß lang, 20–24 Fuß breit, 6 oder 7 Fuß hoch in Stielen, 1- bis 2mal verriegelt und 6–7 Gebind stehenden Dachstuhl. Zur Ausführung benötigte man nur die Hälfte des für ein Spreewaldhaus bewilligten Holzes. Auch dem die Kolonie aufbauenden Unternehmer schenkte der König das Holz, bei dem Aufbau von Sachsendorf gab es die Stadt Cottbus aus ihrer Heide. Für die Büdnerdörfer Sachsendorf und Ottendorf wurden wie

in Pommern und im Oderbruch Doppelhäuser vorgeschrieben: Das Haus von 11 Gebind, 43 Fuß lang, 24 breit, 8 Fuß in Stielen hoch und einmal verriegelt, mit massivem Schornstein und Strohdach, mit 2 Eingängen, 2 Fluren, 2 Küchen, 2 Stuben, 2 Kammern und kleineren Ställen für eine Kuh.“⁹

Vergleichsweise sei auf einige Einzelheiten aus dem oberschlesischen Siedlungswerk Friedrichs II. hingewiesen, das unter ähnlichen Voraussetzungen wie die Kolonisation des Spreewaldes durchgeführt wurde. Die oberschlesischen Siedler, die sich vor allem aus Westdeutschland, Österreich, Böhmen und Polen rekrutierten, erhielten: Haus und Hof, dazu etwa 17 Morgen Land, davon 4 Morgen Wiese, 1 Morgen „Hoferäthe“, den Rest Acker. Weiterhin stellte die Kammer jedem kostenlos zur Verfügung: 1 oder 2 Kühe, Grab-scheit, Rodehacke, Axt und Säge. Als Vergünstigungen wurden in Aussicht gestellt: im Walde freie Hutung und freies Sammeln von Raff- und Leseholz. Der Besitz ist erb- und eigentümlich und bleibt 8–10 Jahre steuerfrei. Die Siedler und deren Kindeskindern sind von Werbung und Enrollierung befreit. Freie Ausübung des Religionsbekenntnisses war ohnehin unumstößlicher Grundsatz des Königs.¹⁰ Für „ein Colonisten Hauß“ durften im allgemeinen „die zeitherigen accords von 40 resp. 42 rth.“ nicht überschritten werden.¹¹ Über Einzelheiten der Bauausführung geben uns die Kostenanschläge Auskunft. Im März 1773 schließt der Forstmeister Burich über den Bau des Dorfes Karmerau, das bei den „Standischen Gründen“ entstehen soll, folgenden Vertrag: „Es übernehmen die gedachten 4 Zimmermstr. die völlige Zimmer-Arbeit mit dem sämtl. Ausbau der 20 Wohnstellen auf folgende Conditiones:

Sie fällen das Holz in denen ihnen angewiesenen Gegenden des Forstes und suchen soviel als möglich zur Ersparung des Fuhrlohnes daß auf der Bau-Stelle befindl. taugliche Holtz mit zu emploiren. Sie arbeiten die Häuser aus und richten sie auf, spalten die Dachlatten und schlagen sie an und decken mit Schindeln die Häuser ein, schneiden die Bretter und machen davon die Thüren, Bänke und Treppen, belegen die Boden, spunden die Stube und Kammer Decke, und

⁸ In Preußen galten folgende Längenmaße:

1 Meile = 2000 Ruten = 24 000 Fuß = 7.532,485 m.

1 Fuß = 31,3 cm, 1 Elle = 0,6669 m.

⁹ Kublick (35), S. 99

¹⁰ Helmigk (25), S. 201

¹¹ Helmigk (25), S. 186

dielen die Stube und Kammern mit gehobelten Brettern, legen den Stall aus mit gespaltenen Bohlen und fertigen die Kuh Krippe an. Wie auch eine Dachleiter, überhaupt aber so besorgen sie alle Arbeit, die nur zum Auf- und Ausbau eines Hauses gehört, sie mag Nahmen haben wie sie wollen.

Die Häuser werden sämtl. egal zu Binde Werk von 21 Ellen lang und 13 Ellen tief, mit einer Stube, zwey Kammern und einen Stall eingerichtet, und auf den Boden 2 Wände gemacht und alle tüchtig gebaut, welche aber längstens bis Ende July dieses Jahres völlig fertig seyn müssen. Das Bau-Holtz wie auch die Bretter, Latten und Schindeln werden ihnen auf dem Bau ohnentgeltlich hingeliefert und vor alle diese Arbeit bekommen dieselben vor jedes Haus 42 rth. . . .¹²

Die neuen Dörfer sollten nicht unter 6 und möglichst nicht über 20 Stellen groß sein. Für die Häuser waren Typenbauten vorgesehen. „Jeder Possession soll aus dem Wohnhause, woran der Stall angehängt seyn kann und der Scheune bestehen jedoch, richtet sich auch dieses nach jeden Orts vorhandenen Umständen.“¹³ Aus dieser Bestimmung geht die hohe baumeisterliche Gesinnung der damaligen Zeit hervor, die sich bemühte, die heimatlichen Bautraditionen zu erhalten. Weil sich die heimischen Zimmerleute größtenteils nur auf den Schrotholzbau verstanden, wurde diese Bautechnik meist angewandt. Ein gebohltes Haus galt als wärmer und dauerhafter als Fachwerk, vor allem war es billiger herzustellen. Die Kolonie Karmerau wurde ursprünglich in „Bohlwerk“ veranschlagt. Hier sollte das fertige Haus 94 Taler kosten, während Fachwerkbau auf 110 Taler kam. Trotzdem be-

fahl die Kammer, offenbar mit Rücksicht auf frühere Erlasse, die auf eine Holzeinsparung hinzielten, in Bindwerk (d. h. Fachwerk) zu bauen. „Als dann freilich nach noch nicht 20 Jahren ein Teil der Fachwerkschwellen und Giebel ‚wandelbar‘ zu werden begann, da sich das grüne Holz und die übereilte Ausführung rächten, ist man allmählich in den Oppelner Wäldern zum Schrotholz zurückgekehrt.“¹⁴

Über die damaligen Baukonstruktionen erfahren wir einiges aus einem Gutachten des Stadtbauinspektors Berger aus Bytom. Es handelt sich um eine neue Kolonie bei Kamien, die von privater Hand sehr mangelhaft errichtet wurde. Berger berichtet: „Was einem Zimmermann oder Maurer ähnlich sieht, ist gewiß nicht beym Bau gebraucht worden, es ist alles von Hofe Leuthen und vom Hofelohn gemacht und auf ein ganzes Gebäude zuverlässig nicht 20 rth. Baar Geld verwandt worden.“ Die Häuser seien von sehr ungleichem und schwachem Bauholz auf Blatt und nicht auf Zapfen ausgeführt; Kehlbalken und Sparren zeigten sehr geringe Stärken; die Sparren seien auch nur auf „die Platte“ gesetzt, d. h. auf eine Fußschwelle aufgeklaut, wie das beim polnischen Bauernhaus allgemein üblich war, und da man nicht einmal Windfedern angebracht habe, so fehle auch jeder Längsverband. Die Decken seien mit gespaltenem Holze belegt und die Türen mit hölzernen Nägeln „sehr unförmig“ zusammengefügt. Die Feuermauern — so wird hier das Vorgelege bezeichnet — bestünden aus schlechten Ziegeln, die mit viel Lehm vermauert seien. Der Schmied habe nur ein paar Bänder mit Haken geliefert, die Stubentüren besaßen keine Klinken, das ganze Haus überhaupt keinen Nagel (gemeint sind eiserne Nägel), und die Angeln der übrigen Türen gingen in Bügeln aus Weidenruten.¹⁵

¹² Helmigk (25), S. 188

¹³ nach § 3 des kgl. Erlasses von 1773, Helmigk (25), S. 189

¹⁴ Helmigk (25), S. 189

¹⁵ Helmigk (25), S. 220

DENKMALPFLEGE

Wie können wir die alte Bausubstanz erhalten?

Die Denkmalpflege ist bestrebt, ein Bauwerk möglichst in der Form zu erhalten, die es zum Zeitpunkt seiner Erbauung gehabt hat, weil der Wunsch besteht, die für jeden Zeitabschnitt charakteristische Form der Zukunft zu überliefern. Dieser Entstehungszustand ist aber gerade beim Bauernhaus in keinem Falle unverfälscht bewahrt geblieben, sondern hat sich mehr oder minder stark verändert. Die alten Gebäude wurden entweder ganz abgerissen oder je nach Bedarf und Vermögen innerlich und äußerlich umgestaltet. Heute ist es oft schwer, die zahlreichen Veränderungen und Zutaten überhaupt zu erkennen und zeitlich zu ordnen. Viele noch im altertümlichen Zustande verharrende Gebäude haben dieses ungewöhnliche Stagnieren

ihrer Entwicklung ganz besonderen Einflüssen zuzuschreiben, wie Geldmangel, räumliche Abgeschiedenheit oder Fehlen eines tatkräftigen jungen Bauern. Selten haben die Bewohner ein altes Baugefüge aus Schönheitsrücksichten erhalten, meist sind die gutproportionierten und schön gestalteten alten Häuser nüchternen, ja teilweise häßlichen Neubauten gewichen. Dennoch sind die Bewohner froh, ihre „alte Bude“ los zu sein. Der Verlust der Schönheit wird nicht sehr schmerzlich empfunden, da die Befriedigung neuer Wohn- und Wirtschaftsbedürfnisse im Vordergrund steht.

Beispiele der alten Holzbauweise sind heute nur noch in waldreichen Gegenden des Spreewaldes, der Lausitzer Heide und des Lausitzer Gebirges



Bild 159: Wohnstallhaus Burg-Kolonie Nr. 246 nach dem Umbau. Die alte Giebellaube wurde durch einen Schuppen ersetzt

einigermaßen gut überliefert, während sie in der offenen Landschaft nur noch restartig auftreten. Im Spreewald ist die Holzbautechnik bis in die Gegenwart lebendig geblieben, deshalb sollte dort die Denkmalpflege zuerst helfend eingreifen, aber nicht so, daß sie einen Urzustand konserviert, weil dann der Bauorganismus nicht mehr lebensfähig sein könnte, sondern indem sie die teilweise wilden Veränderungen des Baugefüges in geordnete Bahnen lenkt.

Wie schnell sich die Hausformenlandschaft verändert, läßt sich treffend an einem großen Wohnstallhaus mit Giebellaupe in Burg beschreiben. Dieses Gebäude (Bild 19) stand noch vor wenigen Jahren in alter Schönheit da, aber wenig später hatte dasselbe Haus schon ein ganz anderes Gesicht (Bild 159). Da die Bewohner heute nur noch in bescheidenem Maße Landwirtschaft betreiben, haben sie das hintere Hausende mit der zweiten Banse abgerissen (Bild 160). An der Vorderseite mußte die schöne Giebelkammer einem häßlichen Schuppen weichen, dessen geringe Dachneigung schon aus bautechnischen Gründen abgelehnt werden muß. In diesem Schuppen ist eine Sommerküche untergebracht, in der grobe hauswirtschaftliche Arbeiten verrichtet werden; ein Raumgewinn gegenüber der alten Giebelkammer wurde jedoch nicht erzielt. An der Hofseite erweiterte man die Küche, die früher unmittelbar vom Hofe aus zugänglich war, durch eine als Windfang dienende verglaste Veranda. Der alte repräsentative Haupteingang an der Südlängsseite mit einer schönen aufgedoppelten Haustür wurde beseitigt und der Treppenflur zu einer Kammer ausgebaut. Die Treppe führt jetzt vom Hof aus in den Dachboden. Die südliche Stallhälfte wurde ebenfalls zu einer Kammer umgebaut. Anstelle der alten Fenster mit Mittelpfosten und Sprossenteilung traten sprossenlose Kastenfenster moderner Bauart und grober Profilierung (Bild 161). Das Rohrdach wurde durch Falzziegel ersetzt. Da sich mit dem massiven Dekungsstoff auch das Gewicht der Dachhaut erhöhte, mußten zwischen die alten, im Abstand von etwa 1,80 m liegenden Sparrenpaare Hilfspärre eingezogen werden. In dem jetzigen Zustand wird das Gebäude sicher noch den Lebensansprüchen einer Generation genügen, um dann schließlich ganz einem Massivbau zu weichen.

Obwohl die alten Fenster des Spreewaldhauses

mit $0,75 \times 1,05$ m Blendrahmenmaß durchaus nicht klein sind, zumal sie oft des größeren Lichteinfalls wegen gekoppelt wurden (Bild 139), hat man doch allgemein ein noch größeres Fenster eingeführt, anfänglich mit Kreuzstock (Bild 162), später nur noch mit aufgehendem Mittelstück (Bild 161).

Da die Fugendichtigkeit der Außenwände mit der Zeit nachließ, wurden diese mit Lehm verputzt und meist hellblau gestrichen. Dieser Verputz ist geradezu typisch für die Spreewaldhäuser und, wenn er werkgerecht ausgeführt wird, nicht abzulehnen. Der alte Blockbaucharakter zeichnet sich noch an den vorstehenden Wettkopflisenen ab (Bild 170).

Zusammenfassend können folgende an der Veränderung des Baugefüges beteiligte Faktoren genannt werden:

1. die Fenster werden vergrößert und in ihrer Konstruktion verändert;
2. die Türen werden vergrößert;
3. das Weichdach wird seiner kurzen Lebensdauer und der hohen Brandkassenprämie wegen durch ein Hartdach ersetzt;
4. dem unmittelbar von außen zugängigen Küchenflur wird eine Veranda als Windfang vorgelagert;
5. die Geschoßhöhen werden vergrößert, indem die alten versenkten Decken gehoben werden;
6. falls ein Wirtschaftsteil im Wohnhaus vorhanden sein sollte, wird dieser immer mehr reduziert und schließlich ganz beseitigt.

Die Veränderungen sind nicht erst jetzt und nicht nur im Spreewald im Gange. Aber hier sind sie besonders auffällig zu verfolgen. Früher hat man sich nicht gescheut, in alte Blockhäuser größere Fenster und Türen einzubauen, deshalb sollten wir auch heute nicht überängstlich sein, gewisse Veränderungen am alten Baugefüge vorzunehmen, wenn der Charakter gewahrt bleibt. Das Klein-Partwitzer Wohnhaus (Tafel 3) besaß ursprünglich festverglaste Fenster mit einem Schiebeflügel (Bild 134), bereits am Ende des vorigen Jahrhunderts wurden neue größere Fenster mit Kreuzstock eingebaut (Bild 27), die man ohne weiteres für ursprünglich hält, da sie sich maßstäblich gut einfügen.

Wir können den Menschen heute nicht mehr dieselben Wohnverhältnisse wie vor hundert Jahren zumuten, denn die Maßstäbe haben sich

Bild 160: Der hintere Gebäudeteil
wurde abgerissen



Bild 161: Neue Fenster wurden
eingebaut



Bild 162: Doppelstubenhaus
Burg-Kolonie / Spreewald Nr. 153





Bild 163: Bäuerliches Wohnhaus in Byhlegure, Kreis Lübben

bedeutend verändert, wie Bild 164 zeigt, wo neben dem alten Blockhaus ein neues Wohnhaus errichtet wurde.

Deshalb darf die Denkmalpflege diesen wachsenden Bedürfnissen keinen Riegel vorschieben. Sollte sie es dennoch tun, so werden sich die Bewohner selbst behelfen, wie auf Bild 159 gezeigt ist, wo die Bauberatung eines Denkmalpflegers hätte manches verhüten können.

Wenn wir heute aus berechtigten Gründen bemüht sind, die überlieferten Bauformen weiter zu erhalten, weil sie schön sind, sich in das Landschaftsbild einfügen und den heutigen Bauherren vielseitige Anregung für ihr Schaffen geben können, so dürfen wir diesen Wunsch auf keinen Fall durch äußeren Zwang und überspitzte Forderungen verwirklichen, die unter Umständen sogar den Lebensstandard der Bewohner einschränken. Die denkmalpflegerische Arbeit kann nur dann gedeihen, wenn neben dem beratenden Architekten auch ein aufgeschlossener und bereitwilliger Bauherr da ist. Diese Aufgeschlossenheit ist in den meisten Fällen vorhanden, und viele Bauern empfinden selbst, daß eine überladene Villa städtischen Vorbildes nicht auf das Land gehört. Besonders die Bewohner des „Oberlandes“ pflegen ihr Umgebende mit Liebe, denn sie haben eine warme Holzstube an langen Winterabenden schätzen gelernt. Der Denkmalpfleger sollte daher vor allem darauf achten, daß die Befriedigung der erhöhten Lebens- und Wohnbedürfnisse auch baukünstlerisch gemeistert wird, in-

dem er bei allen baulichen Veränderungen beratend zur Seite steht. Dies ist besonders bei dem Einbau von Fenstern, Türen, Dachgauben, Ortsgängen, Schornsteinköpfen, Sockeln, Treppen und Veranden vonnöten, da diese Einzelteile den Maßstab für das ganze Haus bilden und daher sehr sorgfältig gestaltet sein müssen. Die Bauaufsicht sollte alle minderwertigen Entwürfe zurückweisen, die zum großen Teil in den falschen Vorstellungen des Bauherrn ihre Ursache haben. Im Spreewald z. B. gilt der zweigeschossige „Risalit“, wie die Bewohner den Erker ausbau in Gebäudemitte nennen, als Zeichen der Vornehmheit und Repräsentation (Bild 163). Mit derartigen Bauwerken ziehen gewöhnlich auch noch fremde Dachformen, häßliche Betonblossen und unmaßstäbliche Fenster ein.



Bild 164: Wachsende Bedürfnisse. Altes und neues Wohnhaus in Kringelsdorf, Kreis Weißwasser

Das Bauen auf dem Lande kann heute nicht durch hervorragende architektonische „Einzelleistungen“ gesunden, die durchaus vorhanden sind, sondern nur durch eine Hebung des Durchschnittsniveaus. Dieses Ziel kann aber nur dann erreicht werden, wenn für die Masse der länd-

lichen Wohn- und Wirtschaftsgebäude Typen ausgearbeitet werden, die nicht als Fremdkörper erscheinen, sondern die Traditionen der Hausformenlandschaft aufnehmen und den alten Bauernhäusern an baukünstlerischem Wert nicht nachstehen.

Wie können wir die Lausitzer Bautraditionen bei unseren Neubauten pflegen?

Neuzeitliche Bautechnik und neue Lebens- und Wirtschaftsweisen gestalten die historische Hausformenlandschaft grundlegend um. Dieser Vorgang zeichnet sich gegenwärtig besonders deutlich ab und ist im Begriff, die bisherigen geographischen und ethnischen Bezirke aufzulösen, indem sich neue, zweckbedingte Bauformen ohne Rücksicht auf traditionelle Bindungen ausbreiten.

In den vergangenen Jahrzehnten sind viele Anstrengungen gemacht worden, die ländlichen Bautraditionen fortzuführen. Hierbei sind jedoch alle Versuche gescheitert, die nur auf das Übernehmen oder Nachahmen der vorhandenen Formen bedacht waren. Das gilt gleichermaßen für die eklektizistischen Tendenzen der Jahrhundertwende wie auch für die Mehrzahl der

Blut-und-Boden-Bauten vor dem zweiten Weltkrieg, die vielfach zu einer Pseudo-Fachwerkkultur geführt haben. Franke hat sogar Entwürfe für neue Umgebendehäuser geliefert.

Diese Mißerfolge lassen mit Recht daran zweifeln, ob die moderne ländliche Baukunst überhaupt noch nach Anknüpfungspunkten bei den volkstümlichen Bauweisen suchen sollte, zumal sich viele Kräfte, die an der Gestaltung unserer historischen Hausformenlandschaft wirksam waren, erheblich geändert haben. Die Geschichte der Baukunst lehrt aber, daß zu allen Zeiten der *genius loci* lebendig war und das Gesicht seiner Bauten bestimmte. Zu allen Zeiten haben Baumeister ihre Bauwerke den Menschen, für die sie bestimmt waren, und der umgebenden Landschaft angepaßt. Deshalb sollten



Bild 165: Bauernhaus in Mönnau,
Kreis Hoyerswerda



Bild 166: Gehöft in Wendischbaselitz, Kreis Kamenz, Nr. 15

auch wir uns bemühen, den Charakter der alten Hausformenlandschaft zu wahren, jedoch nicht durch Übernahme bestimmter Formen, sondern durch Beibehaltung der Wesenszüge. Wir haben erkannt, daß die uns überlieferten Haustypen der volkstümlichen Bauweise kein starres Schema sind, sondern jeweils den Gegebenheiten angepaßt werden. Obwohl zum Beispiel der Wohnteil in alten Lausitzer Häusern überall dieselbe Raumeinteilung zeigt, gleichen doch nie zwei Häuser einander. Selbst bei engen Typenbereichen, wie z. B. dem Gebiet des Wohnstallhauses mit Giebellaube im Spreewald, zeichnen sich die Häuser durch einen großen Gestaltungsspielraum aus, der sich jedoch nur in ganz bestimmten Grenzen bewegt und das konstruktive Grundgefüge nicht antastet. Die wichtigsten Glieder dieses Grundgefüges sind: Geschoßhöhe, Dachstuhl mit Dachneigung, Raumfolge, Fenster und Türanordnung. Die einzelnen Raumglieder, wie Stube, Flur, Kammer, Stall, Tenne usw., sind zwar je nach den Wirtschaftsverhältnissen verschieden kombiniert, aber der ganze Grundriß wird vom einheitlichen Konstruktionsraster des Dachtragwerks überspannt. Der Rhythmus der Binder bestimmt auch die Anordnung der Wände. Die Gebäudetiefe beträgt durchschnittlich 6 m, weil sie einerseits ausreichend Platz für Stube und Kammer gewährt, andererseits auch ein zweckmäßiges Maß für den Wirtschaftsteil darstellt. Im Spreewald können auf diese Hausbreite 6 Kühe aufgestellt werden, ein Vieh-

besatz, der gerade dem 18 Morgen großen Wiesenbesitz der meisten Siedler entspricht. Die Dachneigung liegt bei sämtlichen Lausitzer Beispielen um 50° und stellt die Mindestneigung für Strohdach dar.

Bei gleichem konstruktivem Grundgefüge hat sich der Gestaltungsspielraum auf folgende Einzelteile beschränkt:

- Giebelverbretterung
- Fensterbekleidung
- Türgewände
- Türfüllung oder Aufdopplung
- Galerien
- Umgebinde
- Lauben
- Tore
- Profilierungen der Konstruktionsteile
- Putzkratzmuster
- Farben und Putzfaschen.

Die leichte Bearbeitbarkeit des Holzes hat natürlich das Schmuckbedürfnis sehr gefördert. Bei den Umgebindehäusern des Lausitzer Gebirges hat besonders das Umgebinde Anlaß zu vielseitigen Variationen gegeben. Obwohl immer das Grundprinzip: Säule, Ringel, Kopfband beibehalten wurde, sind die einzelnen Glieder in jedem einzelnen Falle anders gestaltet worden. Man sieht, daß jedem Dorfhandwerker, gleich ob Zimmermann, Tischler, Steinmetz oder Schmied, auch am kleinsten Hause ein würdiger Platz für künstlerische Betätigung eingeräumt wurde.



Bild 167: Gehöft im Kreis Bautzen

Durch den Übergang vom Holzbau zum Massivbau wurde der Gestaltungsraum wesentlich eingeengt, aber die alte Hausformenlandschaft noch nicht aufgelöst. Man behielt die alte Raumfolge, die Dachkonstruktion und Dachneigung bei und tauschte zunächst nur den Wandbaustoff aus. Ortgang und Traufe erhalten jetzt nur noch einen knappen Überstand (Bild 165) und werden durch ein kleines Profil zurückhaltend betont.

Mit der Aufgabe der alten Holzbauweise gingen viele Möglichkeiten der plastischen Gliederung durch Lauben oder schmückendes Holzwerk verloren. Deshalb wurde im Massivbau diese Plastik durch Farbe und Putzstruktur ersetzt. So finden wir jetzt die Baukörper durch Putzfelder oder aufgemalte Lisenen geschmückt. Da eine ge-

schnitzte Fensterbekleidung im Massivbau nicht mehr zweckmäßig war, umrahmte man die Fensteröffnungen mit breiten hellgetönten Putzfaschen, die meist glatt geputzt wurden, während die dazwischenliegenden Flächen eine lebendige Putzstruktur erhielten.

Diese flächigen Putzgliederungen sind besonders den Lausitzer Gebieten eigentümlich. Sie werden aber in teilweise noch ausdrucksvollerem Maße in Schlesien, Böhmen, Mähren und der Slowakei angewandt, aber auch das alpenländische Flachdachhaus hat eine ähnliche Umgestaltung erfahren. Nach Eingang des Massivbaues schwanden dort die Lauben und Galerien genau so wie in der Lausitz. Als Ersatz für die verlorengegangene Plastik wurden die großen, geputzten Wandflächen mit farbigen Fresken bemalt. Während



Bild 168:
Rundlingsdorf
Brohna,
Kreis Bautzen



Bild 169: Gehöft mit Torhaus in Sabrodt, Kreis Hoyerswerda

in der städtischen Baukunst der Lausitz die plastische Gliederung der Fassade in allen Stil-epochen ein hervorragendes Gestaltungsmoment darstellte, hat der Dorfhandwerker sich wohl aus wirtschaftlichen Gründen auf eine Flächen-gliederung beschränken müssen, die einzige Technik, die er im Rahmen der örtlichen Ver-hältnisse erfolgversprechend anwenden konnte (Bild 165).

Die südliche Oberlausitz zeichnet sich besonders durch großzügige räumliche Gestaltung der ge-samten Hofanlage aus. Die hier vorherrschenden regelmäßigen Gehöftanlagen sind nach der Straße durch eindrucksvolle Torbögen abge-

schlossen (Bild 166, 167), die als wichtiges Architekturglied die Gesamtanlage bereichern. Auch sie werden oft durch breite farbige Putz-faschen lebhaft gegliedert. Dieser einheitlichen Baugesinnung ist zu verdanken, daß auch nach dem Übergang zum Massivbau die Einheit des Dorfbildes gewahrt wurde (Bild 168).

In der Lausitzer Heide hielt man auch nach dem Übergang zum Massivbau am Torhaus fest. Da-durch bekommen die Gehöfte im Gegensatz zur offenen Form der Oberlausitz einen geschlosse-nen, fast abweisenden Zug, der durch die ein-tönige dunkle Farbe der dort üblichen Ziegel-rohbauweise noch unterstrichen wird. Aber auch



Bild 170: Doppelstubenhaus in Burg-Kolonie / Spreewald, Nr. 153

hier fügen sich die Baukörper dem Dorfbild ein (Bild 169).

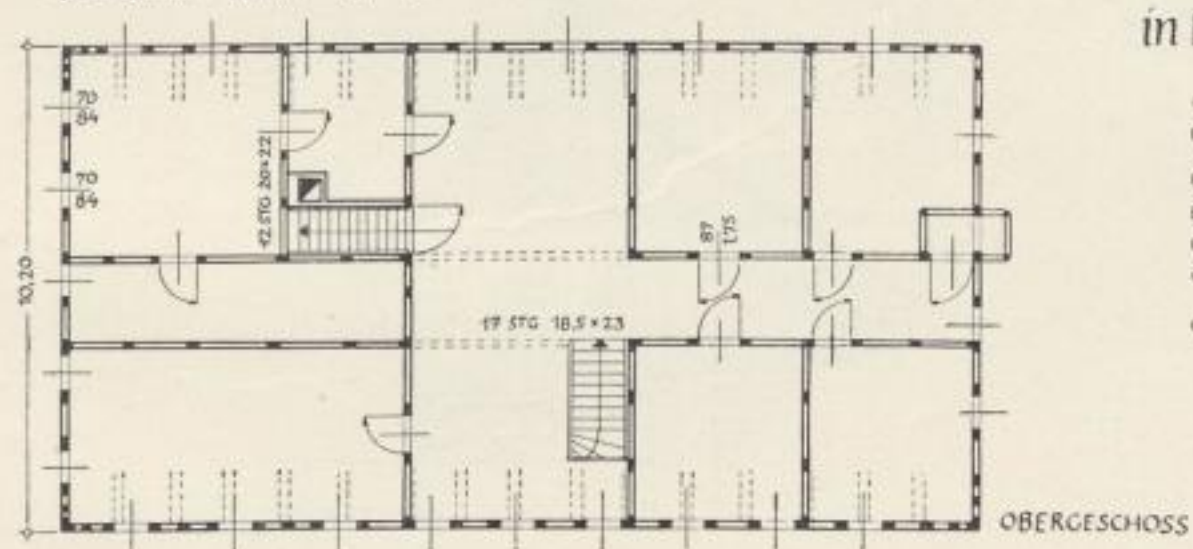
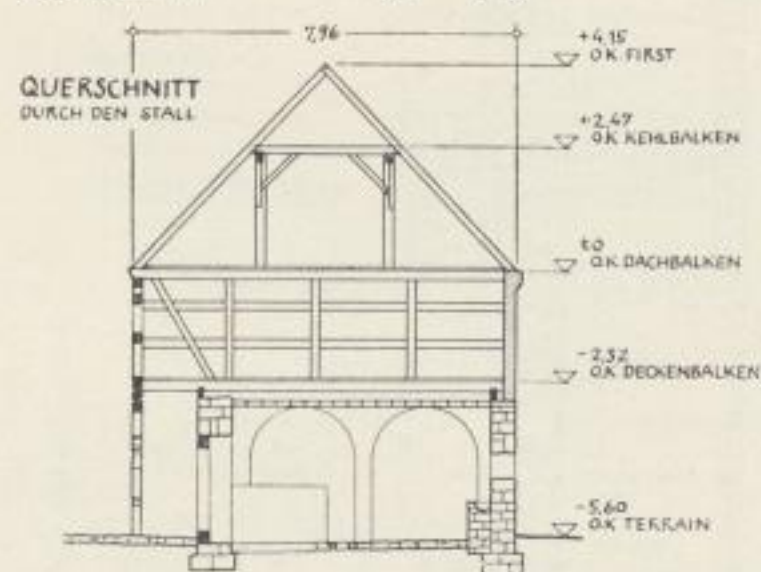
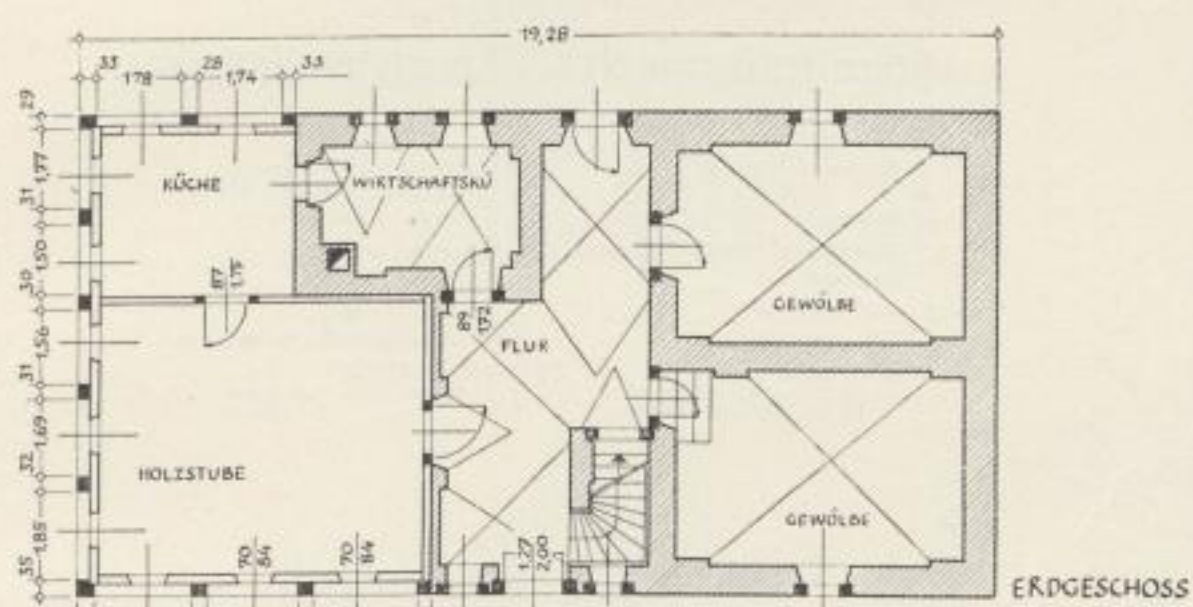
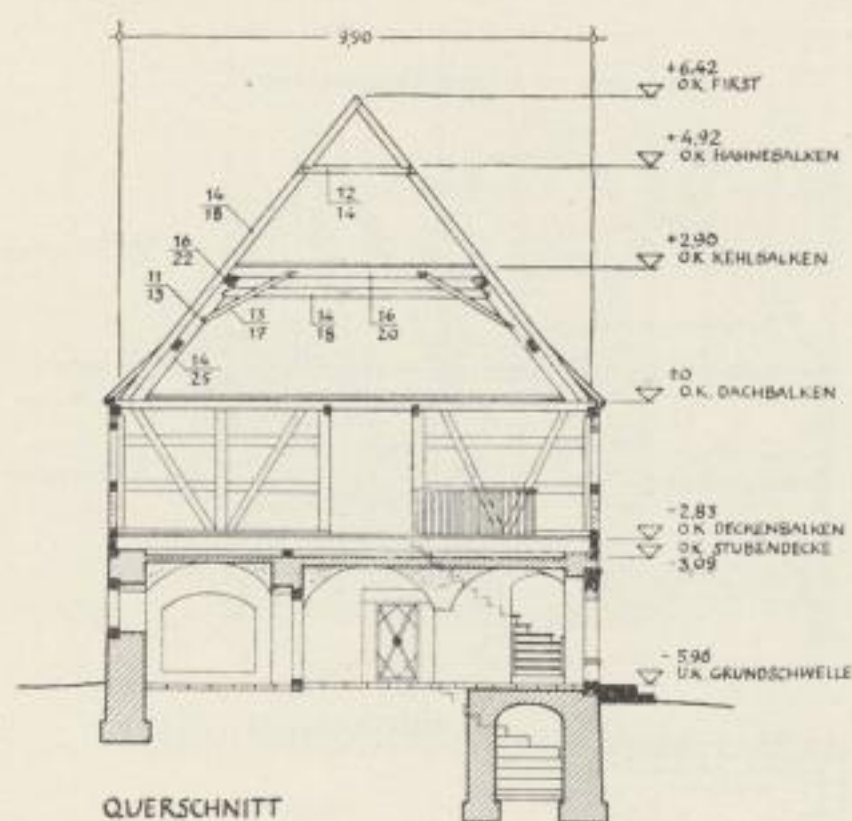
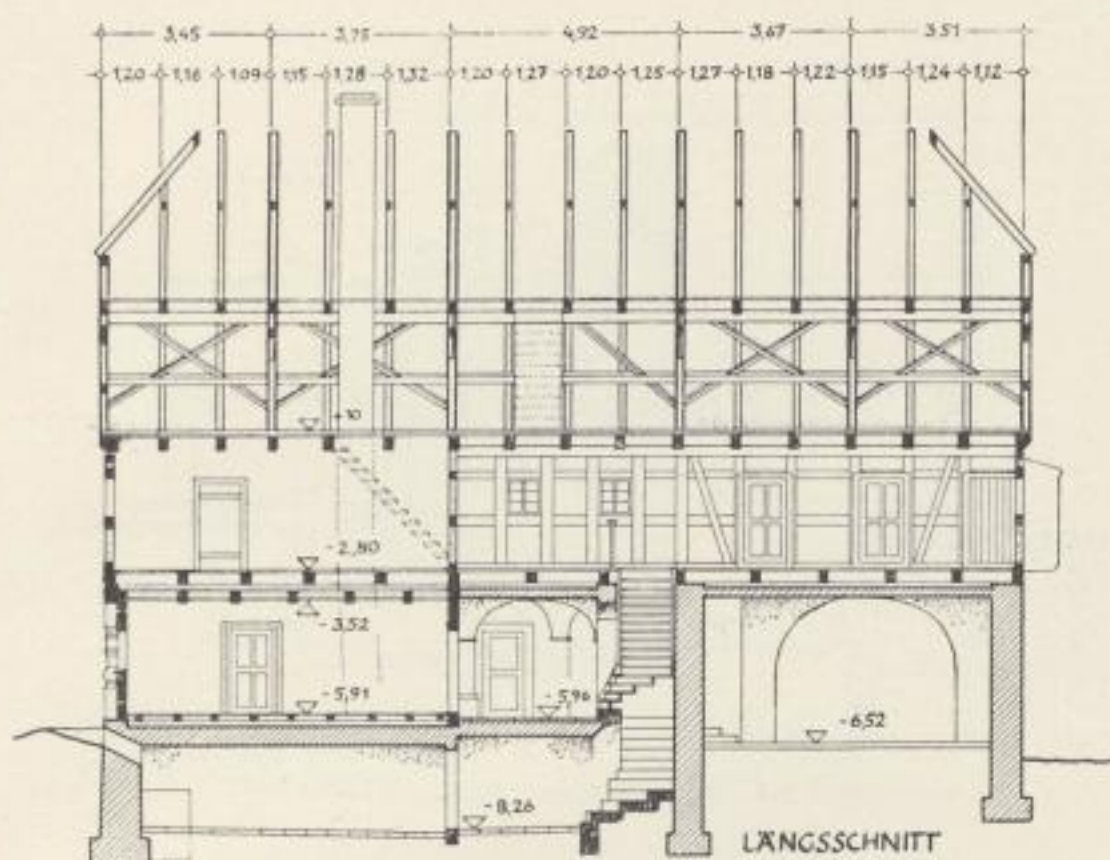
Bei der Entwicklung neuer Bautypen sollte nicht um jeden Preis etwas Neues erfunden werden, da bewährte alte Bauformen heute nicht unbedingt unzweckmäßig sein müssen. Der übliche Typ des Spreewaldhauses mit zwei Stuben und dazwischenliegendem Flur ist keinesfalls überholt, sondern stellt einen dem Menschen und der Landschaft gemäßen Bauorganismus dar, der in seiner ansprechenden äußeren Erscheinung und seinem klaren Gefüge uns heute noch in vieler Hinsicht Vorbild sein kann (Bild 170). Auch ist das typische Oberlausitzer Haustürmotiv (Bild 144/145) heute noch genau so modern wie vor hundert Jahren und wird auch in Zukunft seine Gültigkeit bewahren, während der letzte Schrei schon nach kurzer Zeit wieder überholt ist.

Die derbe Profilierung des heimischen Lausitzer Granits, die farbigen Lisenen und Faschen der

Fassaden, die eindrucksvollen Torbögen und Haustüren, die freundlichen, fast südlich anmutenden Laubengänge, die aufrechten Giebel mit den zurückhaltenden Gurtgesimsen und Ortgangsprofilen sowie die harmonisch eingefügten Fenster sollten dem heutigen Baumeister Anregung genug sein.

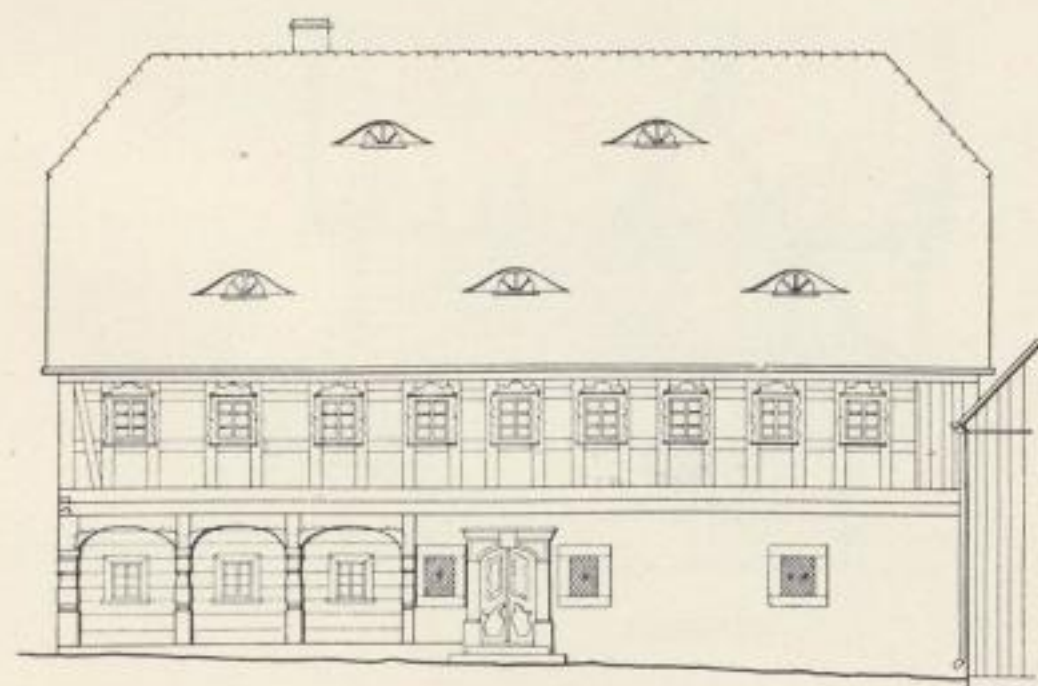
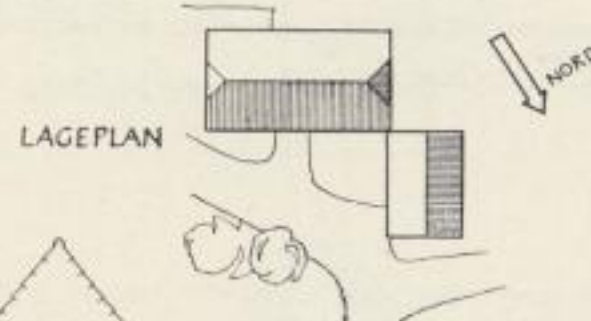
Der sich gegenwärtig bei uns vollziehende Übergang von der individuellen Wirtschaftsweise zur gemeinschaftlichen Bearbeitung des Bodens auf genossenschaftlicher Basis gibt die besten Voraussetzungen dafür, daß auch in der Bautätigkeit künftig die individualistischen Tendenzen der Vergangenheit überwunden werden. Die bereits vorliegenden Typenentwürfe für ländliche Bauten fügen sich gut in die Landschaft ein und gewähren der Landbevölkerung einen unserer Zeit entsprechenden Lebensstandard. Diese Typen können durch Ausnutzung des Gestaltungsspielraumes den regionalen Bedingungen angepaßt werden.

ANHANG · Tafeln

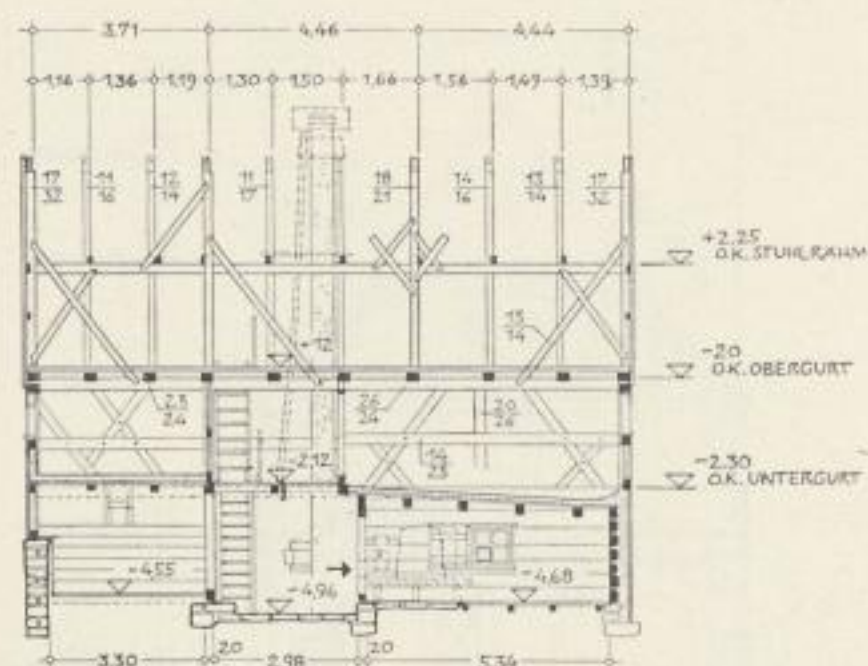


Faktorenhaus in Ebersbach - Besitzer Alwin Freude

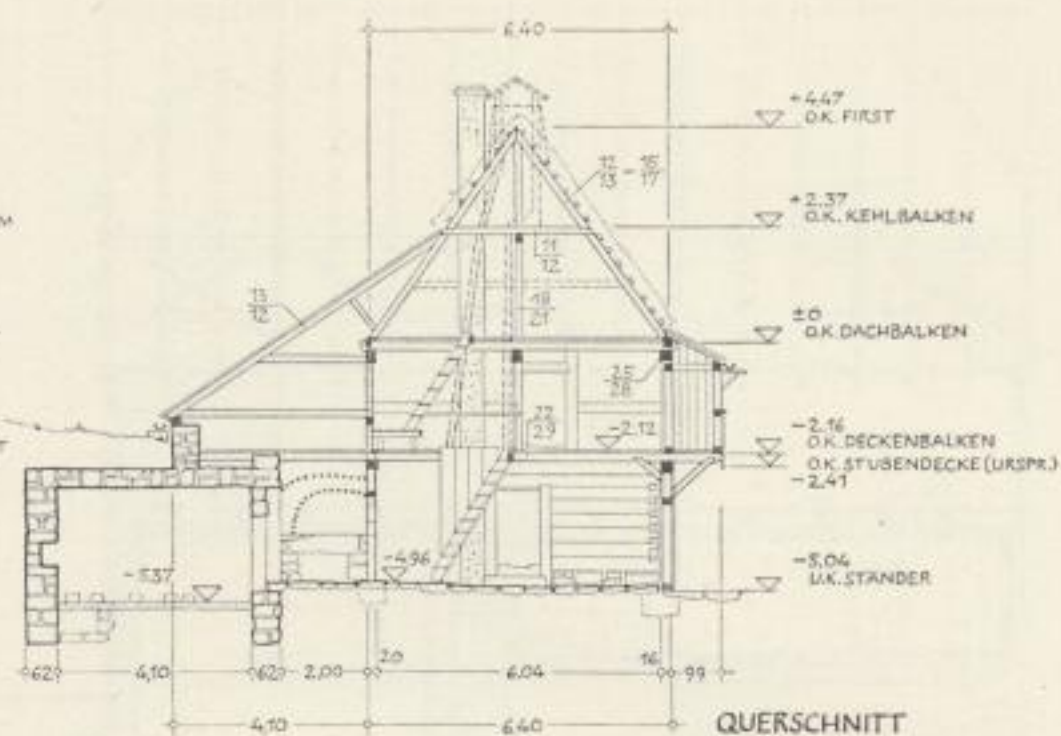
	WOHNHAUS	STALL
GEBAUDETIEFE	10,20 m	7,96 m
DACHKONSTRUKTION	KEHLBALKENDACH MIT LIEGENDEM STUHL	KEHLBALKENDACH MIT DOFFELT STEHENDEM STUHL
BINDERABSTAND	3,45-3,75-4,92-3,67-3,51	
DACHNEIGUNG	52° 24'	46° 20'
DACHDECKUNG	RIBERSCHWANZDOFFELT	RIBERSCHWANZDOFFELT
WANDKONSTRUKTION	DREISEITIGES ERDGESCHOSSES UMGEBINDE	UMGEBINDE DER VORLAUBE
GESCHOSSHÖHEN	E.G. 3,13 (2,95) O.G. 2,83	E.G. 3,23 O.G. 2,32



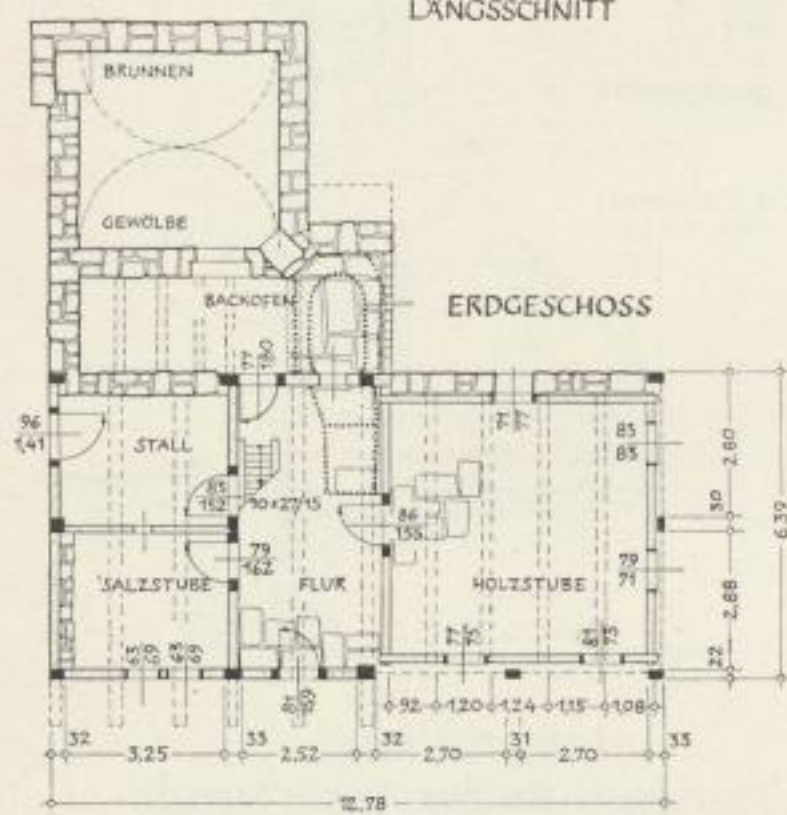
Tafel 1



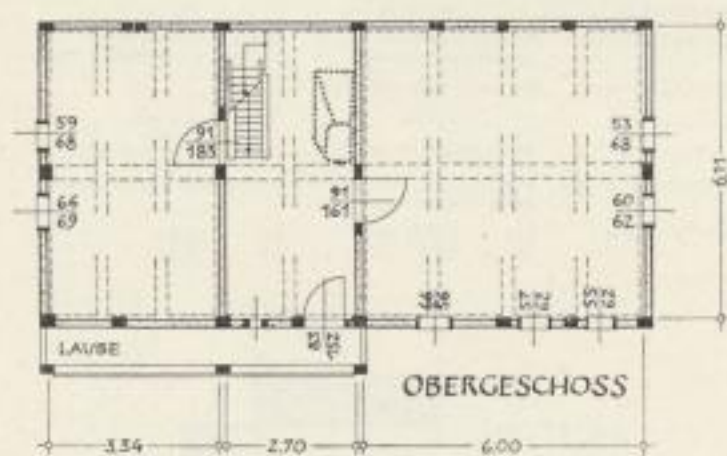
LÄNGSSCHNITT



QUERSCHNITT



ERDGESCHOSS



OBERGESCHOSS



STRASSENANSICHT (SÜDSEITE)



WESTGIEBEL

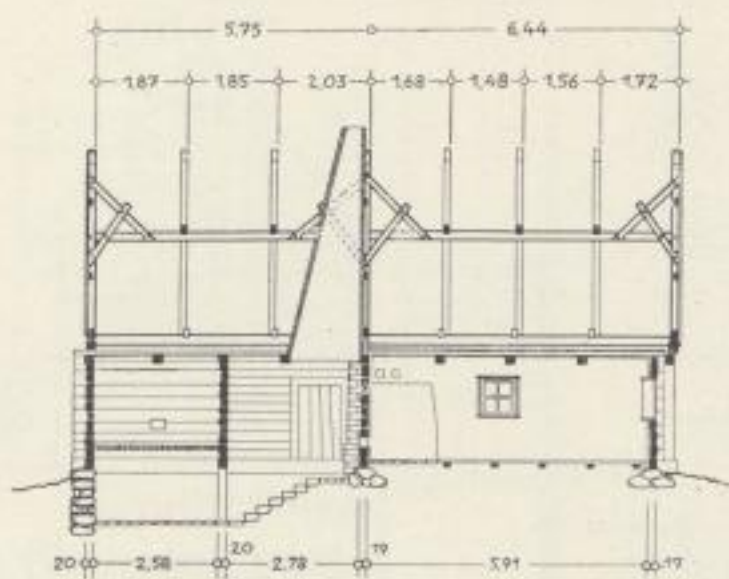


OSTGIEBEL

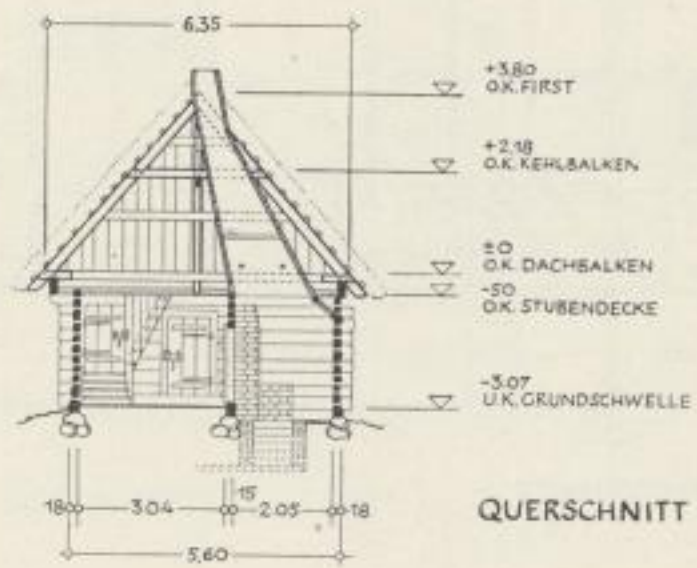
Wohnfallhaus in Ebersbach Nr. 135/178

GEBAUDETIEFE	6,40 m
DACHKONSTRUKTION	KEHLBALKENDACH MIT EINFACH STEHEDEM STUHL
BINDERABSTAND	4,44 - 4,46 - 3,71
STANDERABSTAND (LICHTMASSE)	2,70 - 2,70 - 2,52 - 3,25
DACHNEIGUNG	54°20'
DACHDECKUNG	STROHDACH
WANDKONSTRUKTION	ZWEIFESCHOSSIGER STANDERBAU
GESCHOSSHÖHEN	
U.K. STANDER - O.K. BALKEN	E.G. STUBE 2,45 m FLUR 2,88 m
O.K. BALKEN - O.K. BALKEN	O.G. 2,16 m

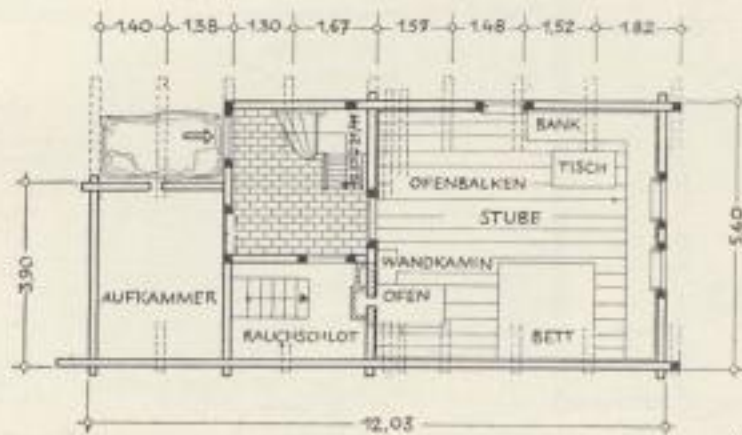
Tafel 2



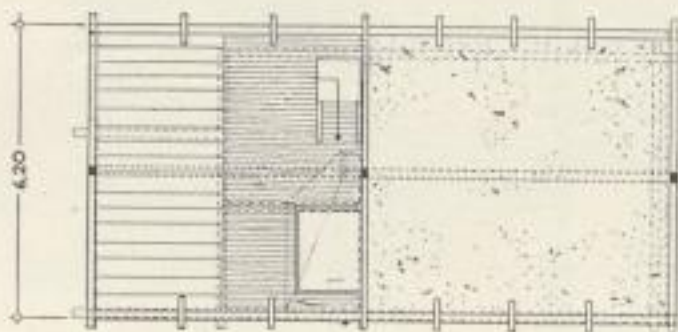
LÄNGSSCHNITT



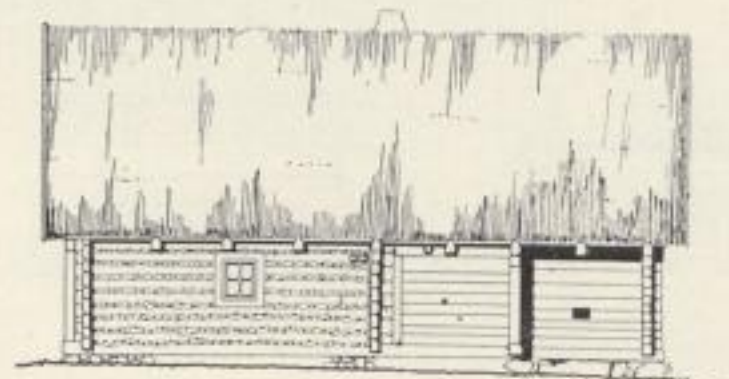
QUERSCHNITT



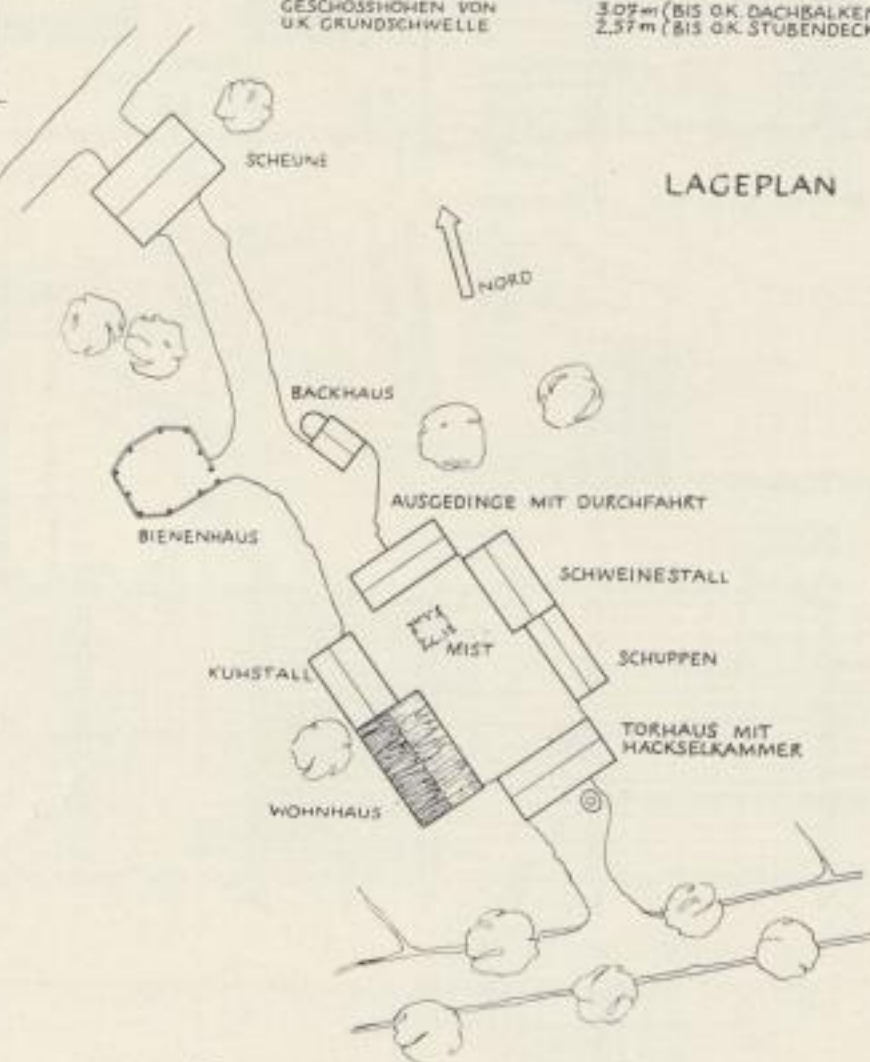
ERDGESCHOSS



DACHGESCHOSS



HOFANSICHT



LAGEPLAN



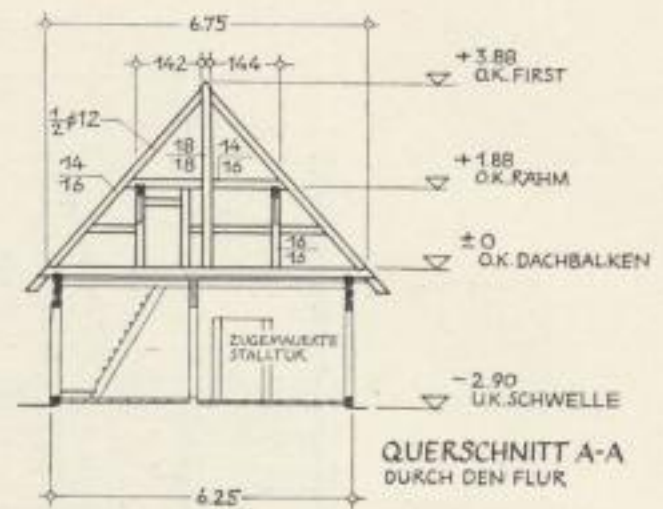
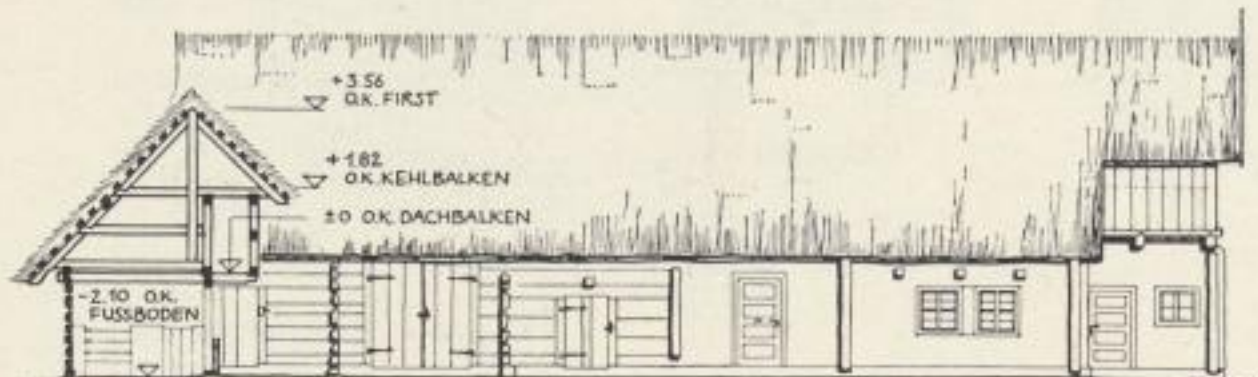
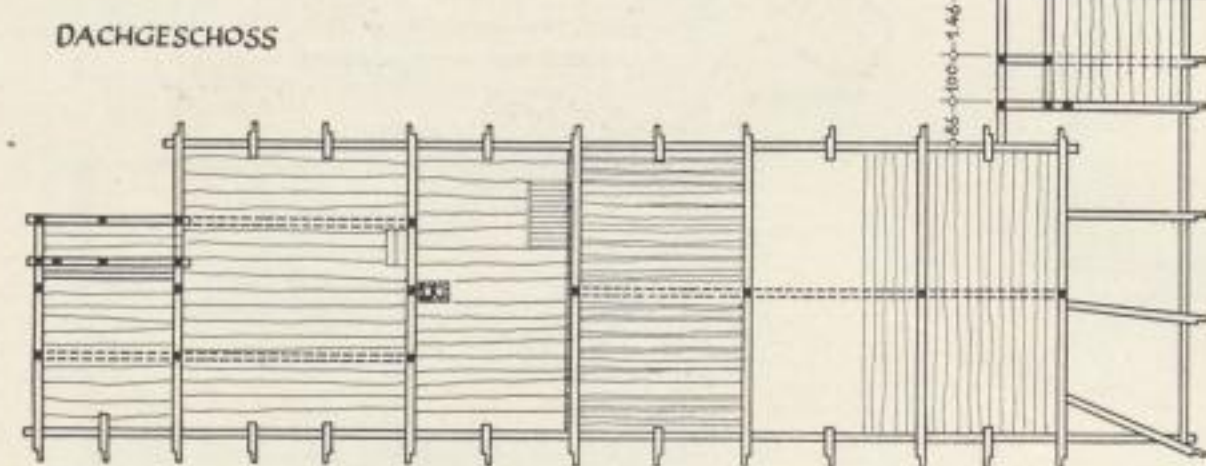
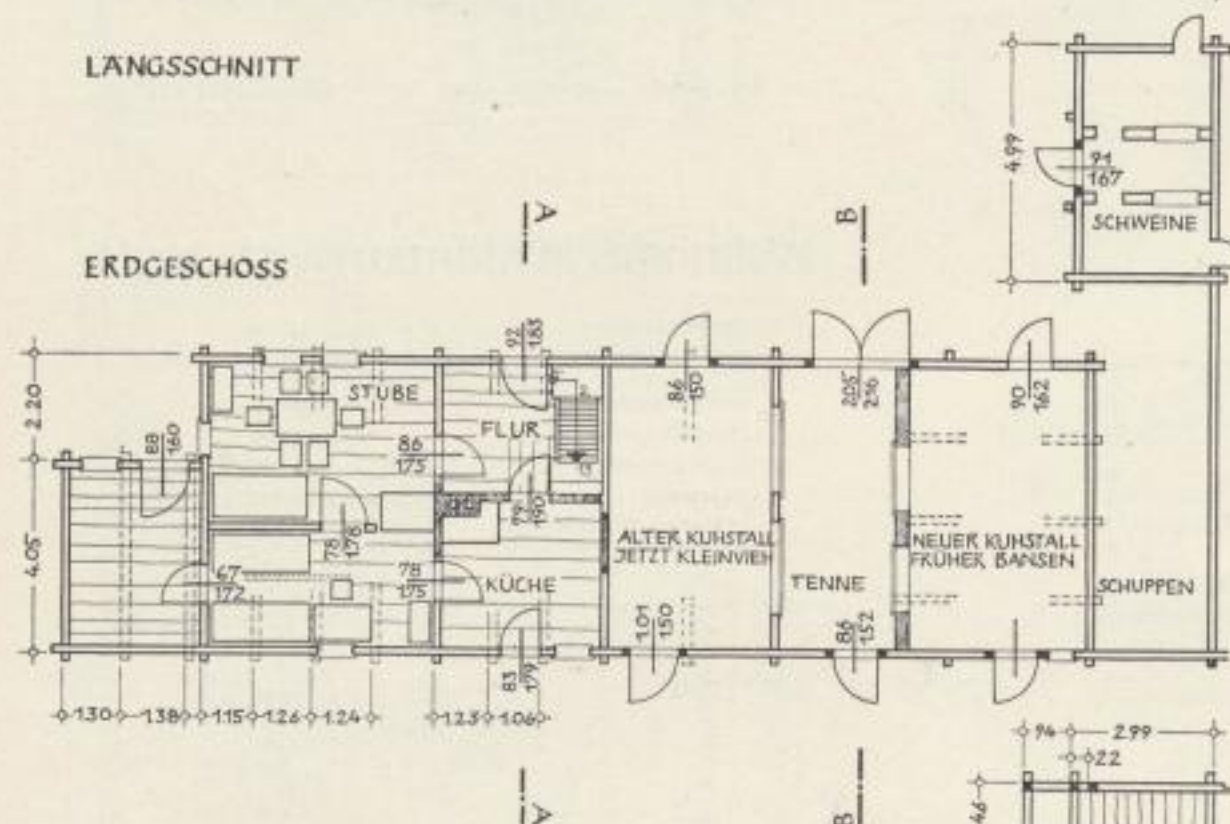
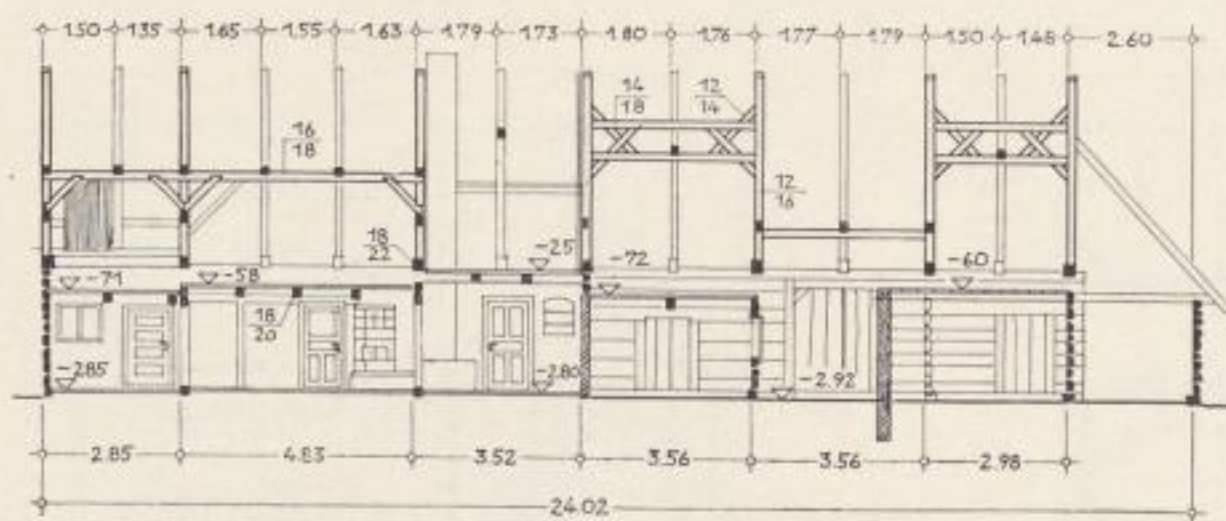
SÜDGIEBEL



NORDGIEBEL

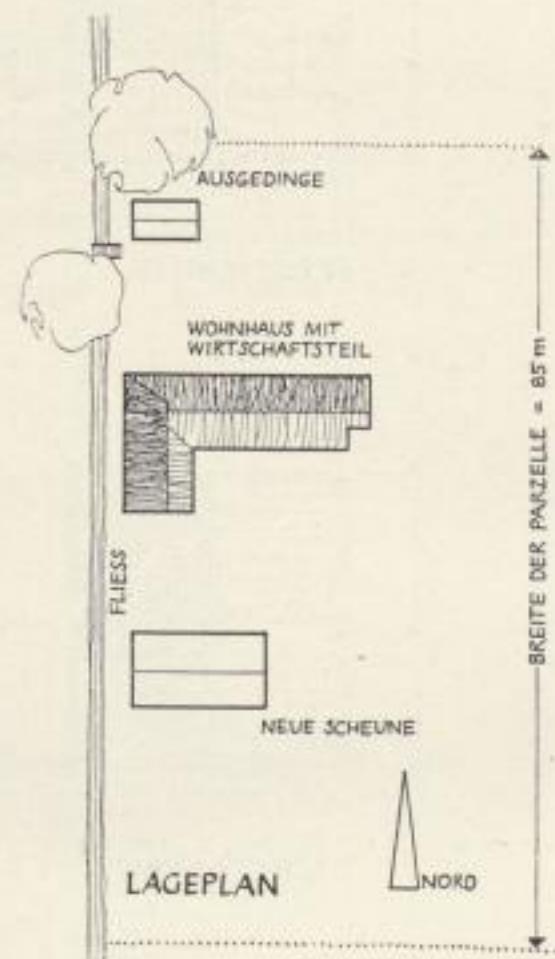
Wohnhaus in Kleinpartwitz Nr. 11

GEBAUDETIEFE	5.60 m
DACHKONSTRUKTION	KEHLBALKENDACH MIT EINFACH STEHEDEM STUHL
BINDERABSTAND	6.44 - 5.75 m
DACHNEIGUNG	50°/10'
DACHDECKUNG	STROHDACH
WANDKONSTRUKTION	BLOCKBAU MIT GIEBELUMGEBINDE
GESCHÖSSHÖHEN VON U.K. GRUNDSCHWELLE	3.07 m (BIS O.K. DACHBALKEN) 2.57 m (BIS O.K. STÜBEDECKE)

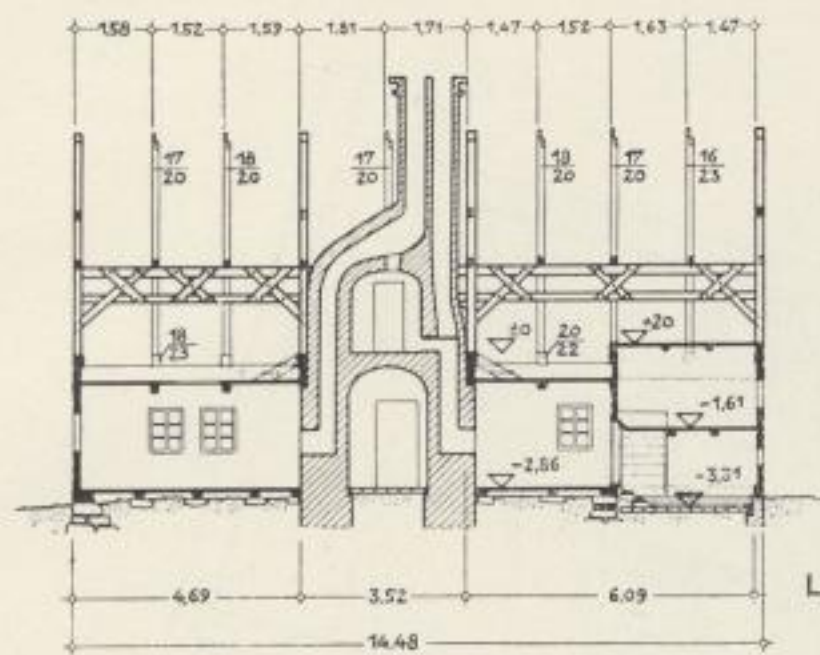


Wohnfallhaus
in Burg/Spreewald Nr. 222

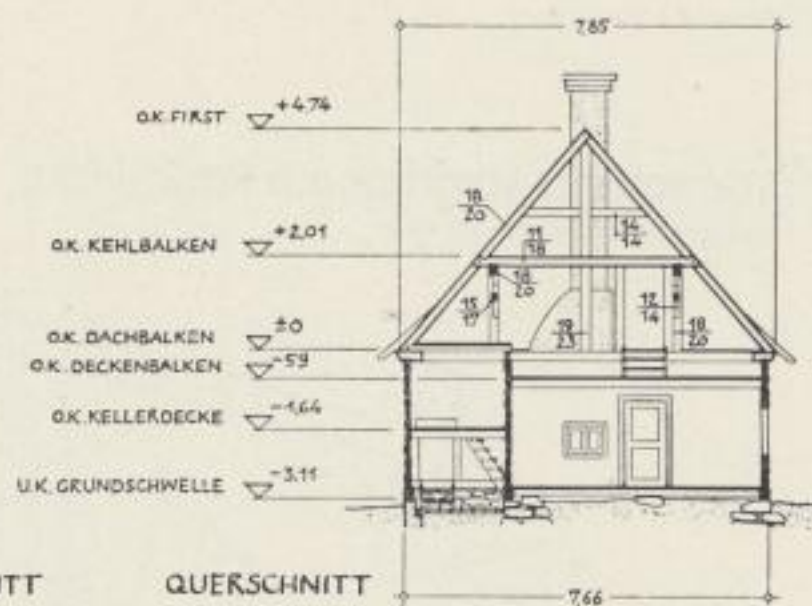
GEBAUDETIEFE	6,25 m
DACHKONSTRUKTION	WOHNTEIL: KEHLBALKENDACH MIT DOPPELT STEHENDEN STUHL STALLTEIL: KEHLBALKENDACH MIT EINFACH STEHENDEN STUHL
BINDERABSTAND	2,05-4,85-3,52-3,56-3,56-2,98
DACHNEIGUNG	49°
DACHDECKUNG	STROHDACH
WANDKONSTRUKTION	REINER BLOCKBAU
GESCHÖSSHÖHEN VON U.K. GRUNDSCHELLE	2,90 m (BIS O.K. DACHBALKEN) 2,30 m (BIS O.K. STUBENDECKE)



Tafel 4



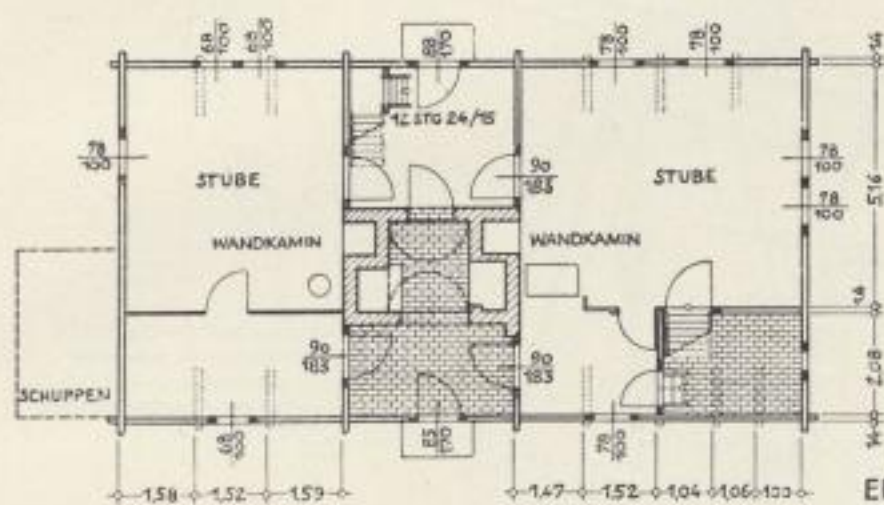
LÄNGSSCHNITT



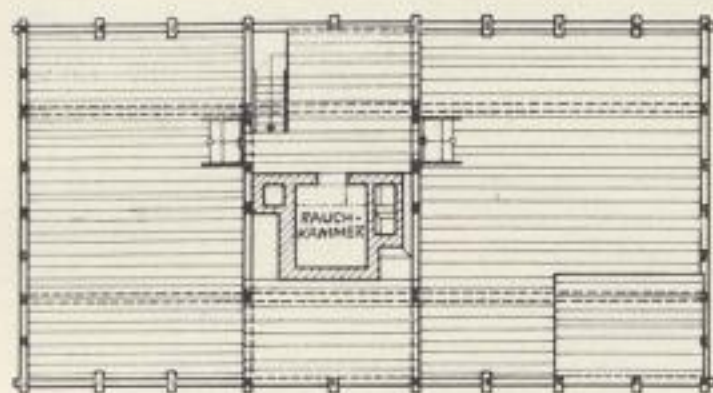
QUERSCHNITT

Wohnhaus in Lehde/Spreewald Nr. 23

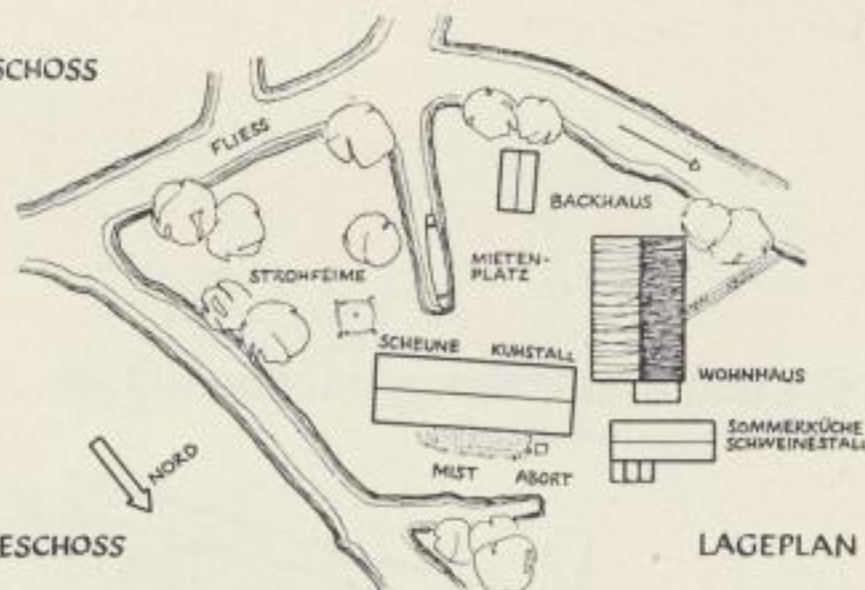
GEBAUDETIEFE	7,66 m
DACHKONSTRUKTION	KEHLBALKENDACH MIT DOPPELT STEHEDEM STUHL
BINDERABSTAND	6,09 + 3,52 + 4,69 m
DACHNEIGUNG	50° 25'
DACHDECKUNG	STROHDACH
WANDKONSTRUKTION	KEINER BLOCKBAU (VERSCHALT)
GESCHOSSHÖHEN VON U.K. GRUNDSCHWELLE	3,11 m (BIS O.K. DACHBALKEN) 2,52 m (BIS O.K. STUBEDECKE)



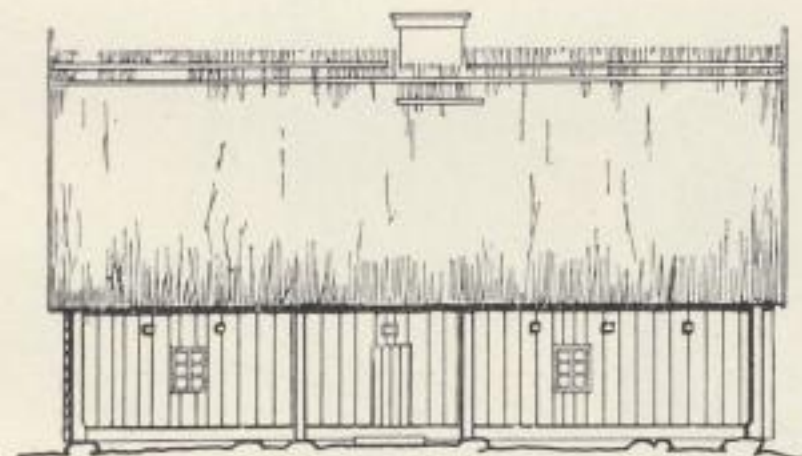
ERDGESCHOSS



DACHGESCHOSS

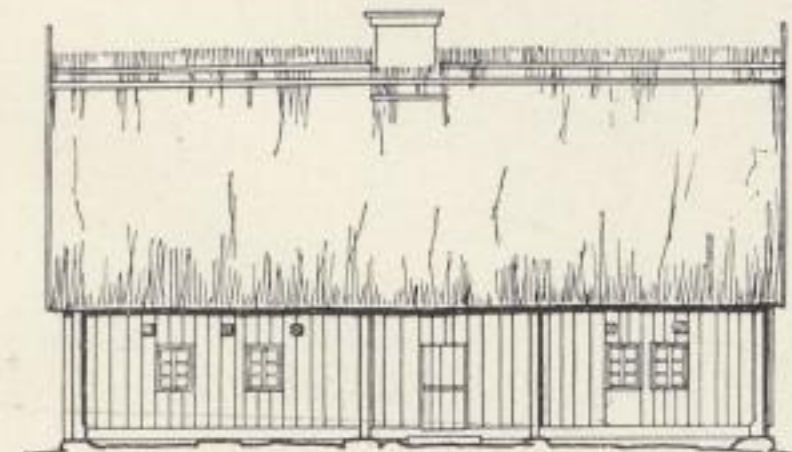
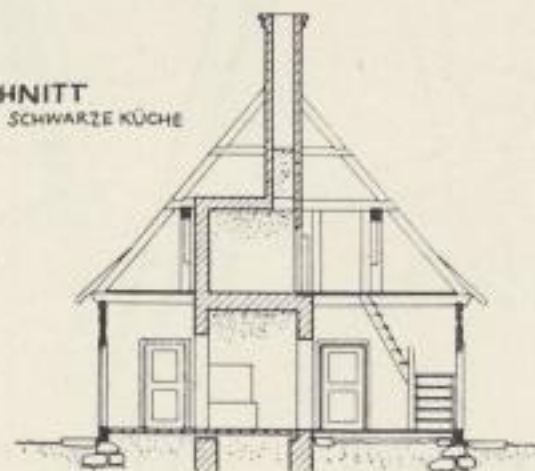


LAGEPLAN



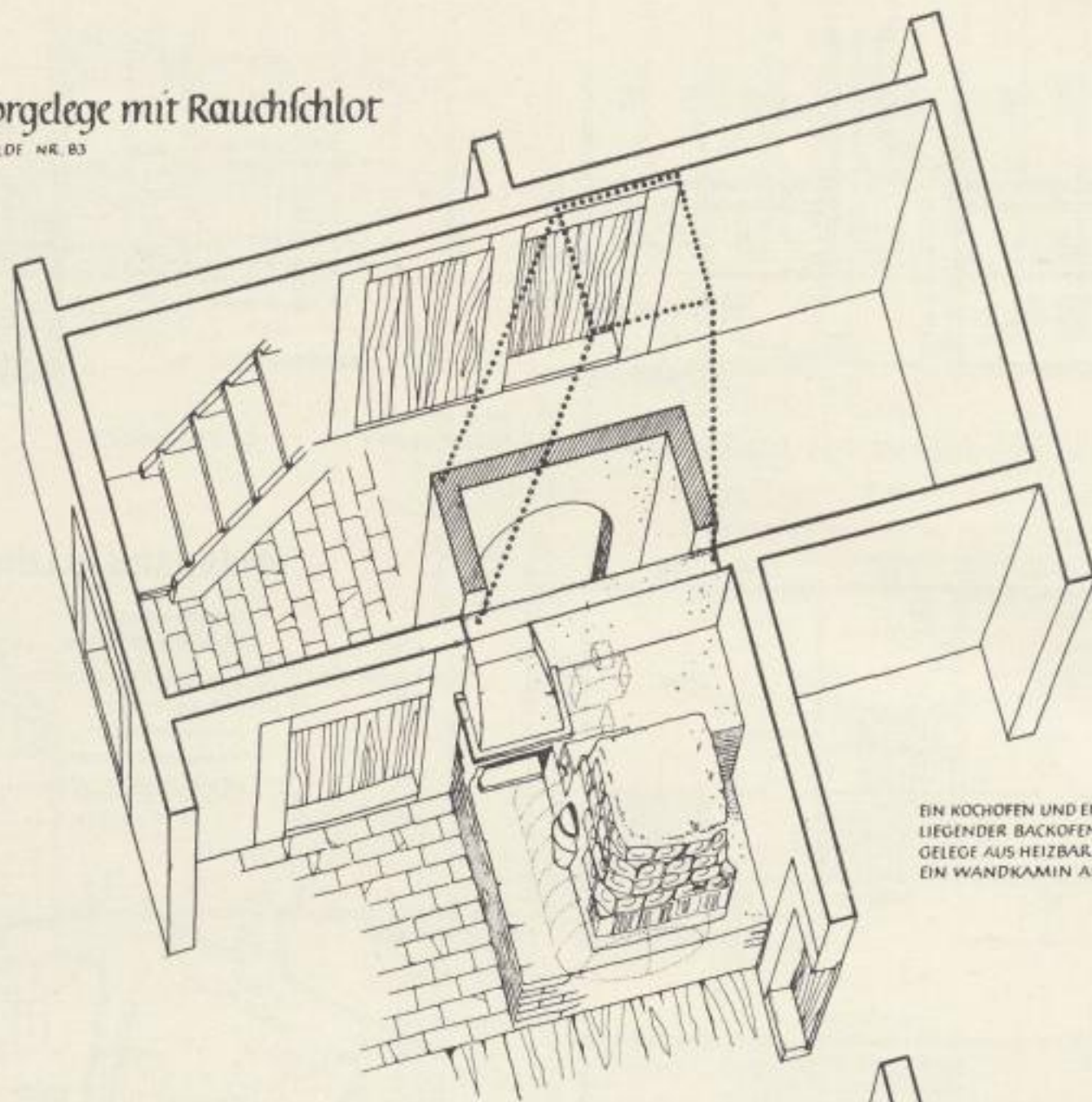
NORD-WEST-ANSICHT

QUERSCHNITT
DURCH DIE SCHWARZE KÜCHE



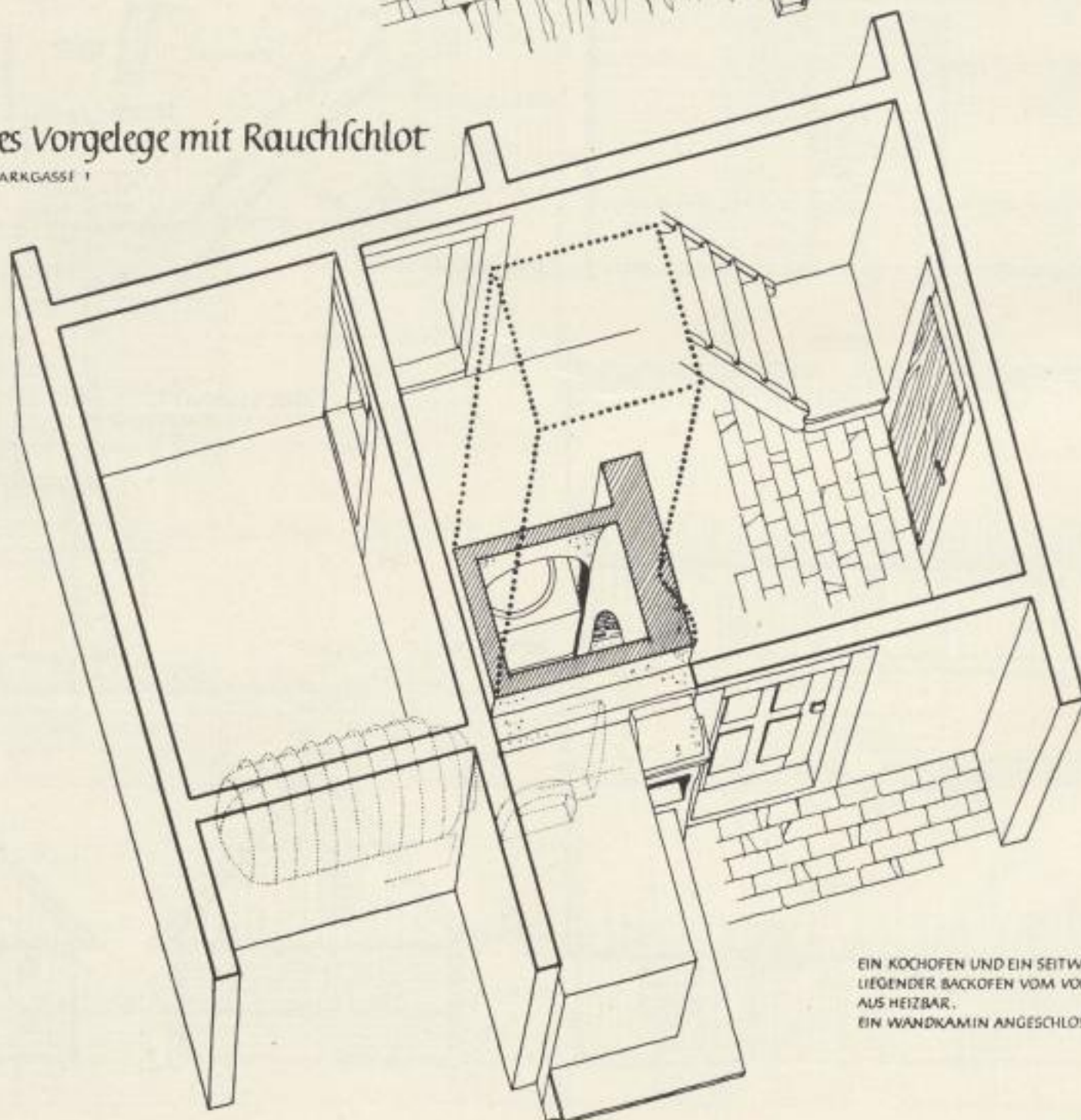
Tafel 5

① Gemauertes Vorgelege mit Rauchschlot
IN DER SCHÄFEREI RICHWALDE NR. 83



EIN KOCHOFEN UND EIN DARUNTER
LIEGENDER BACKOFEN VOM VOR-
GELEGE AUS HEIZBAR.
EIN WANDKAMIN ANGESCHLOSSEN

② Gemauertes Vorgelege mit Rauchschlot
IN UHYST/SPREE, PARKGASSE 1

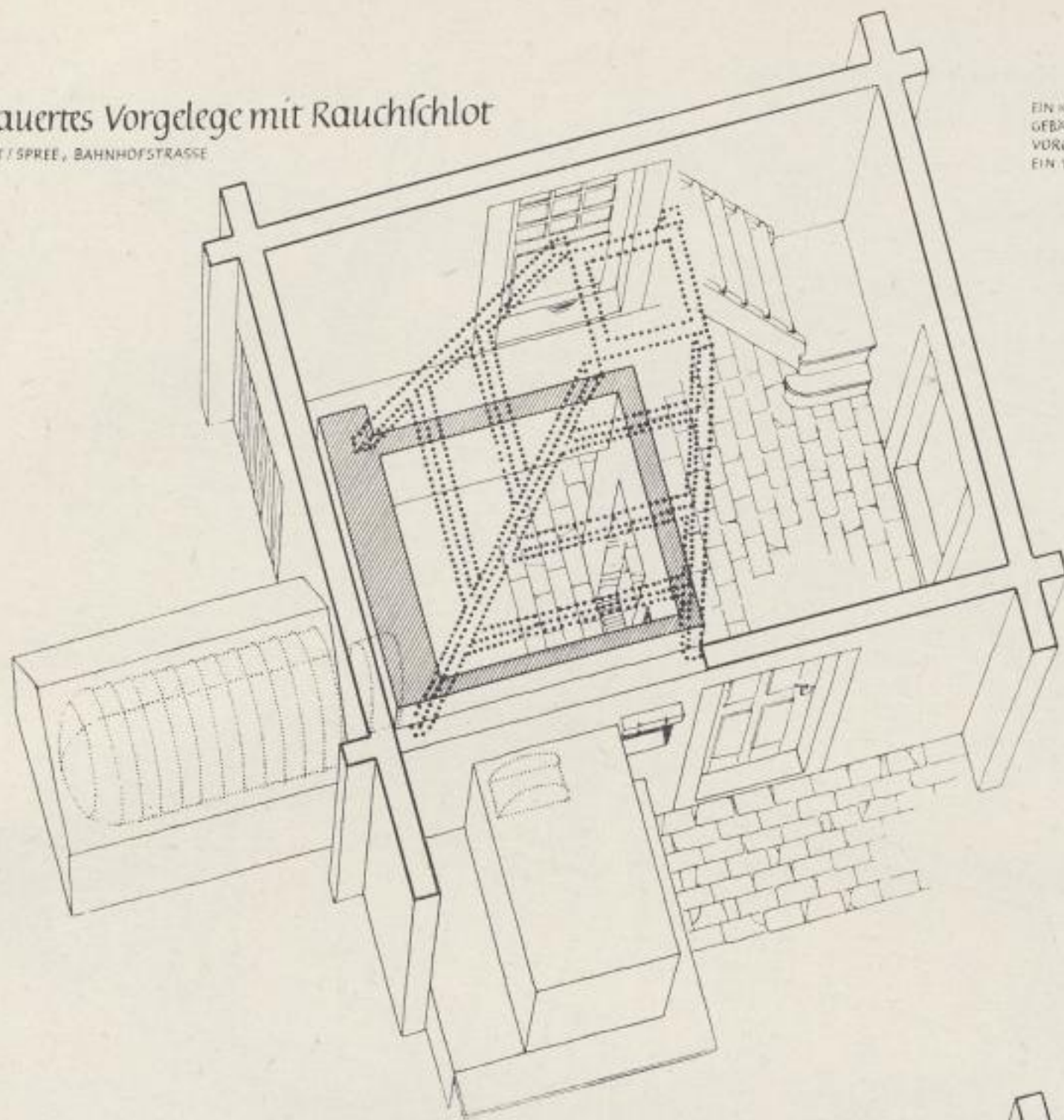


EIN KOCHOFEN UND EIN SEITWÄRTS
LIEGENDER BACKOFEN VOM VORGELEGE
AUS HEIZBAR.
EIN WANDKAMIN ANGESCHLOSSEN

Tafel 6

③ Gemauertes Vorgelege mit Rauchschlot

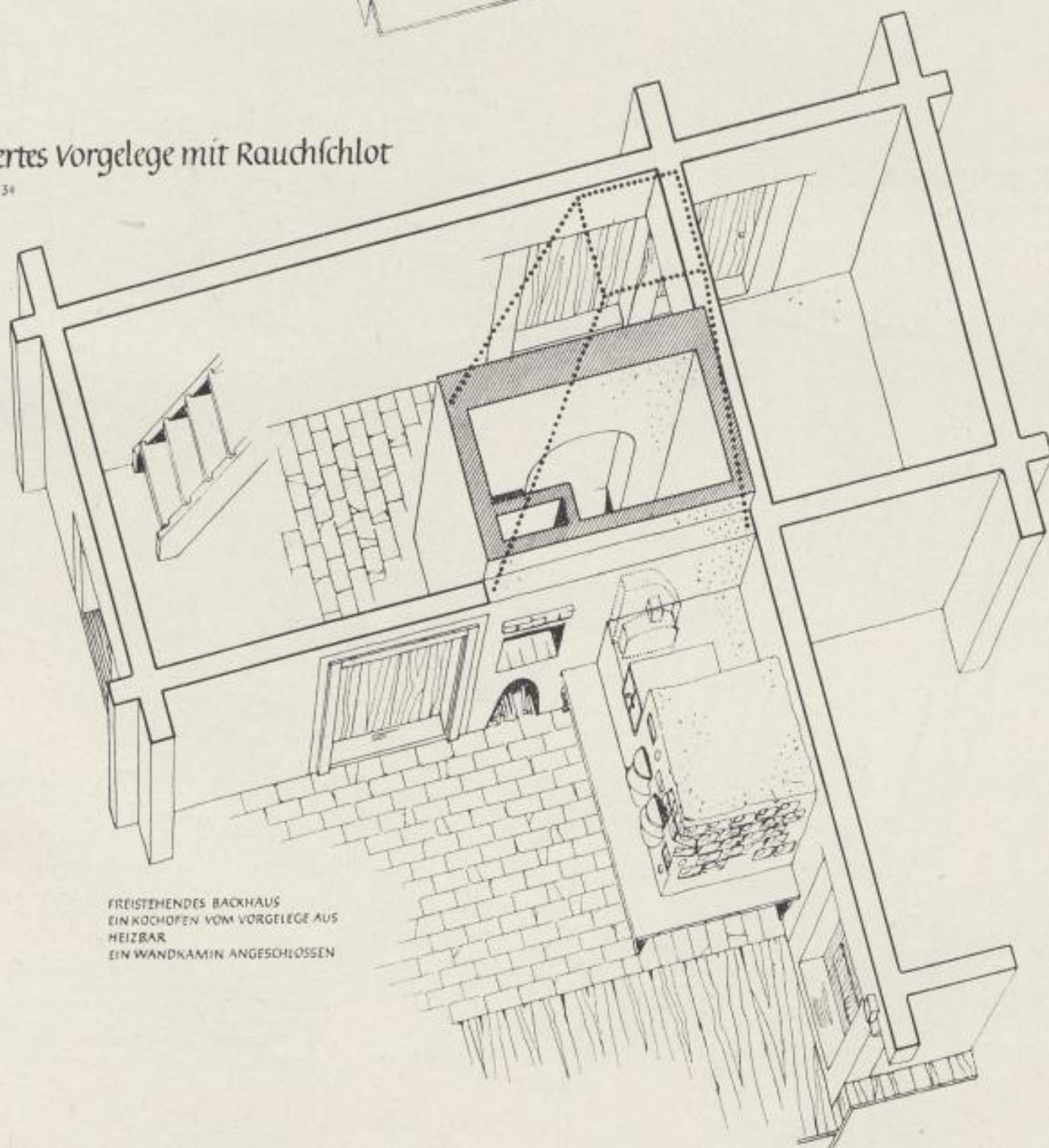
IN UHYST / SPREE, BAHNHOFSTRASSE



EIN KOCHOFEN UND EIN AUSSERHALB DES GEBÄUDES LIEGENDER BACKOFEN VOM VORGELEGE AUS HEIZBAR. EIN WANDKAMIN ANGESCHLOSSEN.

④ Gemauertes Vorgelege mit Rauchschlot

IN ROHNE NR. 34



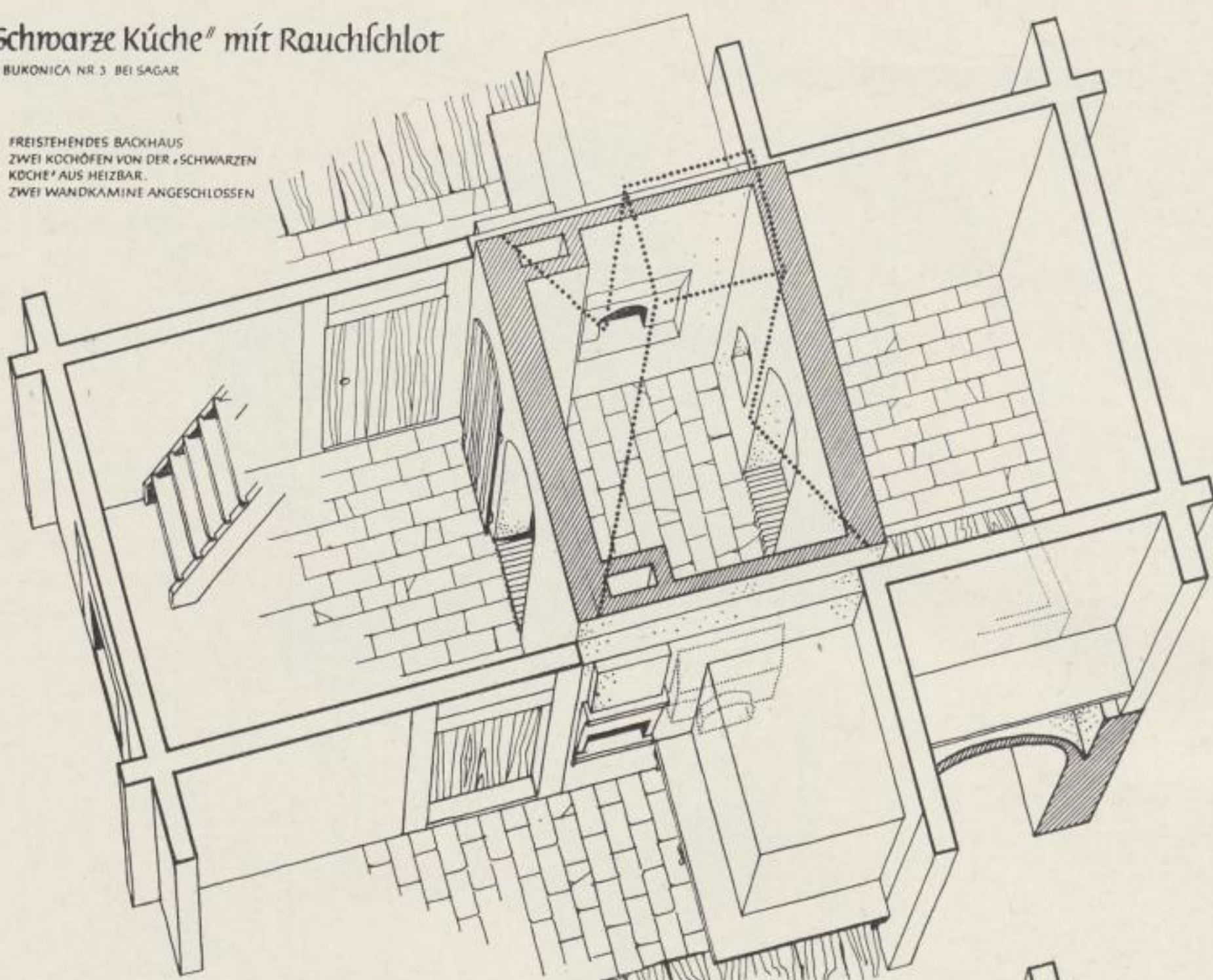
FREISTEHENDES BACKHAUS
EIN KOCHOFEN VOM VORGELEGE AUS
HEIZBAR.
EIN WANDKAMIN ANGESCHLOSSEN

Tafel 7

⑤ „Schwarze Küche“ mit Rauchschlot

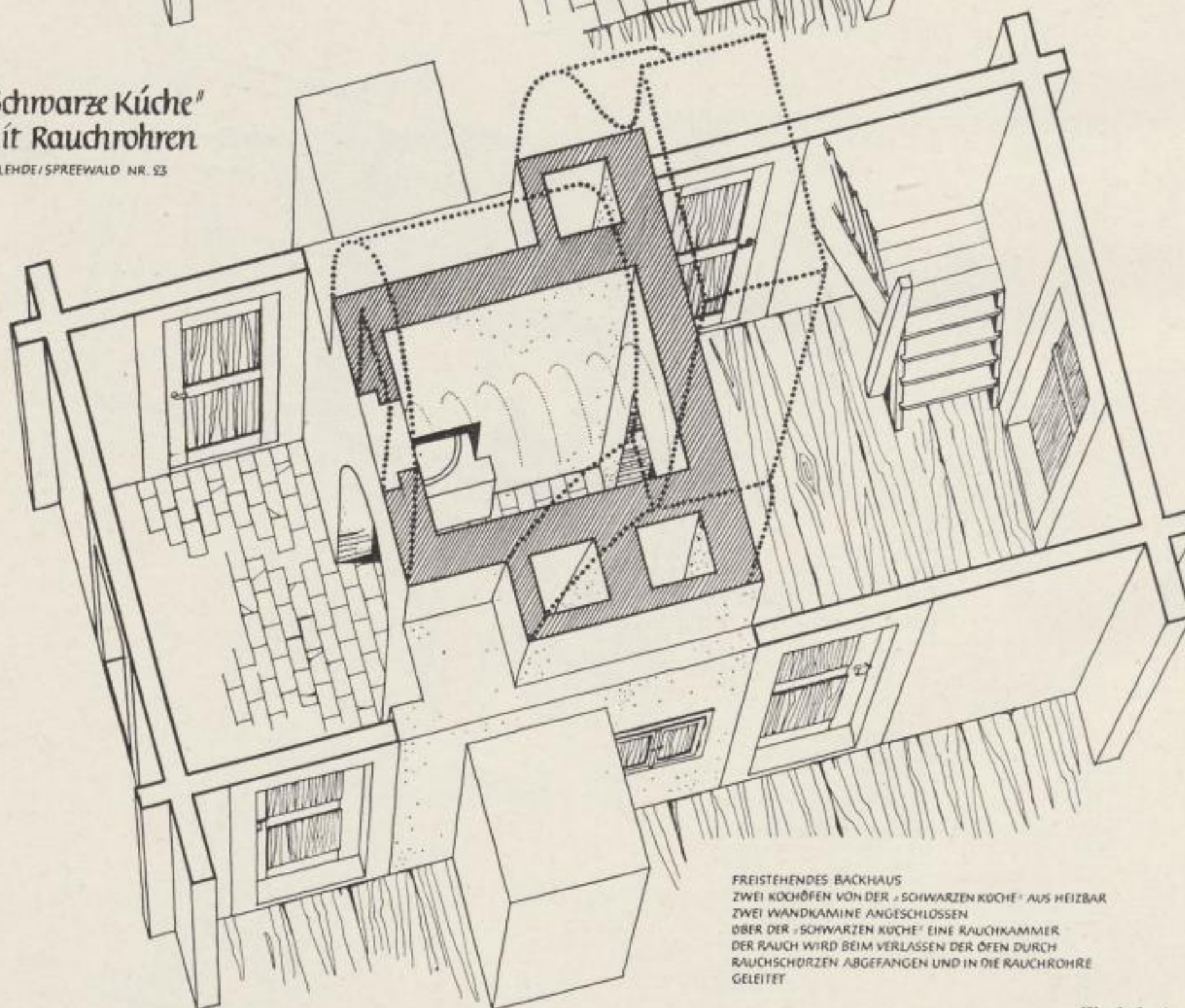
IN BUKONICA NR. 3 BEI SAGAR

FREISTEHENDES BACKHAUS
ZWEI KOCHÖFEN VON DER „SCHWARZEN KÜCHE“ AUS HEIZBAR
KÜCHE AUS HEIZBAR
ZWEI WANDKAMINE ANGESCHLOSSEN



⑥ „Schwarze Küche“ mit Rauchrohren

IN LEHDE/SPREEWALD NR. 23

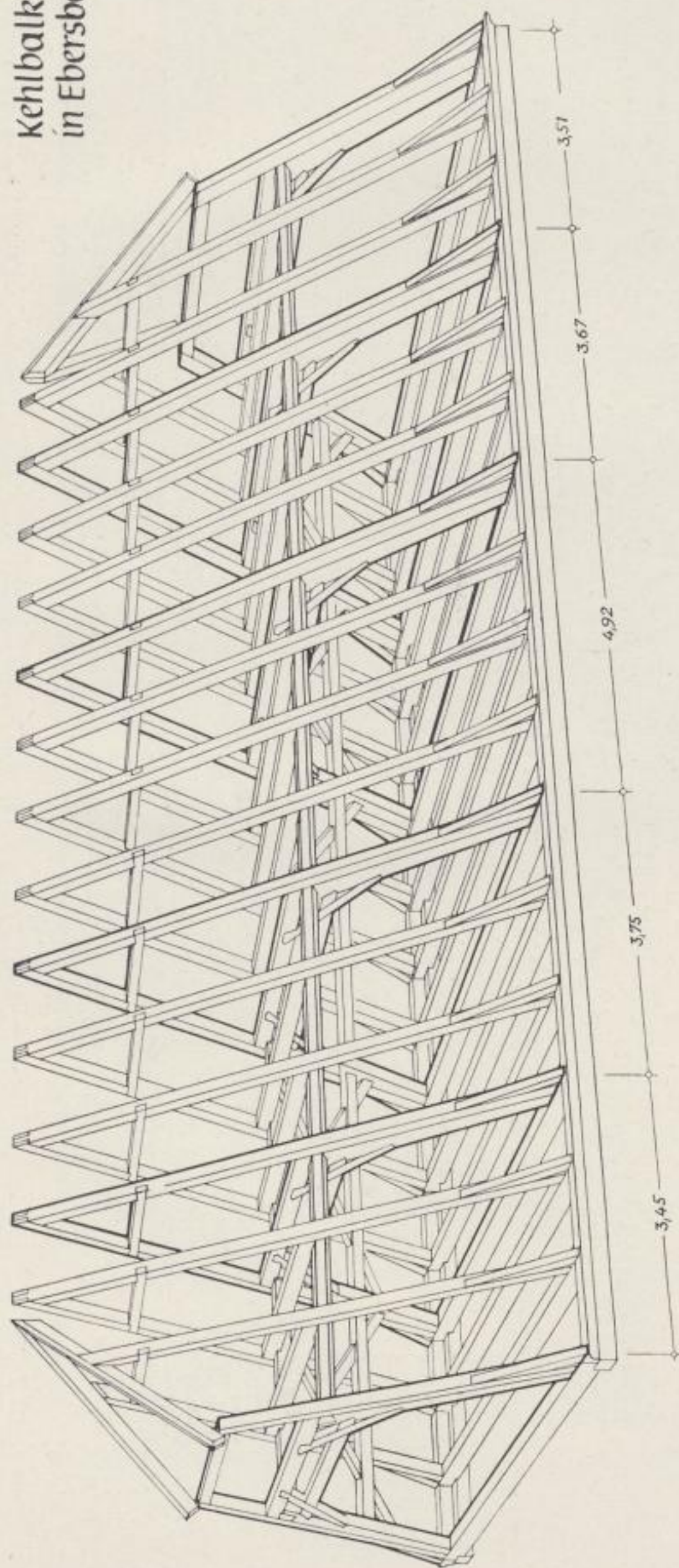


FREISTEHENDES BACKHAUS
ZWEI KOCHÖFEN VON DER „SCHWARZEN KÜCHE“ AUS HEIZBAR
ZWEI WANDKAMINE ANGESCHLOSSEN
ÜBER DER „SCHWARZEN KÜCHE“ EINE RAUCHKAMMER
DER RAUCH WIRD BEIM VERLASSEN DER ÖFEN DURCH
RAUCHSCHÜRZEN ABGEFANGEN UND IN DIE RAUCHROHRE
GELEITET

Tafel 8

Kehlbalkendach mit liegendem Stuhl in Ebersbach

Tafel 9

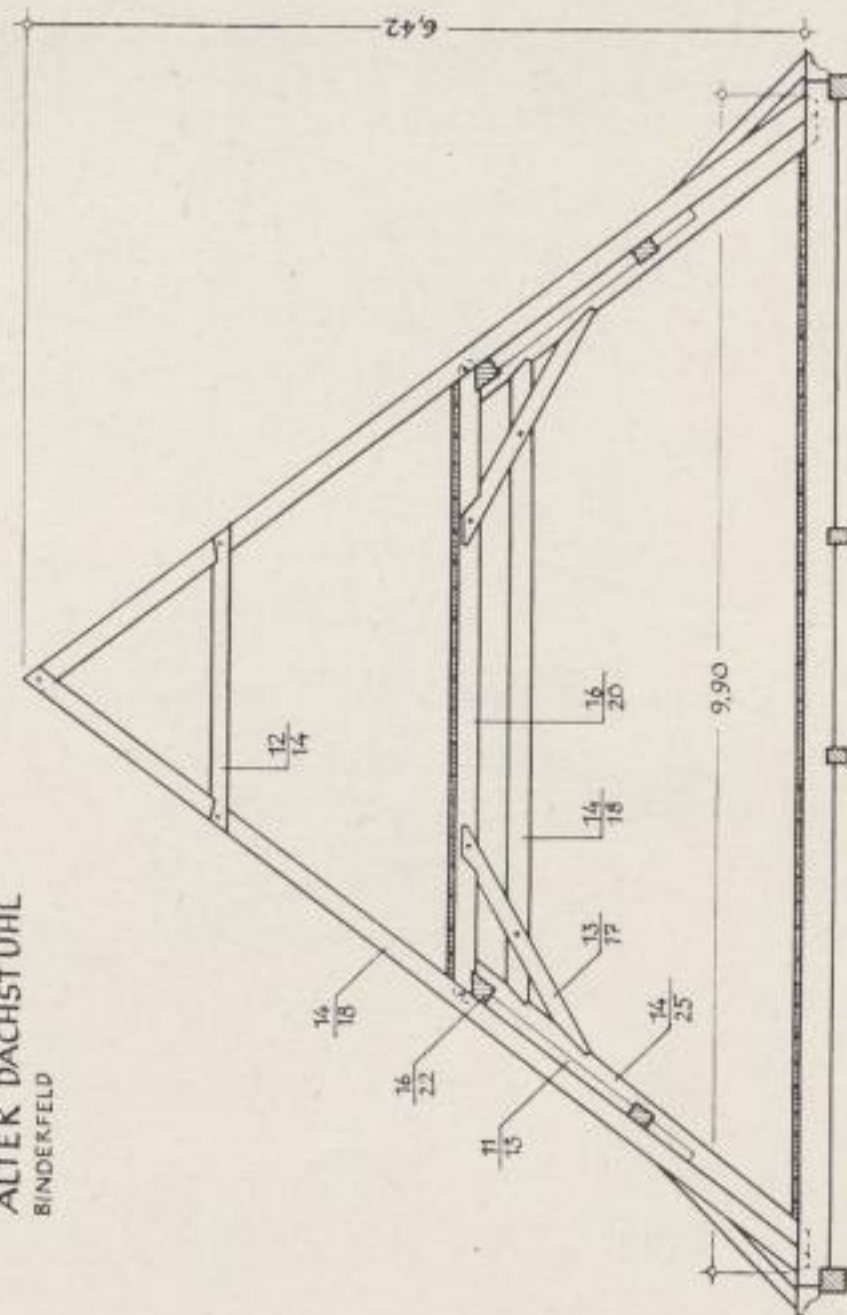


PERSPEKTIVE DES DACHSTUHLS
DER DEUTLICHKEIT HALBER, WURDE IN
DER VORDEREN DACHFLÄCHE DIE WIND-
LINGSAUSSTEIFUNG WEGGELASSEN.

HOLZVERBRAUCH BEIDER DÄCHER
FÜR JE 100 m² ÜBERDACHTE FLÄCHE IN m³

BAUTEIL	ALTES DACH	NEUES DACH
SPARREN UND KEHLBALKEN- STUHL UND LINGSVERBAND	5,33	4,55
GESAMTVERBRAUCH	4,57	0,20
	9,90	4,75

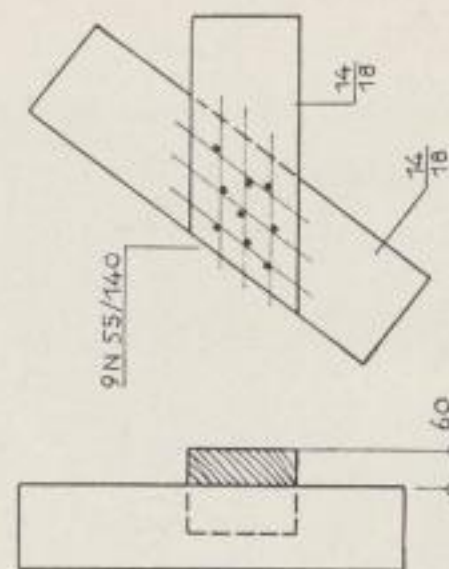
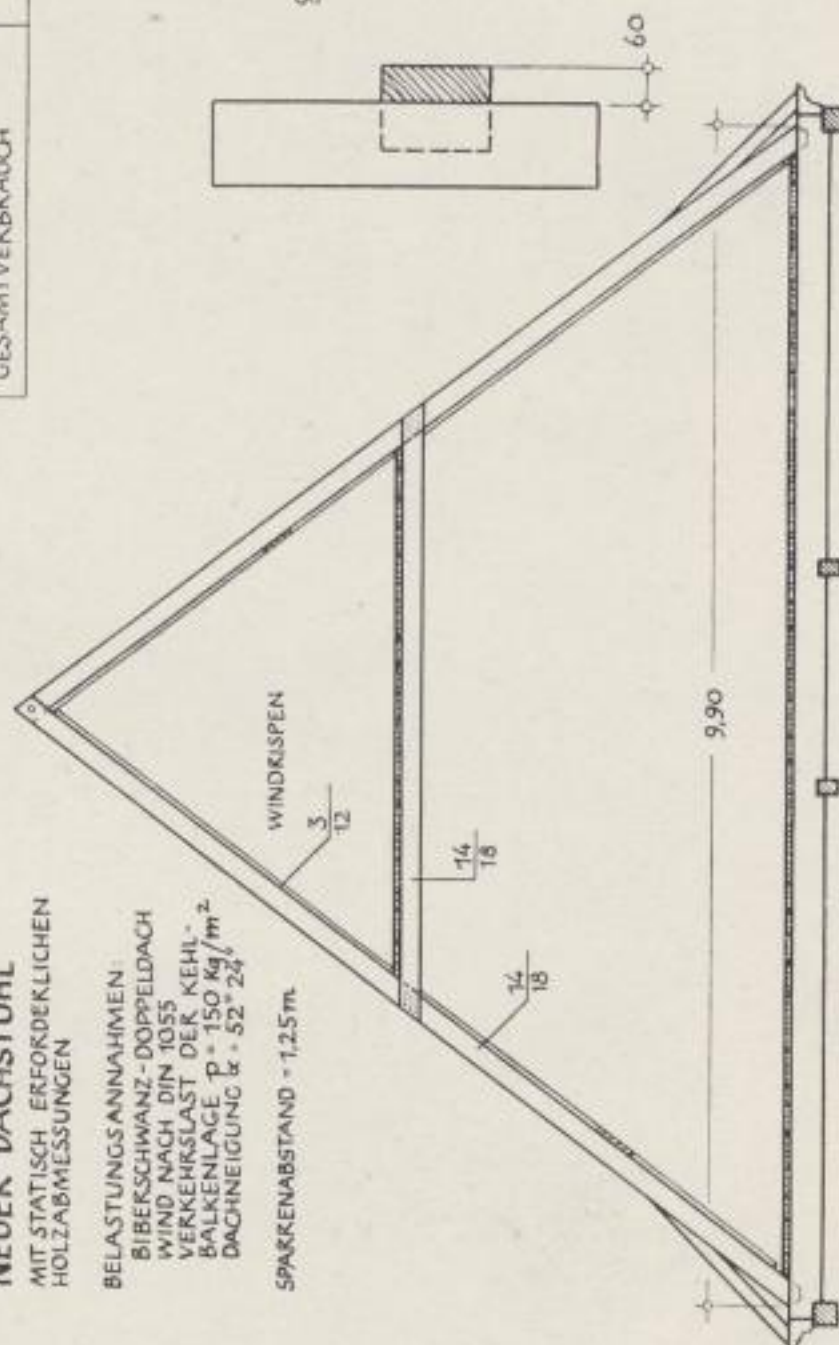
ALTER DACHSTUHL
BINDERFELD



NEUER DACHSTUHL
MIT STATISCH ERFORDERLICHEN
HOLZABMESSUNGEN

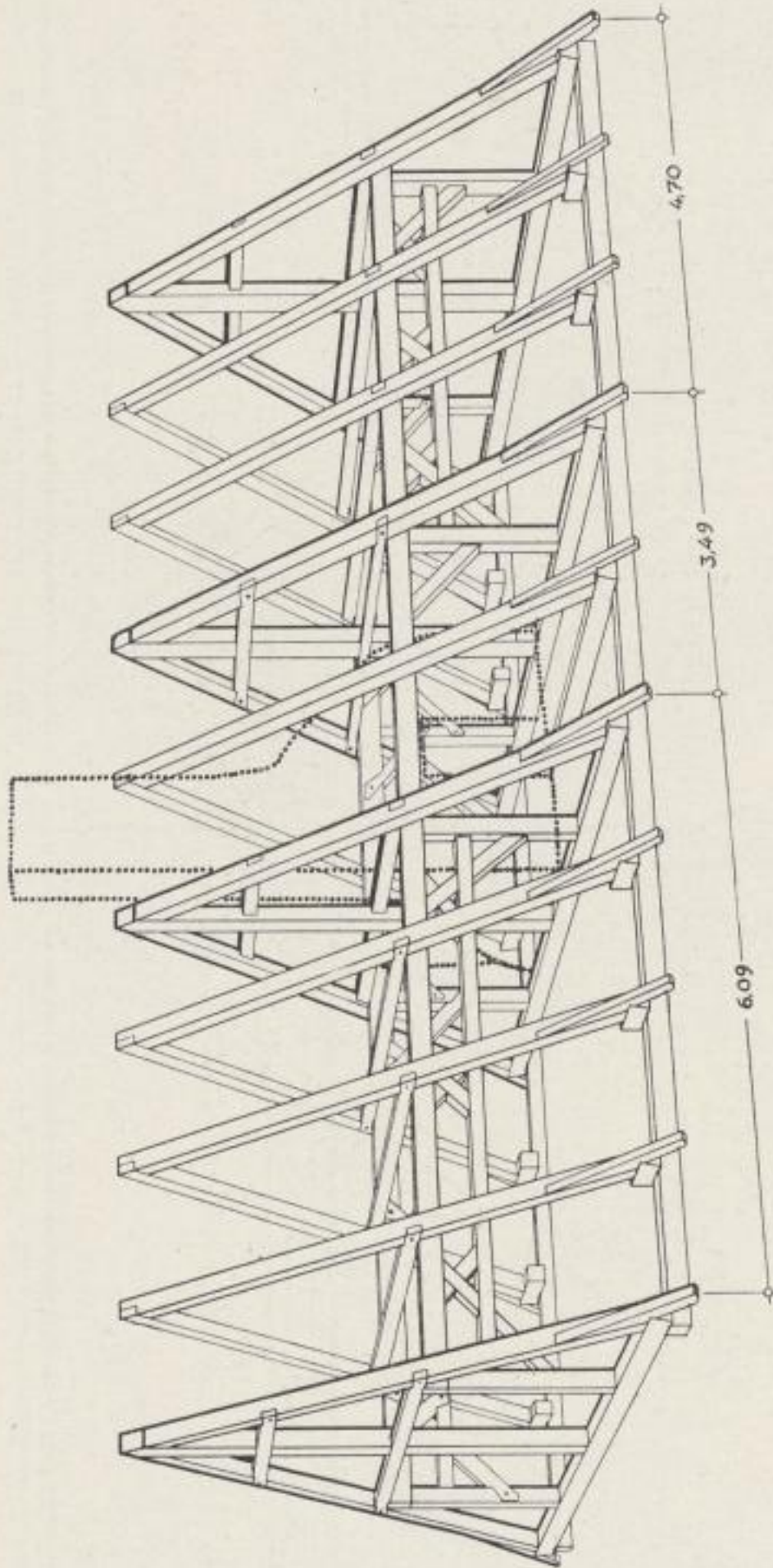
BELASTUNGSANNAHMEN:
BIBERSCHWANZ - DOPPELDACH
WIND NACH DIN 1055
VERKEHRLAST DER KEHL-
BALKENLAGE $p = 150 \text{ kg/m}^2$
DACHNEIGUNG $\alpha = 52^\circ 24'$

SPARRENABSTAND = 1,25 m



Kehlbalkendach mit doppelt stehendem Stuhl in Lehde/Spreewald Nr. 23

PERSPEKTIVE DES DACHSTUHLS
ALLE UNWICHTIGEN KONSTRUKTIONSTEILE
WIE Z.B. TÜRKSTIELE SIND WEGGELASSEN.



HOLZVERBRAUCH BEIDER DÄCHER
FÜR JE 100 m² ÜBERDACHTE FLÄCHE IN m³

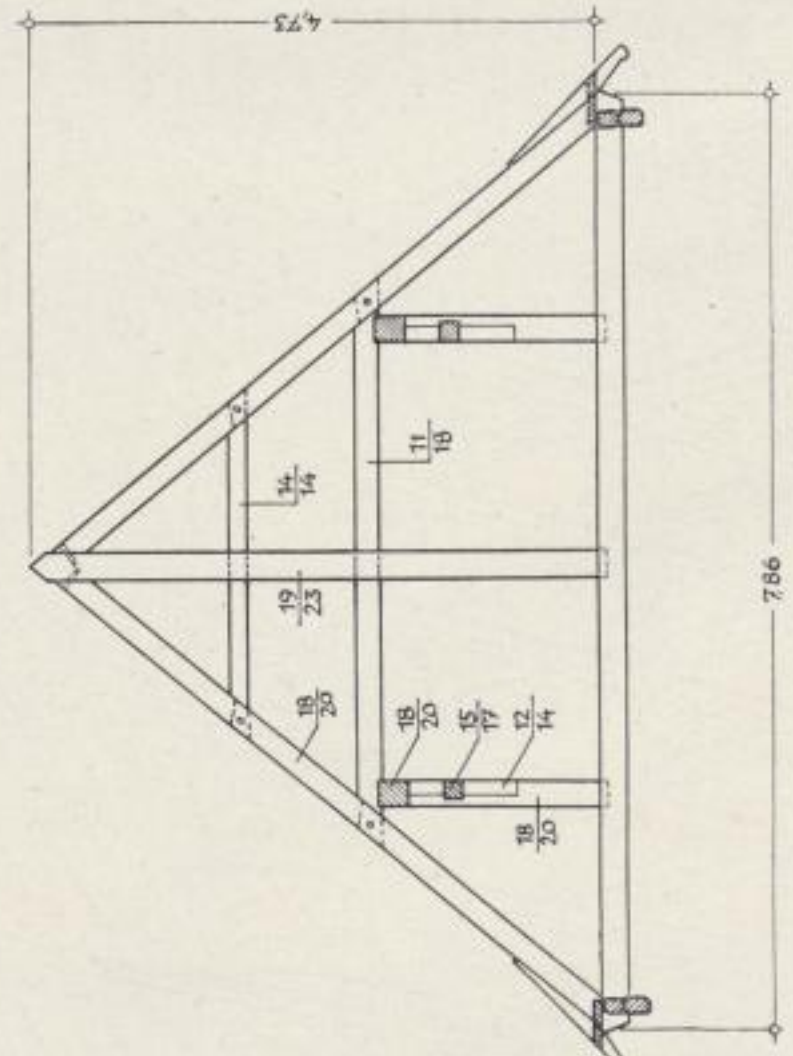
BAUTEIL	ALTES DACH	NEUES DACH
SPARKEN UND KEHLBALKEN STUHL UND LANGSVERBAND	5,10 3,72	2,57 0,29
GESAMTVERBRAUCH	8,82	2,86

NEUER DACHSTUHL
MIT STATISCH ERFORDERLICHEN
HOLZABMESSUNGEN

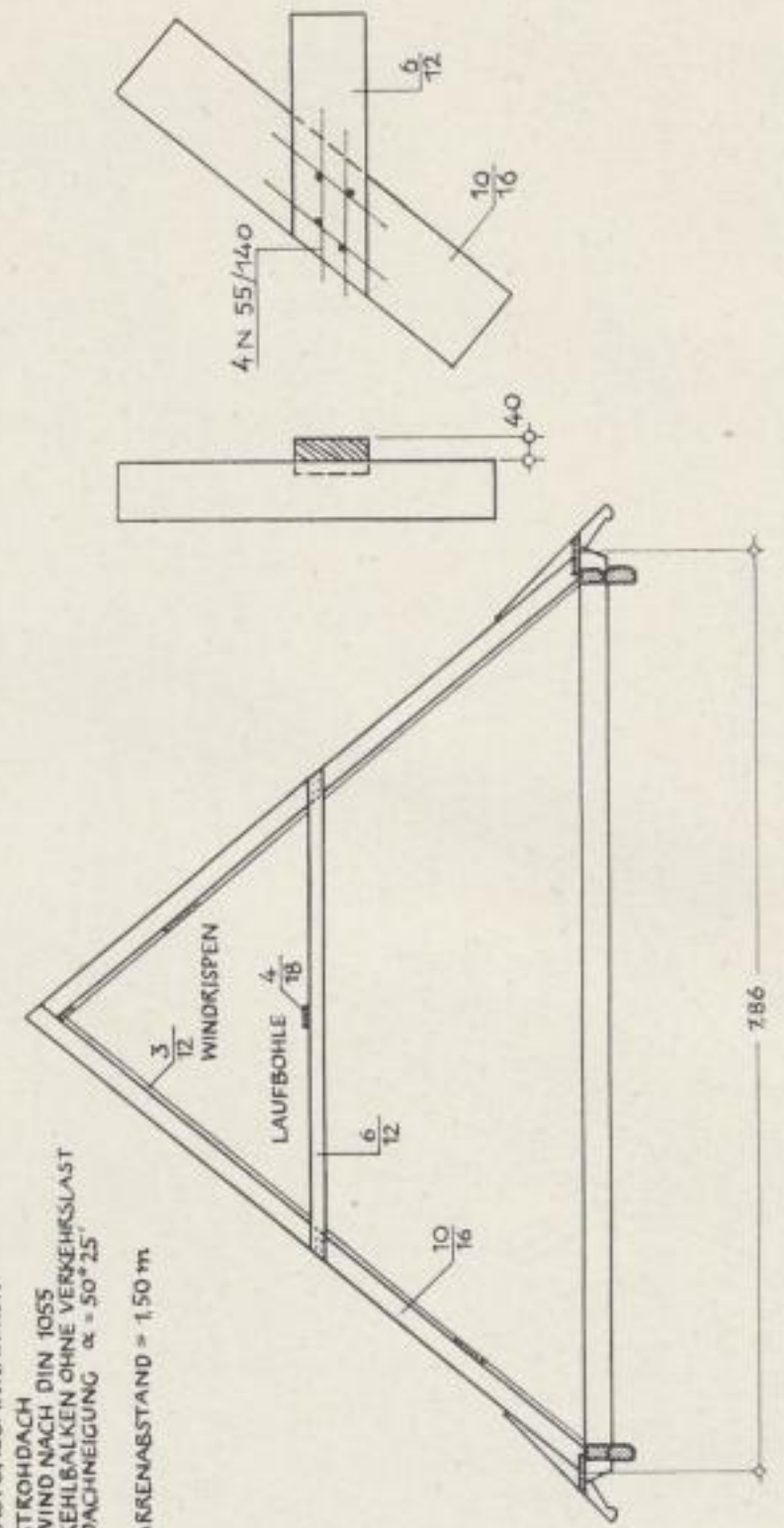
BELASTUNGSANNAHMEN:

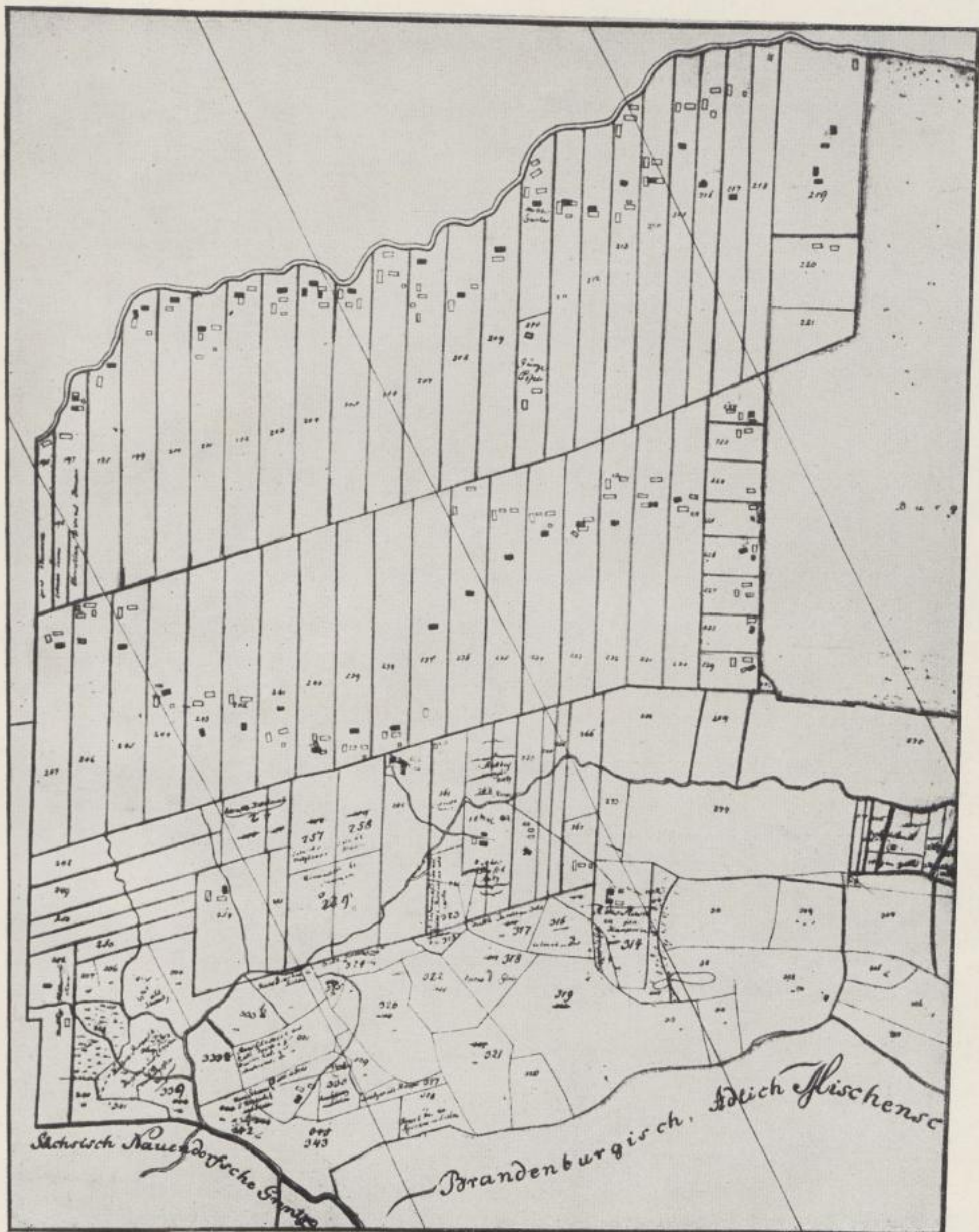
STROHDACH
WIND NACH DIN 1055
KEHLBALKEN OHNE VERKEHRSLAST
DACHNEIGUNG $\alpha = 30^\circ 25'$

SPARKENABSTAND $\approx 1,50$ m

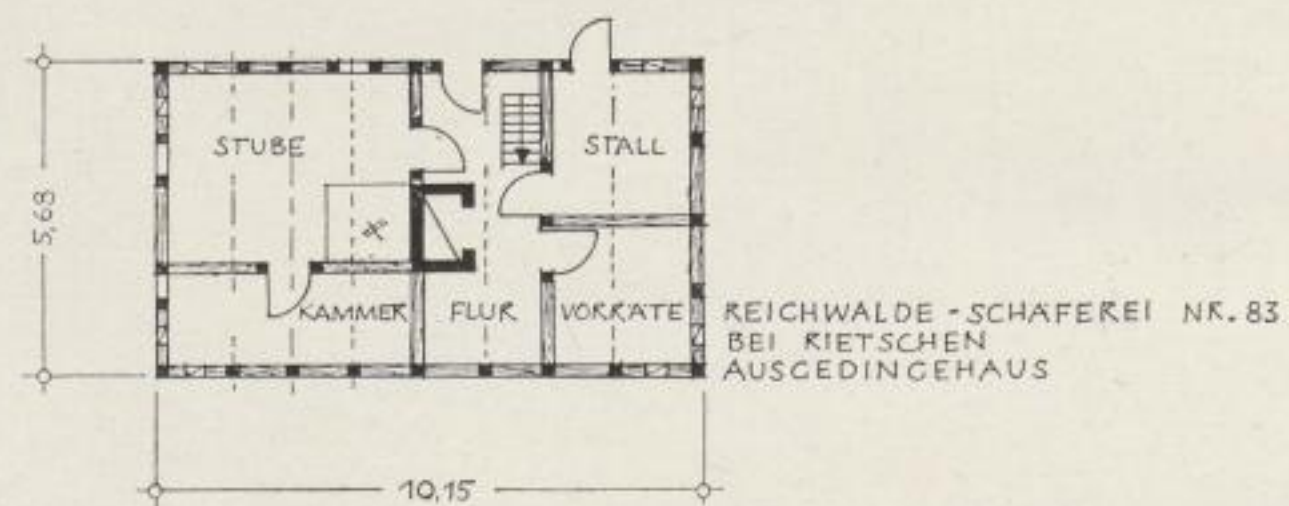
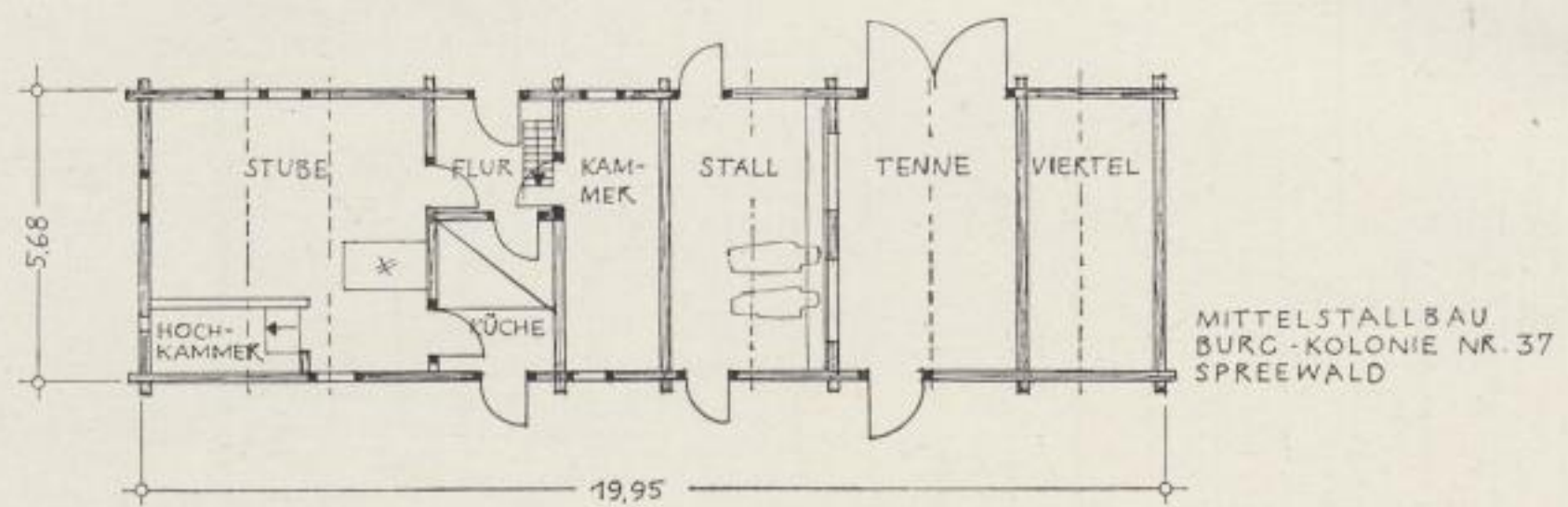
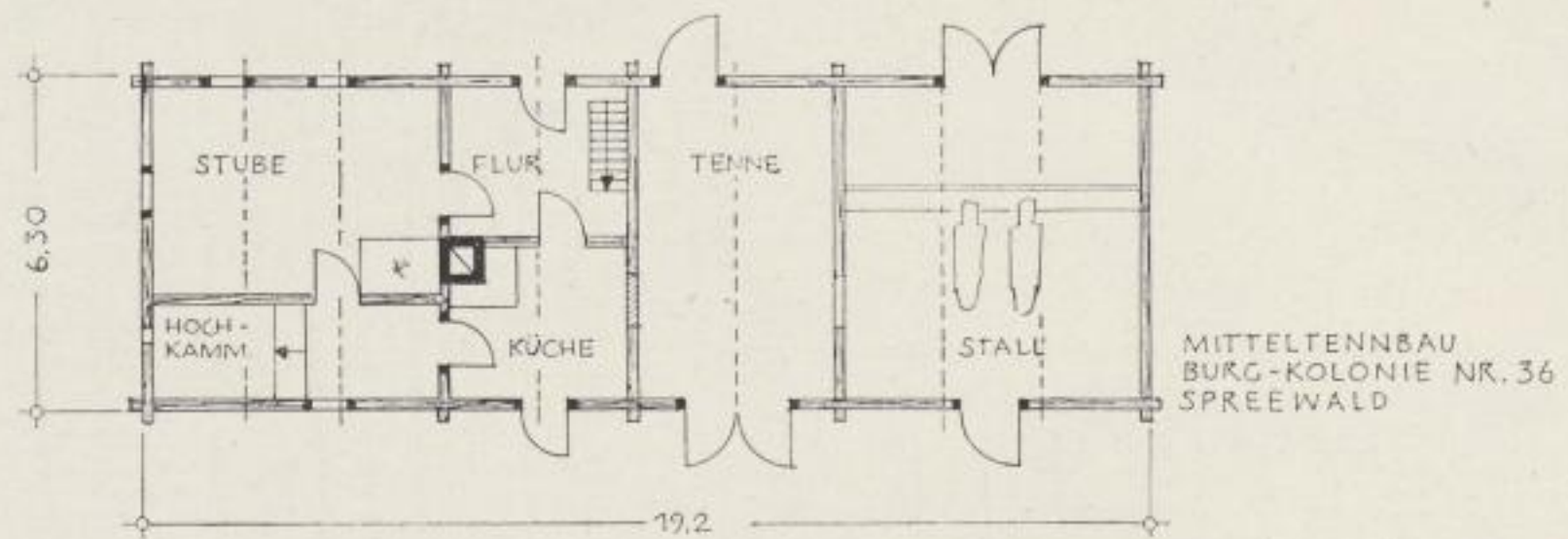


Tafel 10



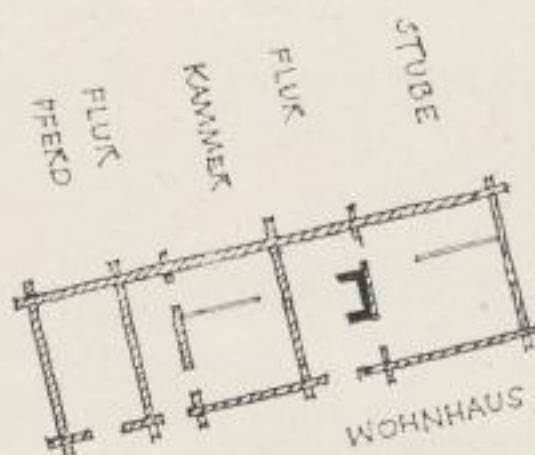
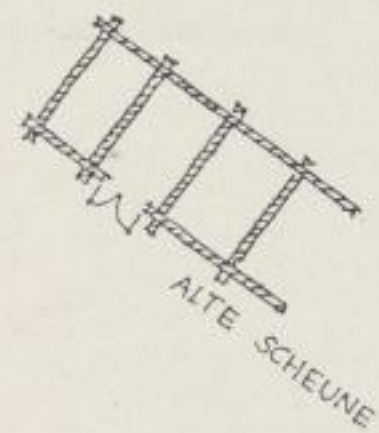


Parzellierung von Burg-Kolonie aus dem Jahre 1774 (nach Kublick)

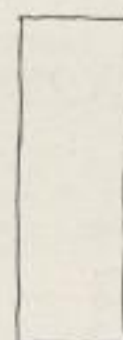
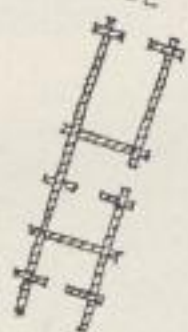


WOHNSTALLHÄUSER IM SPREEWALD UND IN DER HEIDE

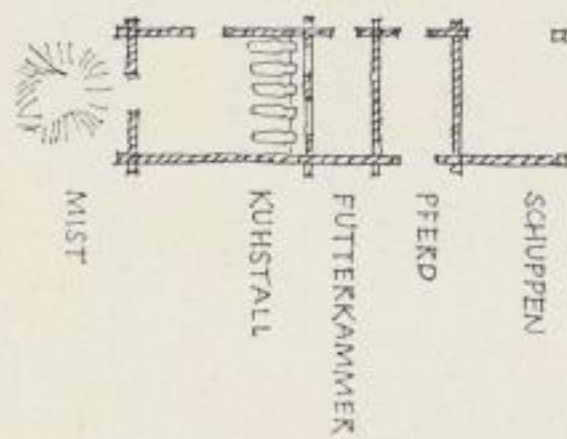
GEHÖFT
BURG KAUPER / SPREEWALD NR 36



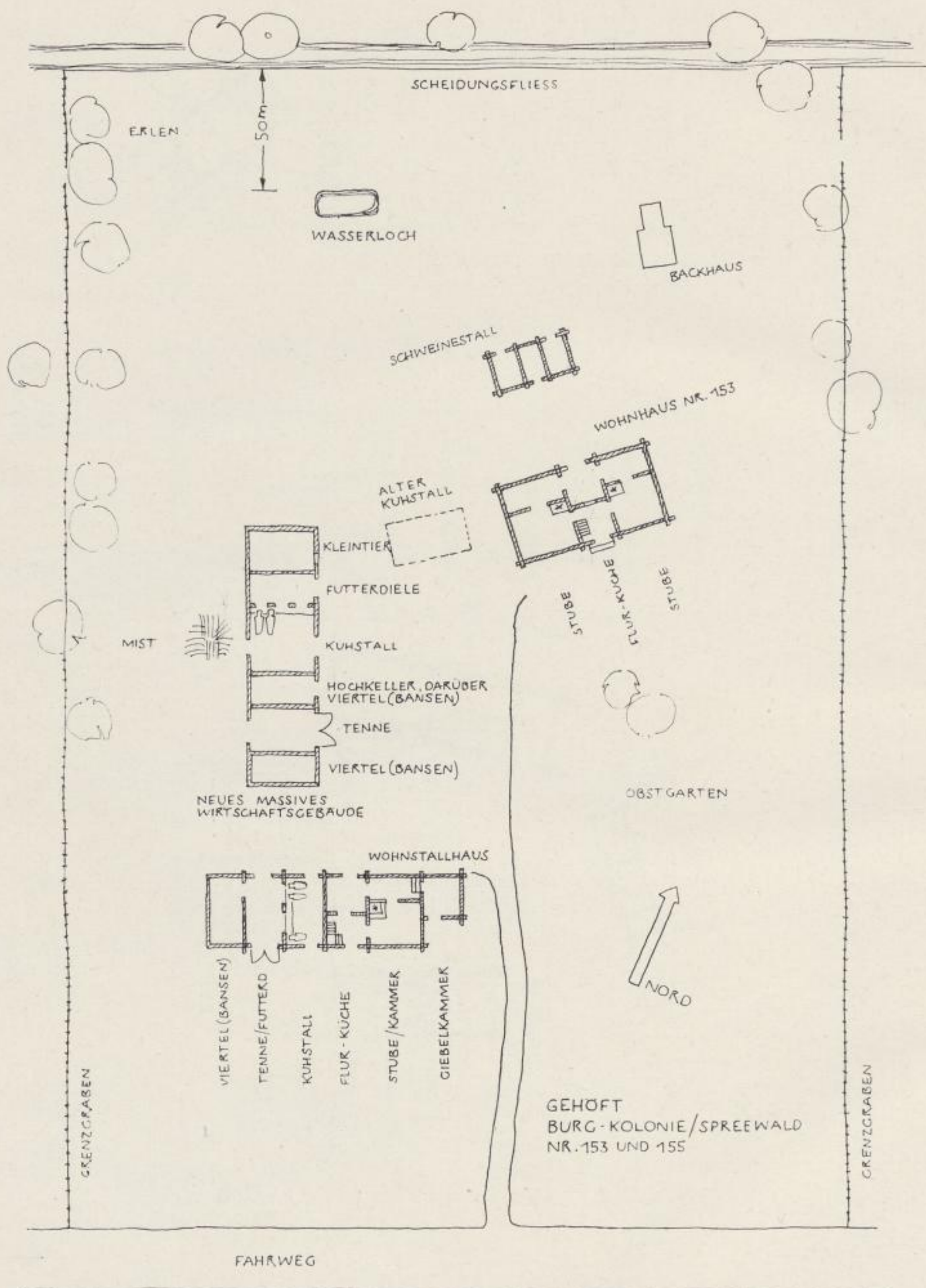
SCHWEINESTALL



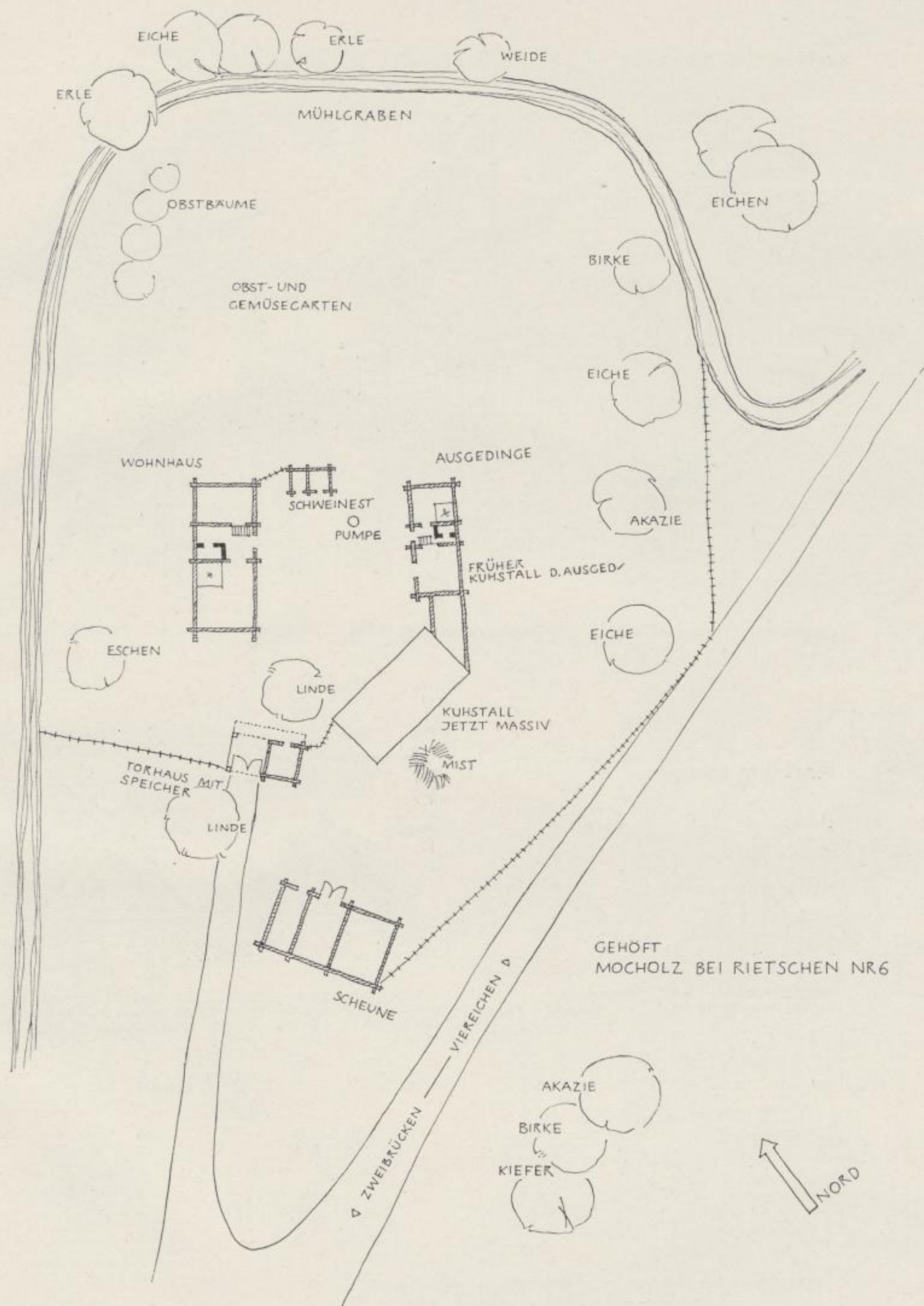
NEUE SCHEUNE



Tafel 13



Tafel 14



Tafel 15

GESIMSE UND ORTGÄNGE

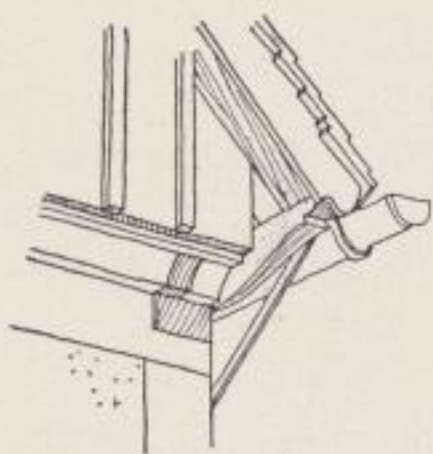


BILD a

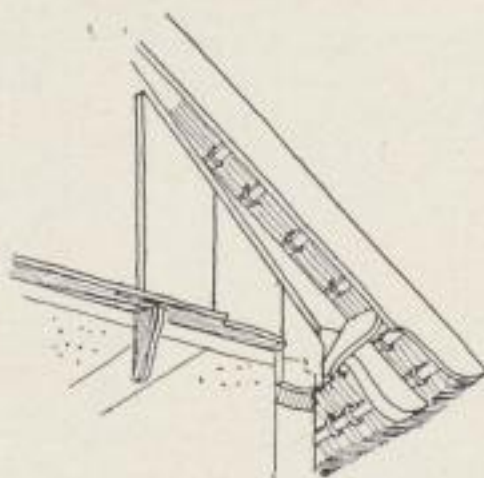


BILD b

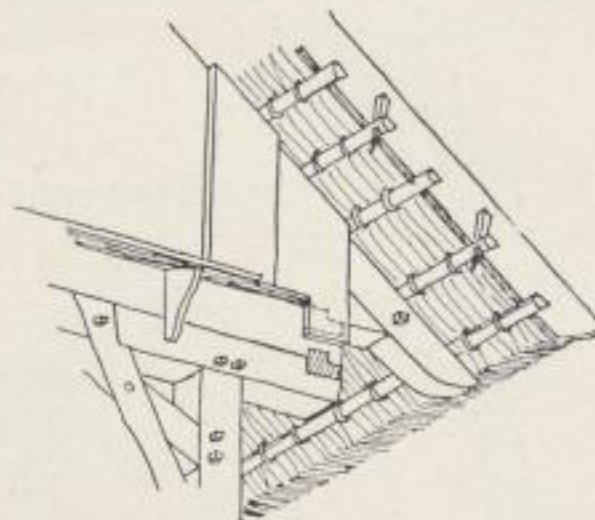
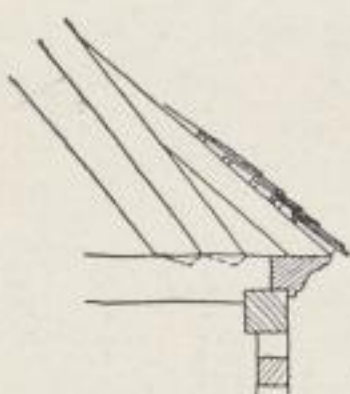
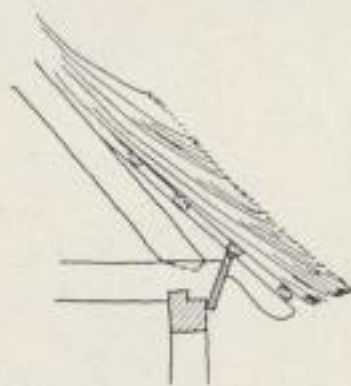


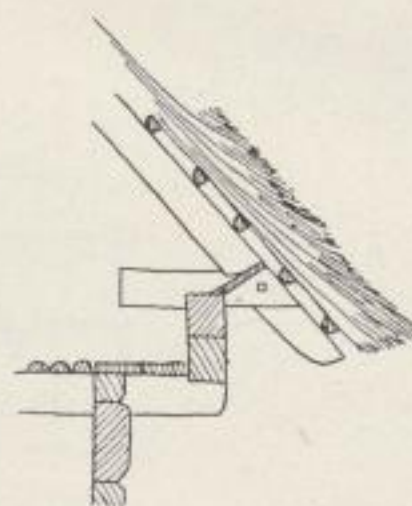
BILD c



EBERSBACH HAUS A.FREUDE



SAALAU NR.11



KLEINPARTWITZ NR.11

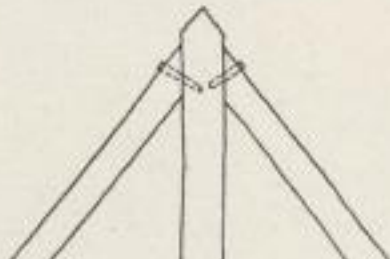
FIRSTAUSBILDUNGEN

BILD d



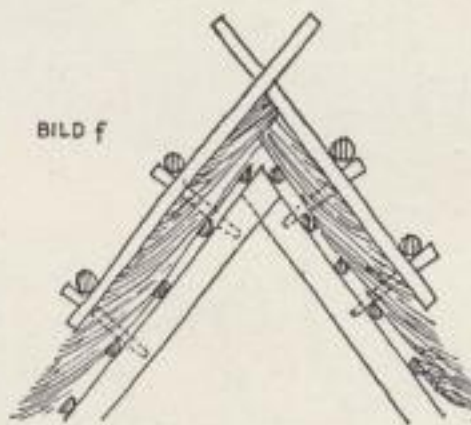
FIRSTSAULE IN
EBERSBACH NR.135/178

BILD e



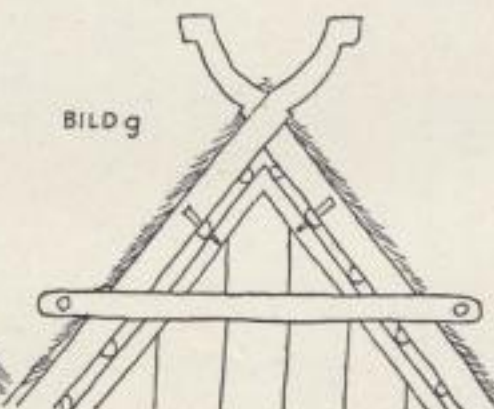
FIRSTSAULE
IM SPREEWALD

BILD f



FIRSTEINDECKUNG MIT REITERN
UND BELASTUNGSHÖLZERN NACH
'BHS. I. DT. R.'

BILD g



GIEBELSPANGE AUS BERG
BEI MUSKAU NACH 'BAUERN-
HAUS IM DEUTSCHEN REICHE'

BILD h

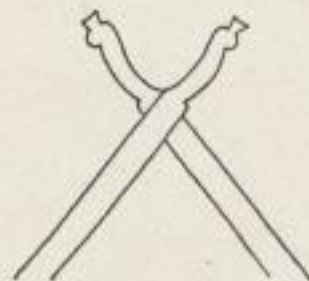


BILD i



BILD k

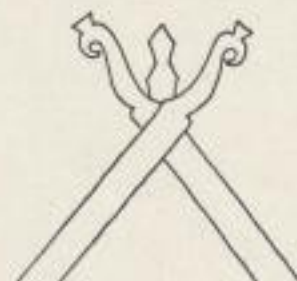
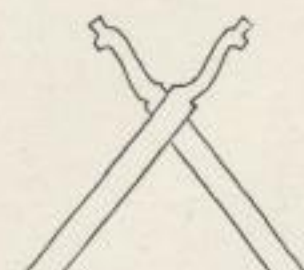


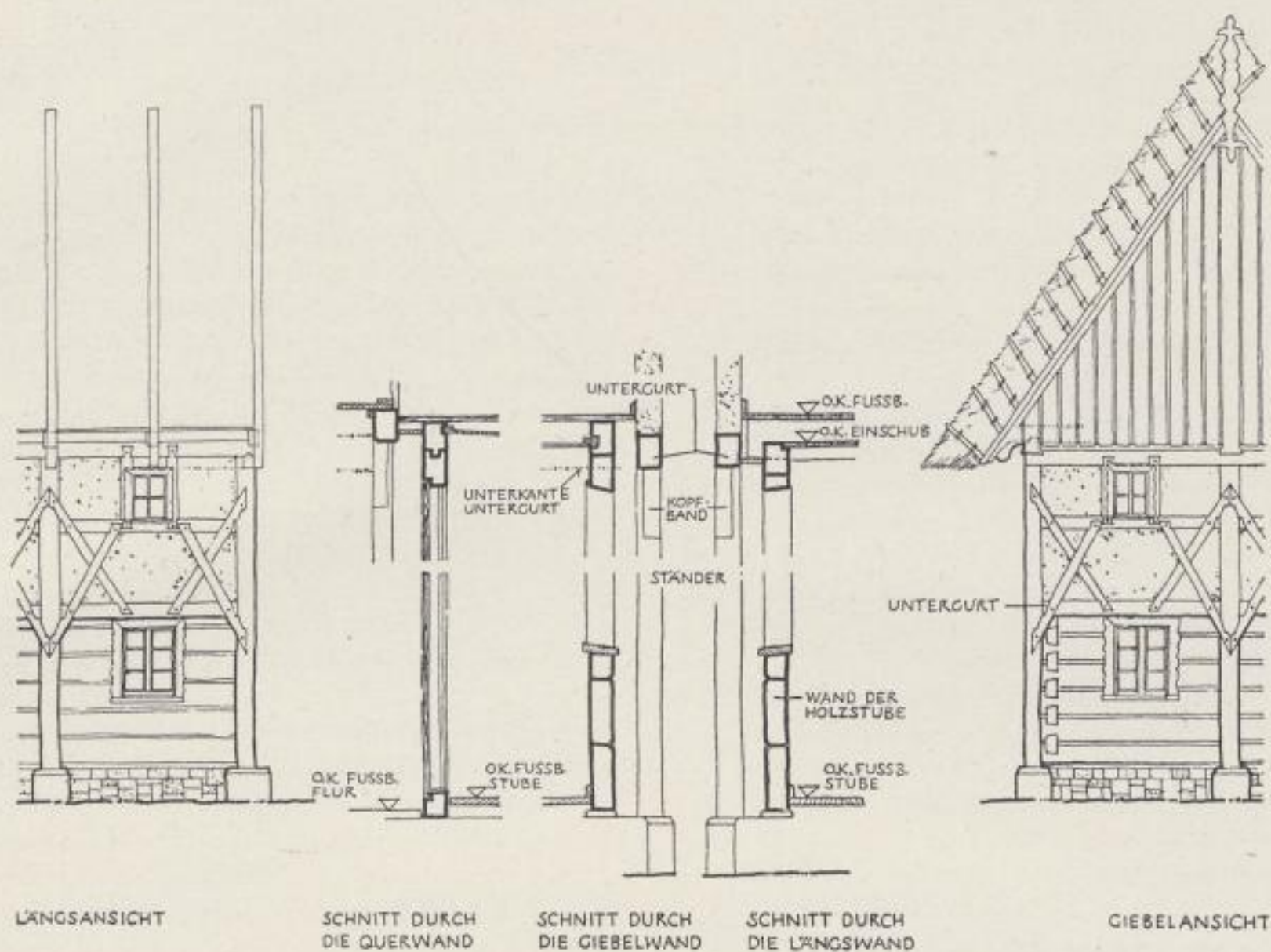
BILD l



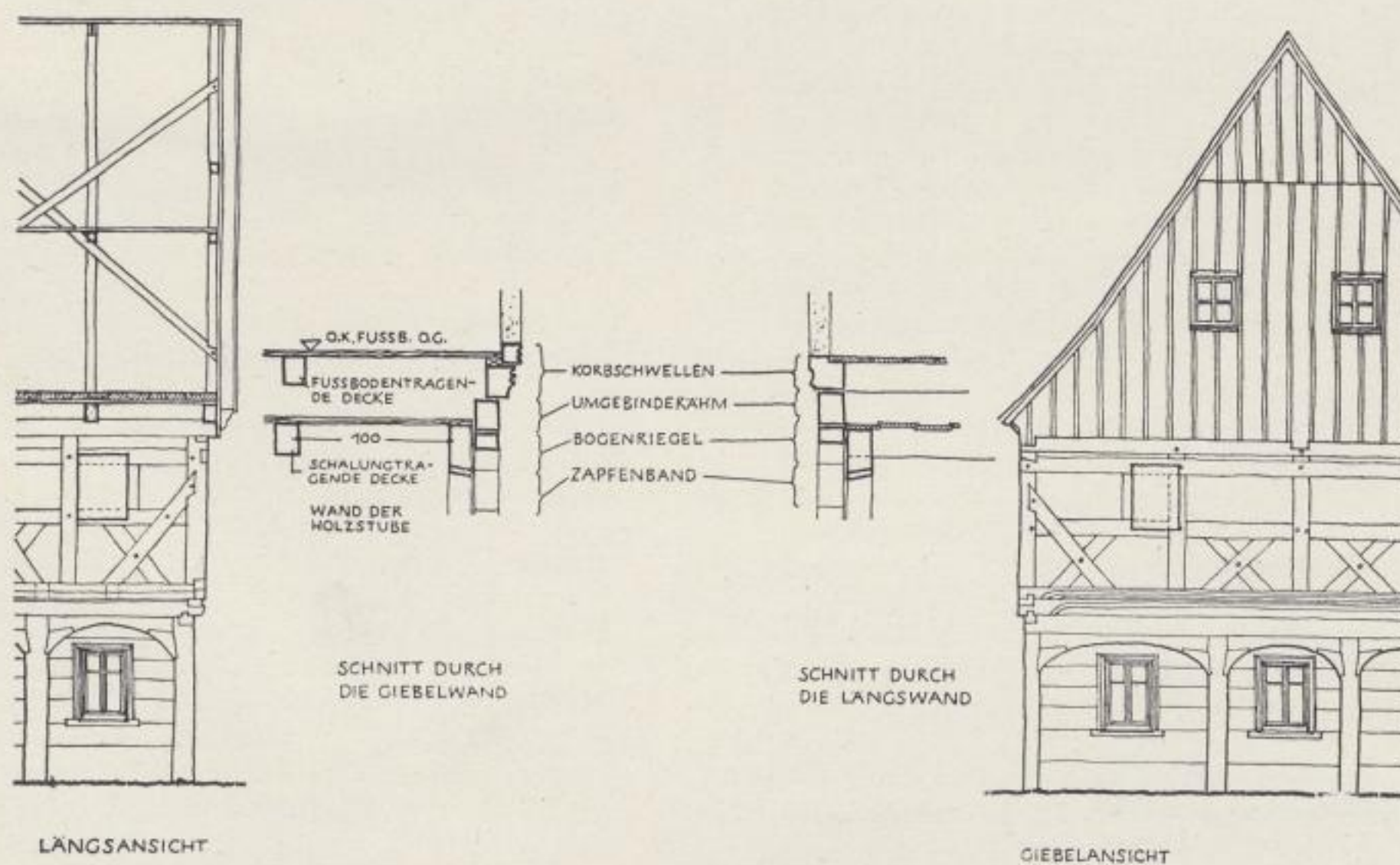
GIEBELZEICHEN DER ÜBERKREUZTEN WINDBRETTER AUS DEM SPREEWALD

Tafel 16

UMGEBINDE DES ZWEIFGESCHOSSIGEN STÄNDERBAUS
IN WALD NR.29 BEI ZITTAU · BAUJAHR 1814 · NACH AUFNAHMEN VON RICHARD MICHEL



ERDGESCHOSSIGES UMGEBINDE
IN EBERSBACH, MITTELSTRASSE 15/877 · BAUJAHR 1780 · NACH AUFNAHMEN VON CURT SAUPE



Tafel 17

Quellennachweis

1. Andree, Richard, Wendische Wanderstudien. Stuttgart 1874.
2. Aščepkov, E., Russkoje narodnoje zoddčestvo v zapadnoj sibli. Izdatel'stvo akademii architektury SSSR 1950. (Die russische nationale Baukunst in Westsibirien, herausgegeben von der Akademie für Architektur der UdSSR 1950.)
3. Bancalari, Gustav, Die Hausbauforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen. — Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins, 1893.
4. Baláš, Emanuel, Vesnické stavby v okrese votického. Český Lid, 1954, 4.
5. Bertram, H., La Baume, W., Kloeppel, O., Das Weichsel-Nogat-Delta. Danzig 1924.
6. Bertsch, Karl, Geschichte des deutschen Waldes. Jena 1951, 3. Auflage.
7. Boelcke, Willi, Zur Lage der Oberlausitzer Bauern vom ausgehenden 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert. — Lětopis Instituta za serbski ludospyt (Jahresschrift des Instituts für sorbische Volksforschung), Budyšin 1955.
8. Brand, Reisen durch Brandenburg. Wesel 1702.
9. Butzbach, J., Wanderbüchlein eines fahrenden Schülers. 1869.
10. Černý, Adolf, Wobydlenje Lužiskich Serbow. — Časopis Mačicy Serbskeje. Budyšin 1889. (Die Wohnungen der Lausitzer Sorben.)
11. Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Herausgegeben vom Verbands der österreichischen Ingenieur- und Architektenvereine, Dresden 1906.
12. Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten. Herausgegeben vom Verbands deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, Dresden 1906.
13. Dethlefsen, Richard, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen. Berlin 1911.
14. Franke, Heinrich, Ostgermanische Holzbaukultur. Breslau 1936.
15. Frenzel, Walter, Karg, Fritz, Spamer, Adolf, Grundriß der Sächsischen Volkskunde. 2 Bände, Leipzig 1932.
16. Fiedler A., Das Bauernhaus in der Sächsischen Schweiz und seine geschichtliche Entwicklung (17. bis 20. Jahrhundert). — Heimatkundliche Blätter 1955, Heft 4/5, Seite 50—62.
17. Geramb, Viktor von, Die Kulturgeschichte der Rauchstuben. (in Wörter und Sachen, 9), 1924.
18. Gladbach, E., Der Schweizer Holzstil. Darmstadt 1868.
19. Goldmann, Nicolai, Civil Baukunst. 1699.
20. Gruber, Otto, Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser. Karlsruhe 1926.
21. Gruner, O., Haus und Hof im sächsischen Dorfe. — Wuttke, A., Sächsische Volkskunde. 2. Auflage, Leipzig 1903.
22. Gruner, O., Beiträge zur Erforschung volkstümlicher Bauweise im Königreich Sachsen und Nordböhmen. Leipzig 1893.
23. Helbok, Adolf, Haus und Siedlung im Wandel der Jahrtausende, Berlin und Leipzig 1937. — Deutsches Volkstum.
24. Helbok, Adolf, Deutsche Siedlung. Halle 1938. — Volk.
25. Helmigk, Hans-Joachim, Oberschlesische Landbaukunst um 1800. Berlin 1937.
26. Henning, Rudolf, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung. Straßburg 1882. — Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker.
27. Hoferer, R., Die Bauernhausformen Bayerns. — Kulke, E., Vom deutschen Bauernhof.
28. Hunziker, J., Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung. I—VIII. Aarau 1899—1914.
29. Hupka, S., Osowski, F., Tabeński, S., Budownictwo ludowe w powiecie ropczyckim w małopolsce. Kraków 1935. (Volkstümliche Bauweise im Kreise Ropczyc in Kleinpolen.)
30. Junge, Kurt, Das friesische Bauernhaus. — Niedersächsischer Heimatschutz. Oldenburg i. O., 1936.
31. Kaminski, Das Rohr- und Strohdach. Berlin 1939.
32. Klemm, Otto, Fachwerkbauernhäuser in der Nordwesteifel. Aachen 1932 (Dissertation).
33. Kloeppel, Otto, Die bäuerliche Haus- und Hof- und Siedlungsanlage im Weichsel-Nogat-Delta. — Bertram, H., La Baume, W., Kloeppel, O., Das Weichsel-Nogat-Delta. Danzig 1924.
34. Kollmann, Franz, Technologie des Holzes und der Holzwerkstoffe. 2. Auflage. 1. Band. Springer-Verlag Berlin, 1951.
35. Kublick, Helmut, Die Siedlungspolitik Friedrichs des Großen im Kreise Cottbus. Cottbus o. J.
36. Kucharski, Hildegard, Beiträge zur Landwirtschaftsgeographie der Lausitz. Berlin 1949.
37. Kulke, Erich, Vom deutschen Bauernhof. 1938.
38. Lehmann, Rudolf, Geschichte des Markgraftums Niederlausitz. Dresden 1937.
39. Leske, N. G., Reise durch Sachsen. Braunschweig 1782.
40. Lutsch, H., Wanderungen in Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise. Berlin 1888.
41. Meitzen, August, Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Straßburg 1882.
42. Meringer, Rudolf, Das deutsche Haus und sein Hausrat. Leipzig und Berlin 1906.
43. Mětšk, Frido, Přehlad stawiznow (Geschichtsübersicht). — Serbska Šula, Budyšin 1955.
44. Mielke, R., Siedlungskunde des deutschen Volkes. München 1927.
45. Michel, Richard, Bauaufnahmen von Umgebendhäusern, Fotokopien in der Sammlung für Geschichte der Baukunst, Technische Hochschule Dresden.

46. Moszynski, Kazimierz, Kultura ludowa Słowian. Cześć I: kultura materialna (Slawische Volkskultur, Teil I: materielle Kultur). Kraków 1929.
47. Muka, Ernest, Serbske městnostne mjena a jich woznam (Sorbische Ortsbezeichnungen und ihre Bedeutung). Poznań 1924.
48. Nahodil, O., Sovětský národopis a jeho pokroková uloha (Die sowjetische Volkskunde und ihre fortschrittliche Rolle). — Svět sovětů. Praha 1950.
49. Niederle, Luboměr, Slovanské starožitnosti. Oddíl kulturní (Slawische Altertümer, kulturelle Abteilung). Prag 1911—1913.
50. Ostendorf, Friedrich, Die Geschichte des Dachwerks. Leipzig und Berlin 1908.
51. Peßler, W., Handbuch der deutschen Volkskunde. 3. Band. Potsdam 1937/3.
52. Phleps, Hermann, Ost- und westgermanische Baukultur. Berlin 1934.
53. Plümcke, K., Schlesische Laubenhäuser. Dissertation. Nimptsch 1927.
54. Rabe, Kurt, Verschlüsse und Schlösser. Leipzig 1950. 4. Auflage.
55. Reinerth, H., Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. — Führer zur Urgeschichte. 9. Band). Augsburg 1929.
56. Rettig, Heinrich, Baukunst und Massenfertigung. — Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Hochschule Dresden 2 (1952/53), Heft 2).
57. Rhamm, Karl, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. II. Abteilung: Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slavischem Waldgebiet. 1. Teil: Altgermanische Bauernhöfe im Übergang vom Saal zu Fletz und Stube. S. 1—1117 (II. 1).
58. Rhamm, Karl, Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde, II. Abteilung: Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slavischem Waldgebiet. 2. Teil. Germanische Altertümer aus der slawisch-finnischen Urheimat. S. 1—431 (II. 2).
59. Saupe, Curt, Das Umgebindehaus. — Von Domen, Mühlen und goldenen Reitern. Dresden 1955.
60. Schäfer, Carl, Deutsche Holzbaukunst. Dresden 1942. 2. Auflage.
61. Schier, Bruno, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. — Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde. Reichenberg 1932.
62. Schier, Bruno, Das deutsche Haus. — Die Deutsche Volkskunde, herausgegeben von Adolf Spamer, 1. Band. Leipzig 1934.
63. Schmidt, Bruno, Das sächsische Bauernhaus und seine Dorfgenossen. 2. Auflage. Dresden 1926.
64. Schmidt, K. (Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser).
65. Schnelle, Martin, Verbreitung des Umgebindehauses in Sachsen und seinen Grenzgebieten. 1932 (Staatsarbeit).
66. Schulenburg, Wilhelm von, Das Spreewaldhaus. — Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1886. Band 17. Seite 123—144.
67. Schwab, H., Das Schweizerhaus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung. Aarau 1918.
68. Schwab, H., Die Dachformen des Bauernhauses in Deutschland und in der Schweiz, ihre Entstehung und Entwicklung. Dissertation. Oldenburg 1914.
69. Sommer, Kurt, Haus- und Hofformen. — Frenzel, W., Karg, F., Spamer, A., Grundriß der sächsischen Volkskunde. Leipzig 1932.
70. Sulze, Heinrich, Die Entstehung der Säulenhallen Bolognas (Original italienisch).
71. Tolstov, P., Sovětská škola v národopise (Die sowjetische Schule in der Volkskunde). Praha 1949 (Tschechische Übersetzung).
72. Tschernik, E., Die Entwicklung der sorbischen Bevölkerung. Berlin 1954.
73. Wedler, Bernhard, Hölzerne Hausdächer. Düsseldorf 1955. 5. Auflage.
74. Wendt, Peter, Ein Beitrag zum Umgebindehaus. Seminararbeit (Technische Hochschule Dresden), 1952.
75. Wickop, Walther, Vom Gestaltwandel der Landbaukunst in Niederdeutschland. Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Hochschule Dresden, 3 (1953/54), Heft 5, Seite 685—692.
76. Wilhelm, F., Backofenfund in einem vorgeschichtlichen Walle. — Prähistorische Zeitschrift 8 (1916).
77. Wolf, Gustav, Das norddeutsche Dorf. München 1923.
78. Wuttke, A., Sächsische Volkskunde, 2. Auflage. Leipzig 1903.
79. Zelenin, Dmitrij, Russische (ostslawische) Volkskunde. Leipzig und Berlin 1927.

Nachweis der Bilder

Eberhard Deutschmann, Berlin: 1—4, 9—14, 16—19, 23, 26, 28—34, 36—40, 47, 53—55, 58—68, 70, 72—82, 91—96, 98—117, 119—121, 123, 125—127, 130, 132, 133, 139, 142, 143, 145, 150—155, 157, 159—166, 168—170, Tafeln 1—10, 12—17
 Kurt Heine, Bautzen: 27, 35, 51, 52, 71, 97, 128, 131, 140, 141, 149, 167

Oskar Kaubisch, Bautzen: 144
 Planarchiv des Institutes für Denkmalpflege, Dresden: 15, 20—22, 24, 25, 44—46, 48—50, 56, 57, 69, 122, 135—138, 146—148
 Planarchiv des Institutes für sorbische Volksforschung, Bautzen: 134, 156, 158

Abkürzungen

got. = gotisch
L = Leska, Burg-Kolonie, Nr. 37
K = Kasper, Burg-Dorf, Nr. 222
N = Nacke, Burg-Kolonie
Ly = Lyndok, Klein-Partwitz, Nr. 11

Š = Scholtke, Rohne, Nr. 34
B = Badar, Halbendorf, Nr. 34
obs. = obersorbisch
nds. = niedersorbisch
dt. = deutsch

russ. = russisch
lat. = lateinisch
ursl. = urslawisch
ahd. = althochdeutsch
mhd. = mittelhochdeutsch

Einband und Schutzumschlag: Dr. Helmut Trauzettel, Typographie: Gerhard Weber
Bestell-Nr. 2753 Lizenz-Nr. 200/74/58
Satz und Druck: VEB Graphische Werkstätten Zittau-Görlitz 1,5 3269



SL
0